

Hrsg. Ullrich Junker

**Die
Berufs-Reise nach America
Briefe
der Generalin von Riedesel
in America**

**auf dieser Reise
und während des sechsjährigen Aufenthalts
zur Zeit des dortigen Krieges
in den Jahren 1776 bis 1783
nach Deutschland geschrieben**

©Transkription
Im Dez. 2017
Ullrich Junker
Mörikestr 16
D 88384 Bodnegg

Vorwort

Die in Buchwald im Riesengebirge lebende Friederike Gräfin von Reden, geborene von Riedesel zu Eisenbach hat sich als Ehefrau des preußischen Ministers Friedrich Wilhelm von Reden besonders durch ihr soziales Engagement im Riesengebirge hoch verdient gemacht.

Besonders hervorzuheben ist die Gründung des Exulantendorfes Zillerthal im Gemeindegebiet Erdmannsdorf, seit 1937 fusioniert zu Zillerthal-Erdmannsdorf (Mysłakowice) im Riesengebirge ab dem Jahre 1837. Hier wurden ursprünglich 416 Zillertaler angesiedelt, die wegen ihres protestantischen Glaubens ihre Tiroler Heimat verlassen mussten. Gräfin von Reden wirkte hier maßgebend bei der Ansiedlung und Integration der Tiroler mit.

Im weiteren verdanken wir ihr die Umsetzung der norwegischen Stabkirche Wang aus dem 12./13. Jahrhundert in das Bergdorf Brückenberg im Riesengebirge im Jahre 1842. Dies war nur möglich durch die freundschaftlichen Beziehungen zum Preußischen König Friedrich Wilhelm IV in Berlin, der seinen Sommerresidenz im nachbarlichen Schloss Erdmannsdorf im Riesengebirge hatte.

Den wenigsten aber dürfte bekannt sein, dass Friederike 6 Jahre ihrer Kindheit in Amerika verbracht hat.

Ihr Vater, der General Friedrich Adolf Riedesel zu Eisenbach, war Kommandeur der braunschweigischen Truppen im Amerikanischen Unabhängigkeitskrieg, die auf Seiten der Engländer kämpften.

Und nun geschah das schier unglaubliche, die Ehefrau des Generals Riedesel, Friederike Charlotte Luise geb. von Massow macht sich im Mai 1776 mit drei kleinen Kindern, Gustchen, vier Jahre und neun Monate alt, Friederike zwei Jahre und die jüngste Caroline, gerade zehn Wochen alt, nach Amerika auf, um ihrem Mann in den Unabhängigkeitskrieg zu folgen. Schon die Reise nach England ist ein Abenteuer. Man wird in London sogar vom englischen Königspaar empfangen, ebenso bei der Rückkehr aus Amerika. Die Reise mit dem Segelschiff von England nach Amerika dauerte 7 Wochen.

In Amerika wurden die Töchter Amerika am 7. März 1780 und Canada im Nov. 1782 geboren. Dem Töchterchen Canada war nur ein sehr kurzes Erdendasein beschieden. Es starb schon nach 5 Monaten.

Die Generalin Riesel wohnte bei ihrem Mann und wechselte oft kriegsbedingt die Wohnstätte. Sie wurde dafür bewundert, dass sie mit drei kleinen Kindern diese Strapazen auf sich nahm und wurde von vielen Seiten unterstützt.

Die Familie wurde aber auch in sehr gefährliche Kriegshandlungen verwickelt und musste erleben, wie in nächster Nähe Soldaten umkamen.

General Riesel, seine Frau und seine Töchter wurden nach dem Saratoga-Feldzug 1777 gefangengenommen, als General John Burgoyne kapitulierte. Aber auch hier wurde die Familie respektvoll behandelt.

Im Frühjahr 1782 erfolgte dann die Rückreise über England nach Braunschweig.

Im Dezember 2017

Ullrich Junker
Mörkestr. 16
D 88285 Bodnegg

Die
Berufs-Reise nach America

Briefe
der

Generalin von Riedesel

auf dieser Reise

und

während ihres sechsjährigen Aufenthalts
in America

zur Zeit des dortigen Krieges

in den Jahren 1776 bis 1783

nach Deutschland geschrieben



Berlin

bei Haude und Spener

1800

Vorbericht.

Von denen deutschen Truppen, welche zu Bezwingung seiner empörten Colonien, England in Sold nahm, führte der General Riedesel die Braunschweigischen an. Im Jahr 1776 gieng er an ihrer Spitze nach Amerika und verließ seine Gemahlin mit dem Wunsch, daß Sie nebst ihren Kindern ihm nach jenen Welttheil folgen möchte. Dies geschah, und gab die Veranlassung zu den Briefen, welche der Leser in diesem Bändchen findet. Die Verfasserin schrieb sie auf jener gefahrvolle Reise und während ihres Aufenthalts in Amerika an ihre hier in Berlin wohnende Frau Mutter, die Wittwe des ehemaligen Staatsministers Herrn von Massow Excellenz, desgleichen an andre vertraute Freunde.

Vor einigen Jahren kamen sie in die Hände ihres Schwiegersohns, des Königl. Preuß. Hofmarschalls und Kammerherrn Heinrich des XLIV. Grafen Reuß zu Berlin.

Er benutzte die Muße eines Sommers, den er mit seinen Schwiegereltern auf dem Lande zubrachte, um sie zu ordnen, und ließ sie wegen des großen Interesse, das sie bei allen Verwandten erregten, im abgewichenen Winter, als Manuscript für die Familie, aber nur in einer sehr geringen Anzahl den Exemplaren drucken.

Der General von Riedesel hat den Abdruck nicht erlebt; er ist den alten Januar dieses Jahres als General-Lieutenant und Commandeur zu Braunschweig mit Tode abgegangen.

Auch ohne diese Geschichte von der Erscheinung dieser Briefe würde man es den Briefen selbst ansehen, daß sie nicht für das Publikum bestimmt waren; aber, so wie sicherlich nicht Alles, was für das Publikum bestimmt ist, deshalb auch vor ihm zu erscheinen verdient so gewiß verdient auch Manches, was

dem Publikum vorenthalten wird, demselben zu Theil zu werden. Und das dünkt mich bei diesen Briefen in mehr denn eitler Rücksicht so sehr der Fall, daß, als mir eins von den Exemplaren zu Gesicht kam, welche der verehrungswürdige Herausgeber bloß verschenkt, ich Jhn um Erlaubniß bat, eine Auflage davon für das Publikum veranstalten zu dürfen. Der Herr Graf gewährte mir diesen Wunsch, mit der Aeüßerung, „wenn ich glaube, daß dadurch Nutzen gestiftet werden könne.“ Dieser Meinung bin ich sehr zuversichtlich. Wenn nemlich Beispiel mehr Eingang findet als bloße Lehre-, wenn innige Anhänglichkeit in der Ehe, wenn religiöse Beobachtung der Mutterpflichten, wenn der Grundsatz, daß in allen Umständen und Verhältnissen des Lebens nichts so sicher Beruhigung giebt, als das Bewußtseyn seine Pflicht gethan zu haben, wenn Aufopferungen und Verleugnungen mancher Art dieses Streben nach Erfüllung der Pflicht nicht schwächen, wenn standhafte Ergebung in das was die Umstände unabänderlich machen, wenn das alles musterhaft und um desto scheinbarer ist, je seltener es, vielleicht besonders in den höheren Ständen, gefunden wird: So kann eine Lektüre, die alle jene Tugenden praktisch angewendet darstellt, gewiß nicht ohne Nutzen bleiben. Um so viel als Wahrheit mehr werth ist denn Dichtung, um so viel größer muß das Interesse sein mit welchem man diese Briefes lesen wird, weil hier alles auf Thatsachen beruht, während auch im besten Roman die Ueberzeugung, daß alles nur um eines gewissen Lehrzweckes theilen ersonnen sey, die herzliche Theilnahme am Ende doch nicht anderseits stöhren und der daraus berechneten moralischen Wirkung hinderlich sehn wird.

Mit Genehmigung des hochachtungswürdigen Herausgebers habe ich bei diesem Abdruck den Titel dieses Werkchens abgeändert.

In der bloß für die Familie bestimmten Ausgabe lautet er folgendermaßen:

Auszüge aus den Briefen und Papieren des Generals Freyherrn von Riedesel und seiner Gemahlin, gebohrnen von Massow, ihre beiderseitige Reise nach Amerika und dortigen Aufenthalt betreffende zusammengetragen und geordnet von ihrem Schwiegersohne Heinrich dem XLIV. Grafen Reuss.

(gedruckt als Manuscript für die Familie.)

Die überschwengliche Menge von Büchern macht es, wo nicht allgemein, wenigstens im Buchhandel, überaus wünschenswerth, daß, zumahl bei Büchern verwandten Inhalts, eins vom andern sich so viel möglich durch den Titel unterscheide, und bei der zahlreichen Rubrik: Reisen, ist dies Bedürfniß doppelt fühlbar. Wird nun der Titel, je charakteristischer, um desto besser sehn; so bedarf es wohl keiner Vertheidigung, daß, da die Frau Generalin von Riedesel zu keiner von denen Classen gerechnet werden kann, in welche Yorik die Reisenden eintheilt, ich die Reise derselben, ihrem Motive nach, die Berufs-Reise nach Amerika benannt habe. Belege für die Richtigkeit dieser unterscheidenden Benennung findet der Leser fast auf jeder Seite des Buchs, wenn sie auch namentlich pag. 36. 38. und 209. nicht wörtlich gerechtfertigt weite. Daß von den Briefen des General Riedesel und von einem Bruchstück aus seinem Tagebuche, über die militärischen Operationen des englischen General Bourgoyne, der Titel nichts sagt, entschuldigt sich dadurch wohl von selbst, daß jene Briefe hier nichts anders sind, als was die Exposition in einem Schauspiel, der militärische Bericht aber als eine Episode anzusehen ist.

Einige wenige Druckfehler, die in denen von mir selbst nicht korrigieren Bogen stehen geblieben sind, wird der Leser hoffentlich um desto eher entschuldigen, da sie größtentheils in ausgelassenen Buchstaben und dergleichen bestehen, folglich weicht-end dem Lesen ohne Anstand von jedem selbst berichtigt

werden können. Z. B. Seite 99 ehr eigensinnig statt sehr eigensinnig; Seite 116 Montrea statt Montreal; Seite 122 vor eine Crucifixe statt vor einem Crucifixe; Seite 282 laubten statt glaubten; Seite 184 ist zu Anfang der funfzehnten Zeile das Wort die ausgelassenen etc.

Die Titelvignette stellt die Demantspitze, ein in den Sankt Lorenzstrom hervorragendes Cap (Cap Diamond) vor, welches, eintausend Fuß über die Wasserfläche erhaben, den höchsten, in mehresten befestigten Punkt von Quebeck ausmacht und als die Citadelle der Stadt angesehen werden kann. Außerdem dass diese Landspitze einen mahlerischen Prospekt darstellt, verdiente sie vorzüglich auch deswegen hier abgebildet zu werden, weil sie den der weiten Reise der Verfasserin das oft ersehnte Ziel und von Beendigung derselben gleichsam das Signal war. Ich habe diese zweckmäßige kleine Verzierung aus Weld's Reisen nach Nordamerika entlehnt, welche mit den Briefen der Generalin den Riedesel zu gleicher Zeit in meinem Verlage herausgekommen sind, und die ich jedem, der sich von dem neuesten Zustande der Freistaaten von Nordamerika, imgleichen von Canada einen getreuen, anschaulichen Begriff zu machen wünscht,¹ als eine sehr interessante Lektüre empfehlen zu können glaube.

Berlin den 8. Mai 1800.

Carl Spener.

¹ Weld hielt sich nemlich vom Ende des Jahres 1795 bis zu Anfang des Jahres 1792 in Nordamerika auf.

Erster Brief.

Vom General Riedesel an seine Frau.

Leifert, den 22. Februar 1776.

Liebste Frau. Nie habe ich mehr gelitten als heute früh bei meiner Abreise. Mein Herz brach mir, und hätte ich zurück gekonnt, wer weiß was ich gethan hätte! Aber, meine Liebe, Gott hat mir diesen Beruf gegeben, ich muß ihm folgen; Pflicht und Ehre verbinden mich dazu; man muß sich also trösten und nicht murren. Auch beunruhigt mich nichts als Deine Gesundheit und das Kind welches Du unter Deinem Herzen trägst, und alles was die Pflege Deiner Person und unserer lieben Töchter Gesundheit betrifft. Nimm ihrer auf's sorgfältigste wahr; ich liebe sie auf's zärtlichste.

Jch bin glücklich bis hieher gekommen, und befinde mich wohl, obgleich äusserst ermüdet, weil die Seele diese Tage her so viel gelitten hat. Jch hoffe inzwischen auf einen erquickenden Schlaf, und wünsche ihn Dir auch.

Jch bin heute Abend zum Generalmajor ernannt worden; also, meine Frau Generalinn, erhalte Deine Gesundheit, daß Du mir gleich nach Deinen glücklichen Wochen folgen könntest. –

Zweiter Brief.

Von Ebendemselben.

Gifhorn, den 23. Februar 1776

Da bin ich glücklich ohne Unfall bis nach Gifhorn gekommen, und gottlob ohne Desertion. Jch würde die Nacht gut geschlafen haben, wenn meine Seele nicht zu sehr mit Dir und meinen lieben Kindern beschäftigt gewesen wäre. Ja, Du hast, liebe Frau, nicht gemerkt, und auch nicht merken sollen, was ich diese letzten vier Wochen gelitten habe, und wie viel es mich gekostet,

Dir meinen Kummer zu verbergen. Mein Geist hat von der Arbeit nicht gelitten, denn die bin ich gewohnt; aber von Traurigkeit und Kummer. Nun wohlan, es ist überstanden! Gott hat es so gewollt: Sein Wille geschehe!

Ich zweifle nicht, es wird möglich sein, daß Du mir folgest. Komm nur glücklich nieder, pflege Deiner Gesundheit, und wage nicht zu viel mit den zu jungen Kindern. Ich denke, daß die Aelteste die Reise gut aushalten werde, wie auch Fritze, aber die Jüngste oder den Jüngsten mußt Du nicht zu sehr der Gefahr aussetzen, und nicht aus zu großer Zärtlichkeit zu viel wagen. Besser ist's sich von einem geliebten Kinde trennen als sich seinen frühzeitigen Tod vorzuwerfen zu haben. –

Zweitens, mußt Du nicht eher abreisen, als bis Du meine ersten Briefe aus America erhalten haben wirst, damit Du wissest wo ich sei. Drittens endlich, mußt Du Dir gute Empfehlungsschreiben nach England geben lassen, damit Du mit Bequemlichkeit daselbst sein könntest; und kleine Tagesreisen machen, und die Kinder nicht zu sehr der Luft aussetzen. –

Dritter Brief.

Von Ebendemselben.

Haukenbüttel, den 25. Februar 1776.

Heute früh, liebe Frau, habe ich Deinen ersten Brief erhalten; gottlob daß ich daraus ersehen, daß Du wohl bist, und angefangen hast Dich darin zu ergeben, was meine Pflicht und der göttliche Wille von mir gefordert hat. Fahre so fort, und bete zu Gott, so wird er Dir die nöthige Kraft geben alles zu ertragen. Ich befinde mich gottlob sehr wohl, aber den Schlaf muß ich noch entbehren, und mein Herz ist mir noch schwer. Du fehlst mir, und meine lieben Kinder. – Was sagt Gustchen? und was macht Fritzchen? – Grüße vielmahls Madame Paasch und

ihre Tochter von mir, und sage letzterer, sie sollte mir einen Brief schreiben, den Du nicht lesen sollst, über Deine Gesundheit und die Lage Deines Gemüths.

Küsse auf's zärtlichste Gustchen und Fritzchen von mir, und sei versichert, daß ich stets bin. —

Vierter Brief. Von Ebendemselben.

Amelinghausen, den 29. Febr. 1776

Ich will Dir in wenig Worten mein Tagebuch machen. Du weißt daß ich den 22sten in Leifert, traurig, nachdenkend und ermüdet war, und doch nicht schlafen konnte.

Den 23sten war ich bei kaltem und schlechtem Wetter in Gifhorn, wo ich beim General Bremer gegessen habe.

Den 24sten zu Haukenbüttel, wo wir Rasttag hatten.

Den 25sten und 26sten in Vriestädt. Ich ging mein Regiment Dragoner zu besehn, welches auf dem Gute eines Herrn von Grote lag.

Den 27sten kam ich nach Ebsdorf, und den 28sten nach Amelingshausen. Ich besah mein Infanterie-Regiment, und kam erst Abends um 11 Uhr hieher.

Seit gestern habe ich mein Regiment Dragoner bei mir, und werde es auch bei mir behalten bis nach Stade, wo wir den 5ten März ankommen werden. Heute werde ich wieder einen großen Tisch haben. Unser gewöhnlicher Tisch ist von 12 Personen. Die Tage da wir auf dem Marsch sind, haben wir 5, und die Rasttage 6 Schüsseln. Die Küchenausgabe ist einen Tag in den andern gerechnet $\frac{1}{2}$ Louisd'or.

Hier hast Du einen Brief an Gustchen und Fritzchen, welche ich zärtlich umarme, und mit Herz und Seele auf immer ganz der Deinige bin. —

Fünfter Brief.

Von Ebendemselben.

Stade, den 3. März 1776

Ich schreibe Dir dieses, zwar in großer Müdigkeit, aber mit sehr fröhlichem Herzen über die glückliche Einschiffung des Regiments Dragoner und der Grenadiere. Um 7 Uhr fing man an die Mannschaft einzuschiffen, und in weniger als 3 Stunden war kein Mann mehr in der Stadt, alles war auf der Elbe 1 ½ Stunden von hier. Die Ausfahrt in Kähnen hier aus der Stadt war das schönste Schauspiel das man nur sehn konnte. Alles war zufrieden und fröhlich, und man kann hier in der Stadt nicht genug die Ruhe, mit welcher die Einschiffung geschahe, und die gute Aufführung der Truppen während ihres hiesigen Aufenthaltes rühmen. Morgen kommt das Regiment Prinz Friedrich und das meinige hieher, aber ich weiß noch nicht wann sie eingeschifft werden, weil noch die Hälfte unserer Schiffe fehlt, und man nicht weiß wann sie kommen, da ihre Equipage noch nicht bereit war, als die, welche hier sind, von England absegelten. –

Ich glaube also, daß ich wenigstens noch 8 Tage in der Stadt bleiben werde. Ich bekomme einen guten Officier mit auf mein Schif, den Kapitain Foy, den Du Dich erinnern wirst in Minden gesehen zu haben. Er war Officier von der englischen Artillerie und ein sehr großer Marsch. Dieser Foy hat eine Amerikanerin zur Frau, welche jetzt in England ist. Er hat Lust seine Frau nach Amerika kommen zu lassen, sobald es etwas ruhiger wird, und es würde ihm sehr lieb sein, wenn sie Dich dahin begleiten könnte, aber nicht eher als bis ihm und mir bewußt sein wird, wo wir sein werden. –

Dieser Foy wird bei mir bleiben bis wir glücklich in Amerika angelangt sind; und er beschreibt mir unsere Ueberfahrt wie eine Kleinigkeit. – Das Schif auf welches ich hier kommen werde, ist die Pallas, ein sehr gutes Schif, aber mit einer etwas

kleinen Kajüte für 7 Officiere, die ich genöthigt sein werde bei mir zu behalten. Dafür verspricht mir aber Fazit daß ich von Portsmouth aus, auf ein Kriegs-Schif, und noch dazu auf ein großes kommen werde. Ich habe heute alle hier befindlichen Schiffe besehen. –

Doch genug von mir, liebste Frau; nun von Dir, die mich mehr interessirt als ich selbst. Ich hoffe daß Du Dich nun von Deiner Niederkunft völlig erholt haben, und gegen April marschfertig sein wirst.

Sechster Brief. Von Ebendemselben.

Stade, den 18. März 1776.

Liebe Frau! Hier bin ich auf dem Punkt mich einzuschiffen, mit völliger Ergebung in die göttliche Gnade, die mich allenthalben so liebeich als bisher leiten wird. Erschrick nicht über diese Nachricht, und glaube, daß man es auf einem Schiffe recht gut hat. Ich habe sehr gute Gesellschaft, und wenn ich auf die englische Küste komme, und daselbst auf ein Kriegs-Schif versetzt sein werde, so werde ich es noch besser haben. –

Es bleibt denn also beschlossen, daß Du nach Plymouth gehst, sobald es Deine und unsers neugebohrnen Töchterchens Karoline Gesundheit erlaubt; und daß Du daselbst meine weitere Nachrichten aus Amerika erwarten wirst. Sei nicht ungeduldig. Gott liebt uns zu sehr, um uns nicht sobald als möglich wieder zu vereinigen.

Mein Bruder wird noch morgen mit mir essen, und dann ist alles vorbei: das ist noch ein trauriger Zeitpunkt für mich. – Umarme unsere Kinder! ja, unsere lieben Kinder! von meiner wegen. – Das Schif erwartet mich – ich muß fort. – Lebe wohl! – Liebe mich stets; erhalte mir Deine mir so theure Gesundheit, und bleibe versichert, daß ich auf immer ganz der Deinige bin. –

Siebenter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas, den 21. März 1776.

Hier liegen wir noch ruhig vor Stade wegen widrigen Windes, also muß man Geduld haben. Doch werden wir heute Mittag nach Fryburg ohnweit Glückstadt fahren, wo wir bessern Wind abwarten wollen, um in See zu gehn und nach England überzuschiffen. Inzwischen leben wir vergnügt, und um mein Glück vollkommen zu machen fehlest Du nur, denn ich bekenne, daß ich ein großes Verlangen habe, Dich wieder zu sehen. – Zu Deiner Unterhaltung schicke ich Dir hier ein Tagebuch, wie wir unsere Zeit zubringen.

Erstlich, haben wir eine Kajüte ohngefähr so groß wie Deine Stube; auf beiden Seiten sind zwei kleine Kabinette, in deren einem mein, und in dem andern des Kapitain Foy Bette ist. In der Kajüte selbst sind noch zu beiden Seiten vier Betten angebracht, worinnen die Kapitaine Hensch, Gerlach, Cleve und der Rittmeister Fricke schlafen. Der Kassirer und Ober-Feldkassirer, wie auch der Sekretär, sind in dem Raum wo die Soldaten wohnen, und wo für sie eine besondere Kajüte abgeschlagen ist.

Des Morgens stehe ich ohngefähr um 7 Uhr auf, nachdem ich mein Gebet noch im Bette verrichtet habe. Wir ziehn uns gleich an, und frühstücken dann auf englische Art, mit Thee und Butterbrot. Dann gehe ich aufs Verdeck um meine Pfeife zu rauchen; hernach schreibe oder lese ich, trinke meinen Kaffee, gehe auf und ab mit den beiden Engländern, und bringe so mit ein oder zwei Da - capo von Tabackspfeifen meine Zeit zu bis zum Mittagessen, welches wir um 2 Uhr halten. Wir sind 9 Personen bei Tische, haben drei Schüsseln und essen ohngefähr eine Stunde. Dann wird das Tischtuch abgenommen und eine halbe oder dreiviertel Stunden Gesundheiten getrunken, als

nämlich: 1) Der König. 2) Der Herzog. 3) Deine und der Kinder. 4) Kapitain Foy's Frau. 5) Gute Seefahrt, und 6) gute Expedition in Amerika. Um 4 Uhr ist alles vorbei. Die Konsumtion beträgt täglich 4 Bouteillen Wein, und $\frac{1}{2}$ Bouteille Rack zum Punsch. Hernach trinke ich mit den Engländern Kaffe. Die übrigen Herren besorgen sich selbst. Nach dem Kaffe besuche ich andere Schiffe, und des Abends spielen wir eine Partie Whist. Um halb neun Uhr wird kalt Fleisch gegeben; Wein, wenn Jemand trinken will, und Bier, und um 10 Uhr geht alles zu Bette, und so wird wohl ein Tag wie der andere hingehen.

Kapitain Foy geht von Dover nach London, um seinen Bericht an den König zu machen, und kommt in Portsmouth wieder zu mir. Nach seiner Ankunft werde ich dort auf ein Kriegsschif versetzt, wo alles so eingerichtet werden wird, daß ich mehr Bequemlichkeit habe.

Der General Gage ist mit diesem Schiffe aus Amerika gekommen, und zu der Zeit sind 8 kleine Kajüten des Generals Stube und ein Speise-Zimmer darin gewesen, und so soll es wieder werden. Von allem diesen sollst Du von Portsmouth aus Nachricht bekommen, so wie auch wie die Sachen in Amerika stehen, und wie wir uns am baldigsten und sichersten wiedersehen können.

Achter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas, den 22. März 1776.
Aus der offenen See, an der rothen Tonne
wo die Lootsen die Schiffe verlassen.

Hier sind wir auf der offenen See. Die Lootsen gehn ab, und durch sie schreibe ich Dir diesen letzten Brief von Deutschlands Grenzen. Fürchte nichts, wir befinden uns alle Miteinander

noch sehr wohl, und ich hoffe daß wir die ganze Ueberfahrt bis nach Spithead bei gutem Wohlsein machen, und auch, an das weite Meer einmahl gewöhnt, bis nach Amerika vollkommen gesund kommen werden.

Foy verspricht mir Mittwoch aufs spätestens auf der Höhe von Spithead zu sein; und das erste, woran ich denken werde, wird sein, Dir unsere Ankunft und mein Befinden zu melden.

Neunter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas, Dover gegenüber, den 26. März 1776.

Ich schreibe Dir in dem Augenblick da wir die englische Küste sehn. Kapitain Foy, welcher nach London geht, will diesen Brief dort auf die Post geben. Ich kann Dir mit Vergnügen melden, daß ich nicht einen Augenblick krank, noch weniger seekrank gewesen bin, sondern stets guten Appetit und Schlaf behalten habe. Die Soldaten sind aber meistens alle krank gewesen, und sind es größtentheils noch; wie auch meine Leute. Der arme Koch ist es so sehr, daß er gar nicht arbeiten, ja nicht einmahl den Kopf aufheben kann. Dieses ist eine große Unbequemlichkeit für uns, denn Kapitain Foy und ich müssen unsere Küche selbst besorgen, welches Dich belustigen würde wenn Du es sähest.

Hier werde ich Dir nun eine kleine Relation von unserer Seereise machen. Donnerstag segelten wir von Stade nach Fryburg; es war ein herrliches Schauspiel alle die schönen Dörfer an beiden Küsten zu sehn. Glückstadt, eine schöne dänische Vestung, ließen wir zu unserer Rechten. Wir waren vergnügt, assen und tranken gut und spielten unser Whist den Abend.

Freitag segelten wir nach Ritzebüttel oder Cuxhaven, wo wir den Abend ankamen, an's Land stiegen, die Stadt besahen und den Abend Whist spielten.

Sonnabend gingen wir in See, mit einem sehr ruhigen Wind; wir spürten fast gar nicht, daß wir in See waren; alles war gesund, wir assen mit großem Appetit. – Von der rothen Tonne, wo uns der hannöverische Lootse verließ, schrieb ich Dir den letzten Brief. Den Nachmittag kamen die Fischer von Helgoland und ich kaufte für 2 Rthlr. einen großen Kabeljau, 20 Schellfische und 4 Fluntern; welche ich in Braunschweig nicht für 10 Rthlr. erhalten hätte. Es fing an regnigt Wetter zu werden.

Sonntag Morgen hatten wir einen starken Nebel, die See wurde stürmisch. Es wurden von unserm Schif 2 Kanonen gelöset, um den andern Schiffen die Route anzuzeigen, welche sie nehmen sollten. Der Nebel ging in die Höhe, der Wind und die Wellen hoben sich stark, es gab aber doch keinen Sturm. Nun ward alles krank. Der Koch konnte nicht kochen; Müller mich nicht anzieh'n; Valentin konnte nichts finden – Summa ein großes Lamentiren und große Schweinerei an allen Orten. Mich hungerte, ich hatte nichts zu essen; kurz; Kapitän Foy und ich kochten in der Matrosen-Küche eine Erbsuppe, und assen kalten Rost-Beef; das war das ganze Diner. Die Soldaten assen gar nicht. –

Montag war das Wetter etwas gelinder; einige Leute wurden besser, die meisten aber blieben krank. Kapitän Foy und ich kochten abermahls eine Portativ Bouillon-Suppe, Schellfisch mit Sardellen-Sauce, Ragout von Rost-Beef, und einen Kalbsbraten mit Kartoffeln.

Dienstag war das schönste Wetter von der Welt, einige Leute wurden wieder gesund. Die Soldaten kochten für sich, der Koch konnte aber noch nicht auf, ich kochte also wieder mit Foy. Wir hatten Reiß-Suppe, gelbe Rüben mit Rindfleisch, Kabeljau mit

Sardellen-Sauce und Ragout von Kalbsfleisch. – Von weitem sah man Land.

Heute Mittwoch sind wir Dover gegenüber. Kapitain Foy geht ab, und nimmt diesen Brief mit. Liebster Engel, stelle Dir vor, daß alles auf dem Wasser krank wird, mithin Du von allen Dritten Leuten nicht die geringste Hülfe hast. Du mußt also die kürzeste Ueberfahrt nach England wählen, und ich halte die beste, über Calais.

Kapitain Foy sagt, sobald Quebee noch unser und keine amerikanische Armee diesseits Montreal ist, so wird nicht allein er, sondern auch General Carleton seine Frau kommen lassen; vor diesen dürftest Du absolut nicht abreisen, alsdann aber könntest Du mitgehn, und gienst sicher, hättest Gesellschaft und Wartung unterwegs, und es fehlte Dir an nichts.

Zehnter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas im Hafen von
Portsmouth den 28. März 1776.

Du siehst, liebe Frau, daß ich keine Gelegenheit versäume, Dir Nachricht von mir zu geben. Hier sind wir glücklich auf der Rhede von Portsmouth angekommen, und ich bin im Begriff einen Besuch in der Stadt zu machen, bei dem Admiral Douglas und den andern Generalen, die gleich wie wir, hier sind, um sich nach Amerika einzuschiffen. Unsere Leute sind wieder gesund, und der Koch hat mich in seinem Dienst wiederum abgelöset, welches meinem Magen sehr wohl gethan hat. Du kannst Dir das schöne Schauspiel nicht vorstellen, welchen wir gestern frühmorgens um 6 Uhr gehabt, da wir so nahe von Calais waren, daß wir jedes Haus in der Stadt unterscheiden konnten, und zu gleicher Zeit und auf gleiche Art, die Stadt Dover auf der eng-

lischen Küste sahen. – Um 9 Uhr verließ uns Foy um nach London zu gehen, und den ganzen Tag sind wir längs der englischen Küste gefahren, und haben alle Augenblick eine neue Stadt gesehen: Leute, die ackerten, und Reisende, die unsre kleine Flotte neugierig anblickten. Das ging so fort bis an den Abend. Darauf schlief ich ruhig, und diesen Morgen um 5 Uhr sahen wir Portsmouth, und haben um 9 Uhr Morgens hier geankert, und sind im Begriff ans Land zu gehen.

Eilfter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Palas, zwischen Portsmouth
und Plymouth, den 6ten April 1776.

Unsere Abfahrt von Portsmouth ist eher erfolgt als ich glaubte. Da der Wind uns günstig wurde, so haben wir, um ihn nicht zu versäumen, die Anker gelichtet, und sind vorgestern um 11 Uhr Vormittags, 30 Seegel stark, mit dem schönsten Wetter von der Welt, unter Begrüßung aller unsrer Kanonen und der, der Flotte, die noch immer auf der Rhede von Spithead liegt, abgesegelt. – Den 5ten ward der Wind ungünstig, und blieb so bis heute früh. Nun gehn wir mit gutem Winde gerade nach Plymouth; wo wir uns zwar gar nicht aufhalten werden; ich aber doch hoffe, diesen Brief an Dich in die Stadt gelangen zu lassen. Gott sei gelobt, daß Er Deinen Mann so gesund erhält. Verschiedene Officiere sind schon krank, unter andern mein englischer Adjutant, ich aber befinde mich wohl, habe guten Appetit, und schlafe gut; hoffe demnach bis nach Amerika wohl zu bleiben.

Ich glaube, daß dieses der letzte Brief sein wird, den Du bis zu unserer Ankunft in Amerika von mir erhalten wirst; wenn wie nicht etwan Schiffe unterwegs begegnen, denen ich Briefe mitgeben könnte, die ich zu diesem Behuf immer bereit halten werde. –

Noch verschiedene Sachen muß ich Dir zur Nachricht sagen. In Braunschweig mußst Du Dir Recommendation geben lassen, daß Du in London in einem Privathause, und nicht in einem Gasthose für Geld logirest; da kannst Du gleich für die Tage, die du da zu bleiben gedenkst, Essen und Trinken zu Mittag und Abend im Ganzen accordiren, wie auch Quartier und Frühstück. Haben die Leute Equipage, so accordire solche mit, alsdann kommst Du viel besser weg als im Wirthshause, wo alles dreimal so theuer ist. Zum Exempel für 7 Tage Nachtquartier, für mich, meine 2 Adjudanten und unsere Domestiken, ein Diner und 7 Soupers, das Diner zu 12 Personen, die Sonders jedesmal 4 Personen; habe ich müssen 22 Pf. Sterling, oder nach unserm Gelde 132 Rthr. bezahlen. –

Diese Regel mußst Du an allen Orten beobachten, wo Du einen Aufenthalt von einigen Tagen machen willst. Gehst Du nach Exeter, nach Plymoth oder nach Bristol an welchem letzteren Ort Madame Foy ist, so mußst Du Dir in London Anweisung geben lassen, wo Du dort in einem Privathause logiren kannst; dergleichen Privathäuser, wo für Geld Partikuliers logirt und gespeiset werden, giebt es genug in England. Ferner rathe ich Dir, daß Du in London, oder wo es ist, Dir die Art von Schiffen besehest, auf welchen man gemeiniglich zu transportiren pflegt, um Deinen Plan darnach zu machen, wie Du gedenkst Deine Schlafstellen einzurichten, denn mehr als ein Kind kannst Du nicht zu Dir nehmen, eins muß das Kindermädchen nehmen, und das kleine Kind muß in der Hangematte liegen.

Bouillon-Tafeln mußst Du in London kaufen, damit wenn es an frischem Fleisch fehlt, Du und die Kinder doch gute Suppen zu essen haben.

Zwölfter Brief.

Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas, den 24. April 1776.

Seit dem 4ten, als dem Tage unserer Abfahrt von Portsmouth, segeln wir auf dem großen Ocean bald mit gutem, bald mit schlechtem Winde, und dreimal haben wir schon so starke Winde gehabt, daß sie einem Sturme nahe kamen. Alle sind krank gewesen, ich aber habe gottlob alles gut und mit der besten Gesundheit ausgehalten. –

Wir haben anjetzt 507 volle deutsche Meilen von Stade aus zurückgelegt, und haben nun noch an 300 Meilen bis Quebeck zu machen. In 5 bis 6 Tagen werden wir, hoffe ich, die Küste non New-Foundland sehn, und kurz darauf in den Fluß St. Laurent einlaufen, wo dann die Fahrt angenehmer sein wird, und die häufigen Seekrankheiten aufhören werden. –

Liebste, beste Frau, ohnerachtet meiner Liebe für Dich, und meines brennenden Verlangens Dich so bald als möglich wieder zu sehen, würde ich, wenn ich Dir nicht mein Wort gegeben Dich nachkommen zu lassen und wenn ich alle Schwierigkeiten einer so langen Seefahrt gekannt hätte, mich sehr gehütet haben, Dir eine so weite Reise anzurathen, besondere mit Deinen Kindern. Ich muß bekennen, ich zittere, wenn ich an dieses große Unternehmen denke; aber mein Wort ist gegeben; also bequem‘ ich mich und hoffe, daß Gott seinen Segen dazu geben wird. – Aber um Gotteswillen reise nicht allein, und Warte, daß Madame Foy oder eine andere Dame von Stande mit Dir reiset, und in demselbigen Schiff. Es muß aber eine Dame sein, die schon die Reise nach Amerika gemacht hat, damit sie wisse, wie man sich dabei benehmen muß, und Dir rathen und helfen könne, im Fall Du oder die Kinder krank wäret; denn Du mußt Dir vorstellen, liebste Frau, daß Du und Deine Kinder und alle Deine Domestiken leicht unterwegs krank sein könntet, und wenn

auch nicht immer, doch bei dem ersten starken Winde; denn auf meinem ganzen Schiffe sind nicht 5 Menschen, die sich immer wohl befunden haben, und jedermann bekennt, daß es ein ordentliches Wunder ist, daß Ich eine Ausnahme davon gemacht. – In diesem Fall nun, bist Du mit Deinen Kindern im Bette ohne die mindeste Hülfe, und hast nichts zu essen noch zu trinken, und nicht einmal eine Seele, die Dir bei den nothwendigsten Bedürfnissen Hülfe leistet. Alle die zur Equipage des Schiffes gehören, sind meistens Schweine, Gauner und Erzgrobiane; und kochen nichts als gesalzenes Fleisch, halbgar, daß es gar nicht zu essen ist. Noch eins; dass Wasser wird zuletzt so schlecht und stinkend, daß mein es nicht trinken kann, und Du mußt suchen einen Filtristein zu bekommen, wodurch Du das Wasser filtriren könntest, und die Kinder gewöhnen Bier zu trinken, oder des Morgens das Wasser abkochen lassen, welches Ihr den Tag über trinken wollet.

Mein armer Koch ist fast immer krank, welches mir viel Unbequemlichkeit verursacht; und es giebt manchen Tag, wo wir nicht wissen, was und wie wir essen sollen. Dabei ist das frische Fleisch nun aufgezehrt, und es geht anjetzt an das gesalzene und an die Hühner. Wir werden nun bald anfangen unsere Hämmel zu schlachten. Das Schlimmste ist noch, daß die Krankheit des Kochs schuld ist, daß man nicht so sorgfältig die Lebensmittel aufheben kann, und sie daher eines Theils verderben, und andern Theils gestohlen werden.

Genug, ich müßte lügen, wenn ich sagen sollte, daß dieses hier ein angenehmes Leben wäre. Das beste ist, daß ich mich gottlob wohl befinde, und hierdurch also im Stande bin, alle diese Unbequemlichkeiten mit Geduld zu ertragen.

Dreizehnter Brief.
Von Ebendemselben.

Am Bord der Pallas, 2 Lieues diesseits
Quebec, den 1. Juni 1776.

Jch kann Dir keine große Beschreibung unserer Seereise machen; denn was soll ich von 9 Wochen sagen, die zwischen Himmel und Meer zugebracht worden, wo ein Tag wie der andere vorbeiging. Hier sind wir nun nach vielen Mühseligkeiten noch 2 Meilen von Quebec, wo wir diesen Abend ankommen werden; aber ohne uns dort aufzuhalten, da der General Carleton vor unsrer Ankunft die Rebellen aus der Gegend von Quebec vertrieben hat und in ihrer Verfolgung begriffen ist; daher wir unsern Weg auf dem Fluß fortsetzen werden, um uns mit diesem General zu vereinigen. Es ist also noch zu früh, Dir wegen Deiner Abreise einen Rath zu geben; der Kapitain Foy meint, man müsse abwarten, wohin uns die Expedition führen wird. Ich sage Dir weiter nichts, als: reise nicht allein, ohne eine andere Dame von Stande, es sei die Generalin Carleton oder Madame Foy oder eine andere. Ich muß schließen, weil dieser Brief auf das Kriegsschiff geschickt werden muß, welches ihn besorgen will. Sobald ich bei dem General Carleton angekommen bin, werde ich Dir umständlicher eher über alles, was vorgegangen ist, schreiben; auch wie ich mich befinde, und wegen Deiner Reise.

Vierzehnter Brief.
Von Ebendemselben.

Zwischen Quebec und Montreal den 8. Juni 1776.

Hier ist kürzlich, was sich seit unserer Ankunft in Quebec den 1ten Juni ereignet hat. – Wir kamen Abends um 6 Uhr vor

Quebec an. Ich stieg gleich ans Land, den General Carleton zu besuchen, der mich sehr höflich und freundschaftlich empfing, und mich auf den andern Tag zum Mittagessen einlud. Um Dir einen Begriff von seiner Person zu machen, so stelle Dir den Abt Jerusalem vor; Figur, Gesicht, Gang und Ton der Stimme sind ganz dieselben, und gäbe man ihm das schwarze Kleid und die Perücke, so würde man nicht den geringsten Unterschied finden.

Den 2ten Juni habe ich, nachdem ich bei Carleton gegessen, die gefangenen Rebellen gesehen. Den Abend habe ich einen Besuch bei dem Commodore Douglas abgestattet, der die Flotte kommandirt, und mich bei meinem Weggehn mit 13 Kanonenschüssen begrüßte.

Den 3ten, meinen Geburtstag, brachte ich auf meinem Schiffe zu. Es war mir nicht ganz recht, vom General Carleton den Befehl zu erhalten, die Dragoner und das Regiment Prinz Friedrich zu Quebec in Garnison zu lassen. Der Capitän Foy ward zum Generaladjutanten und Sekretär des Generals Carleton ernannt.

Den 4ten, als am Geburtstage des Königs von England, machte ich mit meinem ganzen Corps Officiere meine Aufwartung bei dem General, um unsern Glückwunsch abzustatten. Man lösete die Kanonen von der Festung und von allen Schiffen und nachher war großer Ball.

Den 5ten ertheilte mir der General Catleton das Kommando eines besondern Corps, welches ich nicht erwartete, und großes Aufsehn machte.

Den 6ten wurde ich, da der Wind günstig war, vom General Carleton abgefertigt, und ich segelte mit dem mir bestimmten Corps ab. Hier bin ich also nun auf dem See Champlain; aber sei ruhig wegen des Feindes. Er ist ganz fort, und wir haben diesseits des Sees Champlain keine Seele von ihm gesehn.

Liebe Seele, kein Ort ist bequemer für Dich als Quebec; Du kannst sogar füglich bis nach Montreal gehen, und dort Nachricht von mir erwarten, wohin Du uns folgen könntest. In Montreal ist eine sehr wohl eingerichtete Post, so daß Du sehr bequem zu Lande von einem Ort zum andern kommen kannst; und ich werde die Einrichtung treffen, daß Du in Montreal alle Bequemlichkeiten finden sollst. Das hiesige Land wird Dir sehr gefallen; es ist alles was man Schönes sehn kann.

Funfzehnter Brief.
Von Ebendemselben.

La Prairie, den 28. Jun. 1776.

Ich habe Dir letzthin einen ausführlichen Bericht von unserer Ankunft in Quebec gemacht. Von da sind wir nach Trois Rivières gegangen, wo ich aber nebst allen Generalen zu der Affaire die daselbst gewesen, zu spät gekommen bin. – Von da sind wir zu Schiffe weiter gegangen und zu Vergere ans Land gestiegen. Unser Marsch ist bis hieher ermüdend gewesen, nunmehr aber haben wir Ruhe. Meine ganze Equipage ist angelangt, und wir leben gut, aber theuer. Mein Tisch ist gewöhnlich von 10 bis 12 Personen und 6 Schüsseln; ich kann denselben aber nicht unter zwei Guineen des Tags bestreiten. Eine Boutheille Wein kostet 1 Rthlr. nach unserm Gelde. Ich bin hier allein mit allen teutschen Truppen. Es scheint, daß mir General Carleton wohl will; er zeichnet mich außerordentlich aus, und wenn das so fort geht, so habe ich Ursach sehr zufrieden zu sein. Ich hoffe, die Sache soll nicht lange dauern. Wir haben schon ganz Canada erobert, und werden, sobald die Kähne dazu fertig sind, über den See Champlain in Neu-England eindringen, wo alle Rebellen sind, und wo der General Howe sich auch befindet, der, wie man sagt, schon einige Vortheile über sie erhalten haben soll. – Wenn Du einmal hier bist, so werde ich suchen

Dich bequem in meinem Schiffe zurückbringen, wo Du besser sein wirst; denn nun bin ich mit dem Seefahren etwas bekannter, und weiß daher manchem Uebel abzuhelpen, welchem man zu Schiffe ausgesetzt ist –

Wenn Du die Reise unternimmst, wirst Du in Quebec den Obristlieutenant Baum mit den Dragonern finden, der schon dafür gesorgt hat, Dir ein gutes Quartier zu verschaffen. Du wirst mir dann gleich schreiben, und Dich einige Tage in Quebeck ausruhen. Dann nach Trois-Rivieres, einer ganz hübschen Stadt, gehn, wo Du ein gutes Quartier findest, in welchem der General Carleton gewohnt hat. Diese Stadt ist 30 Lieues von Quebec, und von da hast Du noch 30 Lieues nach Montreal, wo Du entweder mich selbst, oder meine weiteren Instruktionen finden sollst. Du wirst die Gegenden hier herrlich finden, nur schade, daß die Kolonien noch in ihrer Kindheit sind, und man also Gemüse, Obst und andere dergleichen zu einem guten Tisch gehörige Sachen, sehr selten findet; Fleisch, Geflügel und Milch aber hat man im Ueberfluß. – Die Häuser sind alle nur von einem Stockwerk, haben aber inwendig viel Zimmer, und sind sehr reinlich. Ein mittelmäßiges Bauerhaus gewährt unserer ganzen Familie hinlängliche Bequemlichkeit. Die Einwohner sind überaus höflich und dienstfertig, und ich glaube nicht, daß unsere Bauern bei einer ähnlichen Gelegenheit sich so artig bezeigen würden. Neues weiß ich Dir nichts zu schreiben. Wir sind hier sehr ruhig. Der General Carleton ist mit einem Theil der Armee zu Chambly, General Fraser zu St. Jean, und ich bin hier und durchreise das Land, um Kenntniß davon zu bekommen. Ich esse alle Mittag um 3 Uhr, gehe gemeiniglich ein wenig ermüdet zu Bette, und um 3 oder 4 Uhr des Morgens bin ich schon wieder auf der Landstraße. Vier Wochen werden wohl noch vorbei gehn, ehe wir den See Champlain passiren.

Sechszehnter Brief.

Von Ebendemselben.

La Savanne den 12. Sept. 1776.

Die Armee kampirt, um näher beisammen zu sein. Ich habe einen sehr guten Posten an einem Ort der Savanna heißt, und da ich ein besonderes Korps kommandire, so habe ich viel zu thun, und es fehlt mir nicht an Bewegung, welche meiner Gesundheit sehr zuträglich ist. Die Nächte sind schon ein wenig kalt; man denkt an die Winterquartiere und spricht auch schon davon: ich glaube daß wir sie im Monath Oktober beziehen werden. Welch Vergnügen würd' es für mich sein, wenn ich dann in Ruhe Deiner und meiner Kinder Gesellschaft geniessen könnte! Fürwahr das würde mir über alles gelten. Aber wo magst Du jetzt sein? vielleicht mitten auf der See, vielleicht gar in Gefahr? Wie manche Nacht bringe ich mit solchen Sorgen für Dich zu! Gott wird mich hoffentlich bald aus dieser Angst reißen, und mir die Freude schenken, Dich in meinen Armen zu sehen. Den 4ten dieses Monaths habe ich nach dem Exerciren unserer Truppen dein General Carleton und den vornehmsten Officieren der Armee ein großes Mittagsmahl gegeben, von 36 Couverts und 26 Schüsseln, zweimahl servirt. – Alle schienen zufrieden. Ich habe es für die Ehre meines Herrn und für das Beste seiner Truppen gethan, und es ist mir recht gelungen, denn ich habe alle zu Freunden, und stehe mit allen Menschen gut.

Siebzehnter Brief.

Von Ebendemselben.

Im Lager von La Savanne, den 23. Sept. 1776.

Endlich habe ich, liebe Frau, Deine Briefe vom 9ten, 13ten, 20sten und 30sten April und 12ten Mai erhalten. Alle diese Briefe haben mir ein großes Vergnügen gemacht, und ich habe herzlich Gott gedankt, daß Du Dich mit den Kindern so wohl befindest. Ich umarme Dich und die Kinder eben so herzlich. Ein gleiches Vergnügen haben mir auch die anderweitigen Nachrichten verursacht, so ich noch von andern aus England über Dich erhalten habe; und ich danke der Vorsehung, daß sie Deine Reise so gesegnet hat. Ich weiß, liebe Frau, daß Du ohngefähr den 12ten in London angekommen, und gegen den 18ten von da nach Bristol abgegangen bist; daß Du Dich wohl befindest, und Deine Kinder gleichfalls- O'konel, den der Obrist Specht nach London geschickt hatte, hat mit dem Wirth des Gasthofs wo Du logirt hast, selbst gesprochen, und Du warst nur 3 Stunden vor seiner Ankunft nach Bristol abgereist. Ich adressire diesen Brief nicht nach England, sondern gebe ihn dem ersten Schiffe mit, das dahin abgeht, damit der Kapitain desselben, wenn er Dir begegnet, ihn Dir geben, und Dich mit der guten Nachricht von meiner vollkommenen Gesundheit beruhigen und erfreuen könne. – Du wirst in Quebec bei Madame Murray alle fernere Dir nöthige Anweisungen finden. Ich werde meine Winter-Quartiere zu Trois Rivieres haben, wo Du meine Zurückkunft ruhig abwarten kannst.

Achtzehnter Brief.

Von Ebendemselben.

Crown-Point, am Bord des Washington, einer Prise von den Rebellen, den 26. Oct. 1776.

Wir haben die Flotte der Rebellen zerstört und Crown-Point in Besitz genommen. Wir werden nun in die Winterquartiere gehen. Unsere Kampagne ist beendet, und ich gehe nach Trois Rivieres zurück, wo ich mein Winterquartier haben werde, und Dich mit der größten Ungeduld erwarte. Gott, wie wäre ich glücklich, wenn Du noch diesen Winter kämest, und ich in demselben Deine angenehme Gesellschaft geniessen könnte! Die Winterquartiere werden sehr ruhig sein, und ich werde ganz für Dich leben können. Der General Carleton hat sich wie ein Held auf der Flotte geschlagen, indem er die ganze Armee hinter sich zurückgelassen hat; er hat die verheuratheten Leute sehr geschont, und wenn dieser Krieg auf diese Art auch das künftige Jahr fortgeht, so werde ich hier mitten im Kriege meines Lebens sicherer sein, als auf den Exercierplätzen in Wolfenbüttel und Braunschweig. – Wenn Du in See bist, so wird der General Bourgoyne, der der Ueberbringer dieses Briefes ist, sein möglichstes thun, ihn Dir noch auf der See zukommen zu lassen; bist Du aber noch in England, so wird er sich alle Mühe geben, Dir zu künftigem Frühjahr ein gutes Schiff zu verschaffen, und in diesen Fall darfst Du Dich nur schriftlich an ihn wenden. Ich bin auf sechs Tage hier als Volontair gewesen, Wir haben das Lager der Rebellen bei'm Fort Carillon sehr in der Nähe gesehen, und einige Gefangene gemacht.

Neunzehnter Brief.

Von Ebendemselben.

Trois Rivières, den 10. Nov. 1776

Ich habe nunmehr wenig Hofnung mehr, Dich diesen Winter noch hier zu sehen; also schicke ich Dir diesen Brief, damit, wenn Du in England geblieben bist, es Dir doch an Nachrichten von mir nicht fehlen möge.

Ich befinde mich, Gott sei Dank, wohl; aber in großer Bekümmerniß Deinetwegen, da ich nicht weiß wo Du bist. – Inzwischen werde ich doch, so viel Vergnügen ich auch gehabt hätte Dich hier zu sehen, nicht murren, wenn Du nicht kommst; Gott, der alles nach seinem weisen Willen regiert, hat Dir dadurch vielleicht ein Unglück erspart. Die Ungewißheit, wo Du jetzt lebst, besonders in dieser späten Jahreszeit, beunruhigt mich am meisten. – Ich muß schließen, da eben die Post nach Quebec abgehen will; und empfehle Dich der Hülfe und dem Schutze Gottes. Ich umarme Dich und unsere lieben Kinder, und schmeichele mir, daß Du nun wenigstens künftiges Frühjahr kommen wirst.

Zwanzigster Brief.

Von der Generalin Riedesel ein
ihre Mutter.

Wolfenbüttel, den 3. März 1776.

Liebste beste Mutter! Ihr letztes Schreiben hat mich beinahe ausser mich gesetzt. Es schien in einigen Stellen, daß Sie ungnädig auf mich wären; und in anderen zeigen Sie mir wieder so viel Besorgniß und Liebe, daß es mich recht kränkt, Ihnen zum erstenmal mit meinem Willen ungehorsam sein zu müssen. Glauben Sie nur, daß wenn etwas vermögend gewesen wäre,

mich wankend zu machen, so wäre es die Glückseligkeit gewesen, Sie bei mir zu sehen. Ich kannte mich hierin, und wußte, wie sauer es mir geworden wäre, von Jhnen zu gehn, und Jhnen etwas abzuschlagen, und deshalb ließ ich im letzten Brief vor meinem vorigen nach, Sie zu bitten, zu mir zu kommen. Ich konnte den Gedanken nicht ertragen, mich von Jhnen zu trennen, und noch dazu auf eine so lange Zeit, und doch der Gedanke, daß Sie mich bitten, mir befehlen könnten, hier zu bleiben, machte mich schauern. Zu bleiben, da mir der beste, den zärtlichste Mann erlaubte ihm zu folgen, wäre mir unmöglich gewesen. Pflicht, Liebe und Gewissen gestatteten mir es nicht. Es ist ja die Pflicht der Frau, alles zu verlassen, und dem Manne zu folgen. Meine Liebe für ihn ist Jhnen bekannt, so wie auch die seinige für mich und die Kinder. –

Ein und zwanzigster Brief.

Von Ebenderselben.

Wolfenbüttel, den 3. Mai 1776.

Wenn Sie wüßten, wie sehr ich dadurch erfreut worden bin, daß ich aus ihrem Schreiben ansehen, daß Sie anfangen, mit meiner Reise zufriedener zu sein! – Ich habe jetzt dieses Vergnügen von allen Seiten, und man findet überall, daß ich meiner Pflicht nachlebe. Ja, ich reise mit der gewissen Zuversicht, daß mir Gott, welcher mein Innerstes kennt, und welchem also meine Absicht bekannt ist, beistehen und mir die Kinder erhalten wird. – Das einzige was mich kränkt, ist, Sie, liebe gnädige Mutter, zurückzulassen; aber ich hoffe es ist nicht auf lange, denn vielleicht giebt Gott bald Frieden, und dann können wir unsere Tage ruhiger zubringen. – Gott gebe seinen Segen zu allem. Inzwischen beten Sie für uns und für unsere Kinder, so wird es uns immer wohl gehen. Meinerseits werden meine heißen Wünsche und das inbrünstigste Gebet täglich zu Gott gerichtet sein,

daß er Sie, würdigste Mutter, erhalte, und Sie Ihre Tage glücklich zubringen lasse. – Behalten Sie uns allezeit lieb, so wie wir Sie stets verehren und lieben werden. Haben Sie die Gnade und schreiben Sie mir noch einmal, und versichern mich Ihrer Liebe. – Wenn Sie gleich schreiben, so kann ich den Brief noch hier erhalten, ehe ich abreise, welches, wenn wir alle gesund bleiben, gegen den 13ten dieses sein wird. Ihre künftigen Briefe bitte ich nach Bristol zu adressiren, woselbst ich meines Mannes mündliche Instruktionen abwarten werde.

Bericht der Generalin Riedesel über ihre
Ziele von Wolfenbüttel bis Bristol.

Ich reisete den 14ten Mai 1776 frühmorgens um 5 Uhr von Wolfenbüttel ab, und ungeachtet des sehnlichen Verlangens, das ich hatte, meinen Mann wieder zu sehn, fühlte ich doch die Größe meines Unternehmens zu sehr, um nicht ein schweres Herz zu haben; besondere, da man gar nicht aufgehöret mir zu wiederholen, welchen Gefahren ich mich aussetzte. Gustchen, meine älteste Tochter, war vier Jahr und neun Monate alt; Fritzchen, meine zweite, zwei Jahr, und Caroline, mein jüngstes Kind, nur erst zehn Wochen alt. Ich hatte also allen meinen Muth und alle meine Zärtlichkeit nöthig, um nicht öfter meinem einzigen Wunsch zu entsagen, ihm zu folgen. Man stellte mir nicht allein die Gefahren zur See vor, sondern sagte mir auch, daß wir besorgen müßten von den Wilden gefressen zu werden; daß man sich in Amerika mit Pferdefleisch und Katzen ernährte; und doch schreckte mich allen dieses noch weniger als der Gedanke, in ein Land zu kommen, wo ich die Sprache nicht verstand. Inzwischen war ich auf allen gefaßt, und der Gedanke meinem Manne zu folgen und meine Pflichten zu erfüllen, hat mich im ganzen Lauf meiner Reise aufrecht erhalten.

Auf meiner ersten Station sagte mir mein guter alter Rockel, als er die Kinder aus dem Wagen hob, mit einer zuversichtlichen Mine: „Ach sehn Sie doch, wie Gott die Reise segnet, unsere Kinder sehen viel gesunder aus!“ Dieser Rokel war 8 Jahre lang bei uns gewesen, als ihn mein Vater zum Förster machte. Da er meines Mannes Abreise vernahm, und daß ich ihm folgen wollte: so ließ er alles im Stich, um als Jäger mit uns zu gehen, und hat die ganze Reise über für uns alle, und besonders für meine Kinder, die er sich zur Pflicht machte, zu tragen und zu warten, die größte Anhänglichkeit und Aufmerksamkeit bewiesen. Gleich den ersten Mittag kam ich in einem Gasthof an einen sehr groben Wirth, wo ich mir, unterdessen daß die Pferde gefüttert wurden, eine Biersuppe machen ließ, wofür ich ihm zehn Groschen bezahlen mußte. Als ich mich beklagte, daß es zu viel wäre, antwortete er mir sehr patzig: ich müßte ihm das geben, und hätte ja wegbleiben können, wenn ich gewollt hätte. Er wäre grob, aber ich würde noch gröbere Wirthe antreffen, die mich noch sechsmal so viel bezahlen lassen würden. Ein schöner Trost für mich, da ich mir vorgenommen hatte, sehr sparsam zu leben. – In Mastricht warnte man mich auf meiner Hut zu sein, weil die Wege durch Straßenräuber sehr unsicher gemacht würden, deren in vierzehn Tagen 130 theils gehängt, theils auf andere Art hingerichtet worden, welches aber noch nicht der vierte Theil von denen wäre, die sich noch da befänden; und daß man sie gleich ohne weiteren Prozeß auf die Landstraßen und an die Oerter aufhinge, wo sie ihr Wesen trieben. – Diese Nachrichten setzten mich sehr in Furcht, und ich nahm mir vor, nicht bei Nachtzeit zu reisen; da ich aber sehr schlechte Pferde bekam, so mußte ich doch in der Dämmerung durch einen Wald, wo etwas hängenden mir durch das offene Fenster in den Wagen hineinschlug. Ich faßte darnach, und als ich etwas rauhes fühlte, fragte ich was es sei? – Es war ein Gehängter mit wollenen Strümpfen. Noch ganz erschrocken darüber wurde

mir noch weit mehr Angst, als man vor einem ganz einsam stehenden Hause in diesem nämlichen Wald stille hielt, wo die Postillon nicht weiter fahren wollten. Der Ort hieß Hune, ich werde ihn nie vergessen! Ein Mann von ziemlich verdächtigem Ansehn empfing uns, und führte uns in eine sehr abgelegene Stube, wo ich nur ein Bett fand. Es war kalt, ich ließ also Feuer in einem großen Kamin machen; unser ganzes Abendbrodt bestand in Thee und in sehr grobem Brodte. Mein treuer Rockel kam zu mir mit einem sehr ängstlichen Gesicht, und sagte mir: „Hier ist's nicht richtig! es ist da eine Kammer voller Gewehre, ich glaube die andern Leute sind aus; gewiß sind es Spitzbuden ich werde aber die Nacht vor ihrer Kammer mit meinem Gewehr sitzen, und werde mein Leben theuer verkaufen. Der andere Bediente soll in der Kutsche sitzen, auch mit seinem Gewehr.“ Alles dieses machte natürlich meinen Schlaf nicht ruhig, ich hatte mich auf einen Stuhl gesetzt, und den Kopf auf das Bette gelegt. Doch schlief ich endlich ein, und wie groß war mein Entzücken beim Erwachen, als man mir um vier Uhr des Morgens zu sagen kam, dass alles zur Abreise fertig sei, und ich darauf den Kopf zum Fenster heraussteckte, und in dem Walde, worin wir uns befanden, eine Menge Nachtigallen um uns her bemerkte, welche durch ihren angenehmen Gesang mir alle meine überstandene Angst vergessen machten. Meine ganze Reise war sehr glücklich. Ich reisete über Brüssel, Tournai und St. Omer, wo ich den 31sten Mai um ein Uhr Mittags ankam. Zwischen Tournai und St. Omer passierte ich eine Stadt die Cassel heißt, woselbst ein Berg ist, auf welchem ich gewesen bin. Man sieht auf selbigem 32 Städte ohne die Dörfer. Es ist das eine der schönsten Aussichten, die man haben kann. In Calais ließ ich gleich nach meiner Ankunft einen Schifskapitain kommen, mit dem ich alles wegen meiner Ueberfahrt nach England verabredete. Ich nahm, wie man mir dort rieth, ein Paquetboot für uns allein, um besser zu sein, ließ aber meinen Wagen zurück, weil man mir sagte, daß man in Dover 30

auch wohl 60 Guineen Strafe bezahlen müßte, wenn man eine fremde Kutsche nach England hereinbrächte. Ich mußte zwei Tage widrigen Windes halber in Calais bleiben. Endlich ward ich auf das Schiff gerufen. Ich gestehe es, mir schlug das Herz ein wenig. Meine beiden ältesten Kinder freuten sich sehr, denn um ihnen Muth zu machen, hatte ich ihnen gesagt, daß wenn wir die See passirt hatten, sie ihren Vater sehn würden. Ich stellte mich recht muthig, um ihnen keine Furcht zu machen. Wir fuhren nach dem Ufer hin; die Bootsleute nahmen die beiden ältesten Kinder, und trugen sie ins Schiff. Ich hatte die jüngste auf dem Arm. Die Leute waren zu Fuße gefolgt. Ich sahe mich nach den Kindern um, und bemerkte zu meiner großen Verwunderung, daß sie schon im Schiffe und mitten unter den Matrosen standen, und herumsprangen. Ich ließ die Kleine auch hereinheben, und nun hatte ich Magnete genug, die mir Herz gaben hinein zu steigen, und fand es nicht so schlimm, als ich es mir vorgestellt hatte. Es führte ein Brett vom Ufer auf das Schiff, da ging ich geraden Fußes hinüber. Das Schiff, war so hübsch und reinlich, daß es mir gleich alle Furcht benahm. Die Matrosen sahen vergnügt aus. Ich hatte eine allerliebste Kajüte, in welcher acht Betten waren; es war alles von Mahagoniholz und Messing, und so reinlich, daß man sich darinnen spiegeln konnte. Man sagte mir, ich und die Kinder sollten uns zu Bette legen; wir hatten aber keine Lust dazu, und gingen stattdessen oben auf das Verdeck, und assen und tranken, denn uns hungerte brav. Meine Tochter Fritzchen wurde so bekannt mit den Matrosen, daß wenn sie herauf oder herunter gehn wollte, sie immer sagte: „Mann! Arm nehmen!“ – Diese Leute haben die Kinder sehr lieb, und warten sie sehr gut. Der eine nahm immer die kleine Caroline, und trug und wartete sie. Es war sehr lustig anzusehn; ein großer brauner Kerl mit einem kleinen Kinde, welches ihn immer anlachte. Mir blieben alle wohl. Der Kapitän versicherte, er habe in langer Zeit keinen so günstigen Wind

gehabt. Denn er war ziemlich stark, aber gut. In 5 Stunden waren wir herüber. Weil wir nun wegen der Ebbe nicht vor 8 oder 9 Uhr hatten können an's Land kommen, so setzten wir uns in ein kleines Schiff, und waren in 6 Minuten am Lande. Mein Herz war innigst gerührt von Dankbarkeit gegen Gott, der uns so glücklich herüber geholfen, und voll des Gedankens: „Du bringst deine Kinder gesund zu deinem Manne hin!“ Diese wollten nun ihren Vater haben; das betrückte mich sehr. Ich verträstete sie damit, daß wir noch einmahl auf das Schiff müßten. Nun aber quälten sie mich beständig, und sprangen, wenn sie ein Schiff sahen. –

Als wir in Dover ans Land gestiegen waren, wurden wir mit einer Menge von Glückwünsche empfangen, daß wir die große Reise überstanden hätten. Dies kostete uns Geld. Es kamen auch über 30 Gastwirthe, welche baten, daß man bei ihnen absteigen möchte. Ich wählte ein französisches Wirtshaus, und fand es sehr gut daselbst. Es war ein prächtiger Gasthof, und alles darin von der ausgezeichnetsten Reinlichkeit. Man kam mein Gepäck zu visitiren, welches sehr lästig ist; ich hatte aber Briefe an den, der die Direktion darüber hatte, und da dieser hörte, daß ich meinem Manne nach Amerika folgen wollte, so sagte er sehr höflich, das es hart sein wurde, die Frau eines Generale zu quälen, der es hätte übernehmen wollen, für den Dienst des Königs nach jenem Lande zu gehn. Und so kam ich gut weg.

Da ich meinen Wagen hatte zurücklassen müssen, so war ich genöthigt, hier eine Postkutsche zu nehmen, welches mir bis London sehr hoch kam, weil man die Equipage Pfundweise bezahlt.

Den 1. Junius Abends kam ich in London an, und fand daselbst viele Bekannte, unter andern den General Schlieffen, den Herrn von Kurtzleben, Graf Taube und noch mehrere. An den Letztern hatte mein Mann geschrieben, und ihn gebeten, mir ein Privatquartier zu miethen; er aber, aus Furcht ich

möchte nicht kommen, hatte es unterlassen, sonst wäre ich viel wohlfeiler und besser gewesen. Jedoch freute es mich, daraus zu ersehen, wie sehr meinem Mann meine Reise an Herzen gelegen, und wie wenig er daran gezweifelt hatte, daß ich meinen Plan ausführen würde. Es war mir also desto lieber, daß ich mich nicht hatte abschrecken lassen.

Noch eines Umstandes muß ich hier erwähnen, welcher auf mein Quartier in London anfänglich einen widrigen Einfluß hatte.

Ich verließ mich in Calais ganz auf den Wirth, dem ich empfohlen war, ich glaube aber, daß er mein Zutrauen mißbrauchte, und es dazu benutzte, vieles auf meine Kosten nach England hinüber zu schaffen. So sagte er mir auch, daß er mir riethe, einen zuverlässigen Mann zu meinem Schutz mitzunehmen, ohne welchen ich große Gefahr laufen würde. Er that auch, als wenn er sich sehr viel Mühe gäbe, einen solchen aufzufinden, und brachte mir endlich einen sehr wohlgekleideten Mann, den er mir als einen Edelmann vorstellte, der sein guter Freund sei, und so gefällig sein wollte, mich bis nach London zu bringen. Ich machte ihm viel Complimente, und wußte nicht, wie ich so viel Güte genugsam erkennen sollte; ich setzte meine Kinder gegen mir über, um ihm einen guten Platz zu lassen, und wandte alles an, daß sie ihm nicht beschwerlich fallen sollten. Er gab sich auch das Ansehen eines Mannes von Wichtigkeit, und speisete mit mir den ganzen Weg. Ich bemerkte zwar, daß die Bedienten in den Wirthhäusern sehr vertraut mit ihm thaten, ich achtete aber nicht darauf, weil mir die Erkenntlichkeit, die ich ihm schuldig zu sein glaubte, die Augen schloß. – Wie wir nun in London ankamen, und ich gute Zimmer forderte, so wunderte es mich, alt man mich in's vierte Stockwerk in eine sehr schlechte Stube brachte. Ich glaubte aber, daß alle Zimmer schon besetzt waren, da mich Herr von Feronce in Braunschweig versichert hatte, daß ich prächtig logiert sein würde. General Schlieffen und viele andere, die mich besuchen kamen,

besondere Damen, an welche die Herzoginn, damahls Erbprinzessin von Braunschweig, mir Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, waren befremdet mich so schlecht logirt zu sehen. –

Den Tag darauf kam mein Hauswirth mit einer ganz beschämten Miene zu mir und fragte mich sehr ehrerbietig, ob ich den Menschen kenne, mit welchem ich gekommen wäre, und den ich ihm empfohlen so gut zu bewirthen (denn ich hatte es für unschicklich gehalten, ihn in London mit mir essen zu lassen). Ich sagte ihm, daß es ein Edelmann wäre, der auf die Bitte des Herrn Guilhaudin, meines Wirths in Calais, mir die Gefälligkeit erzeigt hätte, mich auf der Reise zu begleiten. Ha! erwiderte er, dies ist einer von seinen Streichen! Es ist ein Lohnbedienter, ein Erzgauner, den er dazu gebraucht seine Geschäfte zu machen; und wie ich Sie mit diesem Menschen im Wagen sitzen sah, als Sie ankamen, so muß ich Ihnen bekennen, daß ich nicht glaubte, daß Sie das wären, wofür Sie sich ausgaben, und also dafür hielt, daß diese Stuben gut genug für Sie sein würden; da ich jetzt, nach den Leuten die zu Ihnen kommen, urtheilen kann, daß ich mich geirrt habet so bitte ich Sie sehr um Verzeihung, und ersuche Sie andere anzunehmen, für welche Sie mir nicht mehr bezahlen sollen, als für diese hier; so sehr wünsche ich mein Versehen wieder gut zu machen. – Ich dankte ihm, und bat, daß er mich doch sobald als möglich von dem Menschen befreien sollte, der mir aber doch noch 4 oder 6 Guineen, (ich erinnre mich nicht mehr genau wie viel es war,) für seine Begleitung abforderte. – Diesen Streich habe ich dem Herrn Guilhaudin nie vergessen können, von welchem ich noch eine Speculation mit meinem Wagen erfuhr. Er hatte mir gesagt, daß ich ihn zurücklassen müßte, weil ich ihn nicht nach England herein bringen dürfe. Nachher hörte ich, daß er ihn vermuthlich, wie er es schon mit mehreren gemacht, an Reisende vermieten wollte, die eine Reise nach Deutschland machten. Durch diese Rechnung machte ich ihm aber einen Strich; denn als ich in London war, schrieb ich an den Minister Lord North,

der mir gleich die Erlaubniß gab, den Wagen frei nach London kommen zu lassen; welches mich zwar lange aufhielt, mir aber sehr vortheilhaft und auch viel bequemer war.

Als ich in London ankam, so hatten meine Augen von der Erhitzung der Reise so sehr gelitten, daß das eine ganz inflamirt war, und sich sogar wildes Fleisch daran gesetzt hatte. General Schlieffen verlangte durchaus, daß ich einen Augenarzt darüber zu Rathe ziehn sollte, und brachte mir den der Königin. Dieser erschrak über den Zustand, worinnen er mein Auge fand, gab jedoch gleich Hoffnung, es wieder zu kuriren. Er that ein Pulver in eine Feder, ließ mich das Auge weit öffnen, welches ich ganz treuherzig that, da ich den Schmerz, der meiner wartete, gar nicht vermuthete; er blies mir darauf das ganze Pulver ins Auge hinein, um das wilde Fleisch wegzubeizen. Der Schmerz war unbeschreiblich, und ich habe mich seitdem niemahls wieder zu diesem Experiment entschließen können; selbst, wenn ich es versuchen wollte, schloß sich das Auge jedesmal unwillkührlich. Inzwischen that es mir sehr gut. Er gab mir darauf noch ein anderes Rezept, und ich mußte ihm drei Guineen bezahlen, welches mir nicht ganz recht war General Schlieffen sagte mir aber, ich könne ihm nicht weniger geben, da er der Augenarzt der Königin wäre. —

Ich wohnte in London in Suffolk-Street, und fand alles sehr theuer. Weil ich nur 2 Tage daselbst zu bleiben dachte, so machte ich keinen Akkord; als aber 8 Tage daraus wurden, so ließ ich mir die Rechnung geben.

Ich fuhr zwar etwas in der Stadt herum, da es aber wegen Karolinen, die ich selbst stillete, nicht anging, daß ich alles besehen konnte; so sparte ich diesen bis zu meiner dereinstigen Zurückkunft. — Doch war ich zweimahl in St. James-Park, und sahe daselbst den König und die Königin ganz nahe in Sänften. Der Park ist ein allerliebster Spatziergang, wo mehr als 5 bis 6 tausend Menschen täglich herumgingen.

Eines Tages hatte ich eine unangenehme Geschichte in London. Man hatte mir gerathen, das; ich mir ein kleinen Mäntelchen und Hut kaufen sollte, ohne welche ich nicht ausgehn könnte. Ich war zum Essen beim Herrn von Hinüber, dem hannöverischen Minister. Seine Frau schlug mir einen Spatziergang nach St. James vor, versäumte aber mir vorher zu sagen, was in unsrer Kleidung wider das englische Costüm war. Gustchen war nach französischer Art gekleidet, trug einen kleinen panier, (Reifrock) und einen hübschen kleinen runden Hut. Ich bemerkte, daß man fast mit Fingern auf uns wies, und fragte nach der Ursach. Sie sagte mir, ich hätte einen Fächer, welchen man mit einem Hut nicht tragen dürfe, und meine Kleine wäre zu geputzt, daher man uns für Franzosen hielte, die hier schlecht angeschrieben wären. – Den Tag darauf ging ich wieder dahin, und wir waren alle ganz auf englische Art gekleidet, also glaubte ich daß man uns nicht bemerken würde; ich irrte mich aber, denn ich hörte wieder rufen: –French Women! Pretty Girl! (Französinen! Hübsche Mädchen!) Ich fragte den Lohnbedienten, warum man uns für Französinen hielt, und erfuhr daß es deshalb wäre, weil ich meinen Kindern Bänder angesteckt hatte. Ich riß sie ab und steckte sie in die Tasche, aber man begaffte mich immer noch, und ich hörte, daß es wegen der Hüte war, welche die Kinder in England von einer andern Form trugen. Ich sah daraus, wie nöthig es war, sich nach der Sitte des Landes zu richten, um mit Annehmlichkeit dort zu seyn, denn der Mob (Pöbel) läuft gleich zusammen, und wenn man sich mit ihm in Wortwechsel einlassen wollte, so setzte man sich Beschimpfungen aus.

Mein Plan war nach Bristol zu gehn, und dort Gelegenheit abzuwarten, nach Amerika zu kommen. Zwar wurde wir dieses von allen in London, denen ich empfohlen war, widerrathen, weil ich dort nicht so Gelegenheit haben würde, Nachrichten zu bekommen, und zu erfahren wenn Schiffe abgingen; aber mein Mann hatte es mir sehr empfehlen dort hinzugehn, also wollte

ich nicht davon ablassen. Ich reiste also den 10. Juni von London ab, und kam den 11. in Bristol an. Als ich vor dem Wirthshause still hielt, lief der Pöbel zusammen, und begaffte meinen Wagen, an welchem deutsche Fußtritte waren, welches ihm possirlich deuchtete, so wie auch die beiden Flinten, die meine Leute am Reisebock festgebunden hatten. Sie betasteten sie, und hoben auch den wachseleinewandenen Ueberzug meines Wagens auf, um zu sehen wie er gemahlt wäre. Mein Bedienter, der ein paar Worte englisch konnte, anstatt stille sitzen zu bleiben, fing an sie auf englisch zu schimpfen, welches ihm erwidert wurde. Hierauf ließ er sich's einkommen, einem unter dem Haufen eine Ohrfeige zu geben; nun stürzte alles hinzu, und es hätte übel ablaufen können, wenn der Maire, (die erste Gerichtsperson des Orts) Oncle von Mistris Foy, an die ich geschrieben, und sie gebeten, mir ein Quartier zu verschaffen, und den ich hatte holen lassen, um nur dasselbe anzuweisen, nicht nach zu rechter Zeit dazu gekommen wäre. Dieser ehrwürdige Greis lief gleich hin, und holte mir seine Nichte, mit welcher ich etwas französisch sprechen konnte, und mit welcher ich nach meinem Logis fuhr, welches sehr groß und schön, aber auch sehr theuer war.

Aufenthalt der Generalin von Riedesel,
zu Bristol, Portsmouth und London.
– Einschiffung zu Porthsmouth.

Ich empfand bald nach meiner Ankunft in Bristol, wie unangenehm es ist, in einer Stadt zu seyn, wo man die Sprache nicht versteht. Meine Leute hatten allen Muth verloren, und ich mußte ihnen daher verbergen was ich selbst fühlte. Stundenlang brachte ich oft mit Weinen in meiner Kammer zu: endlich faßte ich guten Muth, alles zu überwinden; ich gab nur recht viel Mühe, die englische Sprache zu erlernen, und brachte es doch in 6 Wochen damit so weit, daß ich zum wenigsten so viel wußte, um alles Nothwendige fordern zu können, und die Zeitungen zu verstehen, welche mich damahls sehr interessirten, vorzüglich die Artikel von Quebec, wo mein Mann war.

Ich wurde bald genöthigt, mein erstes Logis in Bristol zu verändern. Meine Wirthin wollte mir nicht erlauben, das geringste für die Kinder waschen zu lassen. Ich sahe mich also nach einer andern Wohnung um. In der neuen hatte ich eine sehr schöne Aussicht. Ich übersahe den ganzen College-green, einen schönen Spatziergang, wo unter den Bäumen lauter Rasen und Gänge sind, und viel Leute, auch Kinder spazieren gehen. Meine Kinder liefen viel darauf herum. Bristol würde ein ganz angenehmer Aufenthalt sehn, wenn die Gesellschaft daselbst nur besser wäre; aber die Menge Matrosen die dort sind, machen diese Stadt unangenehm. Gleich den Tag nach meiner Ankunft rief mich meine Wirthin zu einem (wie sie es nannte) allerliebsten Schauspiel. Wie ich an's- Fenster trat, erblickte ich zwei nackte Menschen, die sich mit der größten Erbitterung boxten. Ich sah wie ihr Blut floß, und wie die Wuth in ihren Augen gemahlt war. Zu wenig an einen solchen häßlichen Anblick gewöhnt, zog ich mich geschwind in den innersten Winkel des Hauses zurück, um nicht das Freudengeschrei zu hören, das die Zuschauer dabei machen, wenn seiner einen Stoß bekömmt.

Während meines Aufenthaltes in Bristol hatte ich einen unangenehmen Auftritt. Ich trug ein zitzenes Kleid mit einem Besatz von grünem Taft. Dieses mochte den Bristollern als etwas zu fremdes aufgefallen seyn, denn wie ich eines Tages mit Madame Foy spazieren ging, versammelten sich über hundert Matrosen um uns, wiesen auf mich mit Fingern, und rieselte French whore! (französische H**.) Ich floh so geschwind als möglich in das Haus eines Kaufmanns, und nahm den Vorwand dort etwas zu kaufen; mittlerweile verlief sich das Volk wieder. Das verleidete mir aber mein Kleid, und wie ich wieder nach Haus kam, so schenkte ich es meiner Köchin, ob es gleich noch ganz neu war.

Ohngefähr drei englische Meilen von Bristol ist ein Bad: Hot Wells genannt, welches viel ähnliches von Wendefurth bei Blankenburg im Harz hat, nur daß in Hotwells schöne sind, und ein Versammlungsaal. Man findet dort viel Badegäste, aber meistens Kranke besonders Brustkranke. Die Damen reiten daselbst fast alle, wegen der Berge und steinigten Thäler; und die, so nicht allein reiten können, sitzen hinter einem Führer ans einer Art Sättel, die wie kleine Lehnstühle gemacht sind. Dorthin geht man im Sommer; und nach Bath, welches 8 Meilen davon liegt, gegen den Winter. Dort hat man viel Vergnügungen, und der Ort ist allerliebste, und voller prächtigen Gebäude. Da ich ihn aber im Sommer gesehn habe, so habe ich gar keine Gesellschaft daselbst, und den Ort sehr einsam gefunden.

In dem Hause wo ich in Bristol wohnte, war ein Kapitän Fenton, dessen Frau in Boston geblieben war, mit einer Tochter von 14 Jahren. Er liebte sie beide sehr, und bat mich, Briefe an sie zu besorgen, wenn ich nach Amerika gehen würde. Bei meiner Ankunft daselbst erfuhr ich, daß da der Mann nicht wiedergekommen, sie verhaftet, und hernach sehr gemißhandelt worden, welches ich an seinem Orte erzählen werde. Ich

machte noch eine andere Bekanntschaft in Bristol, die mir immer werth bleiben wird. Es hatte mir nämlich, als ich von Wolfenbüttel abreisete, ein junger Lee, Neffe des amerikanischen Generals dieses Namens, der auf dem Carolina zu Braunschweig war, einen Brief an einen Banquier Nahmens Ireland, nach England mitgegeben, und mir ihn sehr empfohlen, mich versichernd, daß ich Ursache haben würde mit ihm sehr zufrieden zu seyn. Ob ich nun gleich wenig Vertrauen auf die Empfehlung dieses jungen Menschen setzte, so schickte ich doch den Brief an besagten Banquier, der 6 englische Meilen von der Stadt wohnte. Darauf sah ich eines Tages einen schon ältlichen Mann mit einer sehr hübschen Frau ankommen, deren Freundschaft ich das Glück hatte so bald zu gewinnen, daß sie mich sehr baten sie zu besuchen. Ich fuhr also zu ihnen zum Essen. Sie bewohnten ein mächtiges Landgut, welches eine allerliebste Lage und Garten hatte. Ich fand daselbst zwei allerliebste kleine Mädchen, ihre Töchter, die ganz ihr Glück machten, ob sie sich gleich noch sehr einen Sohn wünschten. Sie waren reich, und alles war bei ihnen sehr prächtig. – Diese guten Leute haben mir viel Freundschaft erwiesen, und als ich nach Portsmouth in der Absicht reisete, mich dort einzuschiffen, mußte ich ihnen mein Wort geben, daß wenn das Schiff, wie oft geschieht, aufgehalten würde, ich nach der Mitte des Oktobers nicht mehr abreisen wolle. Da ich nachmahls den Augenblick der Abfahrt verfehlt hatte, und zu Ende Septembers nach London ging, und ihnen im Frühjahr darauf von dort schrieb, daß ich nun abreisen würde; so kamen diese guten Leute noch nach London, welches, glaube ich, 86 englische Meilen von ihrem Gute entfernt ist, um mir ihre Dienste anzubieten; und wie ich deren nicht benöthigt war, so gaben sie mir Briefe mit für alle Häfen, wo ich widriger Winde halber einzulaufen vielleicht würde genöthigt seyn, damit es mir an nichts fehlen möchte. Als ich glücklich nach Quebeck gekommen war, und die Briefe

nicht mehr brauchte, eröffnete ich sie, und wurde innigst gerührt, wie ich darinnen fand, daß sie allen ihren Freunden aufgetragen, mir so viel Geld zu geben, als ich nur verlangen würde, ohne einmahl eine Summe zu bestimmen. Wie die Frau mit einem Sohne nieder kam, baten sie mich zu Gevatter, welches bei den Engländern ein großer Beweis von Freundschaft ist. Ich habe oft gewünscht, daß dieser Sohn einmahl nach Braunschweig kommen möchte, um ihm die von seinen Eltern mir erwiesene viele Freundschaft, die ich nie vergessen werde, zu vergelten. Ich brachte 3 oder 4 Monat in Bristol zu, und wünschte nichts sehnlicher, als meinem Manne bald zu folgen, besonders da ich wußte, daß Quebec in englischen Händen war. Ich konnte aber niemahls Madame Foy dazu bewegen. Sie sagte mir, daß sie erst Briefe von ihrem Mann aus Amerika erwartete. Inzwischen ward es immer später in der Jahreszeit. Ich schrieb also an den Minister Lord George Germaine, und bat um seinen Rath. Er antwortete mir sehr höflich, es wäre freilich wahr, daß die späte Jahreszeit heranrückte und mir meine Abreise desto mehr wünschen lassen müßte, da mein Mann mir schriebe zu kommen; weil er mir aber zugleich die Bedingung dabei machte, daß ich mit Madame Foy reisen sollte, und er mich entschlossen sähe, in allem pünktlich seinen Wünschen nachzukommen, so wüßte er nicht recht was er mir rathen sollte. Auf jeden Fall böte er mir die Ueberfahrt auf einem Paguetboot an. Ich sollte nur suchen, Madame Foy dazu zu bewegen. Bei dieser waren aber alle Vorstellungen fruchtlos. Endlich kam der so lange erwartete Brief ihres Mannes aus Amerika an, und mit demselben stellte sich meine Ungeduld, aber auch wieder die Unentschlossenheit der Madame Foy ein. – Es gelang mir endlich sie zu bewegen, daß sie in unsere Abreise willigte. Ich schrieb also wiederum an Lord Germaine, der mir gleich sehr verbindlich antwortete, er hätte ein Paquetboot, welches unverzüglich abgehen würde, und von welchem er mir alle Kajüten für mich und mein Gefolge anböte, so daß ich auch Madame

Foy daran Theil nehmen lassen könnte. Ich würde alles darinnen eingerichtet finden, und er mache sich ein unendliches Vergnügen daraus, mir dienen zu können. Ich erfuhr auch wirklich nachmahls, daß er Befehl gegeben, alle nöthige Lebensmittel für uns an Bord zu bringen, sogar eine Kuh, damit die Kinder Milch hätten. – Diese hat der Kapitän des Paquetbootes sich bei seiner Ankunft in Quebec noch von meinem Mann bezahlen lassen.

Je mehr der Augenblick unserer Abreise herannahete, je unentschlossener sahe ich Madame Foy, die ihre Bequemlichkeiten liebte, und der es daher leid that, ein sehr hübsches und gut meublirtes Haus zu verlassen. Endlich reisten wir nach Portsmouth ab, wo wir uns einschiffen sollten. Madame Foy und ihre Schwester fanden daselbst viele Officiere, alte Bekanntschaften, mit welchen sie einen sehr lustigen Abend zubrachten; während ich beschäftigt war meine Kinder zu Bette zu bringen. Diese sagten ihnen, daß die Jahreszeit schon zu spät wäre, daß sie eine unangenehme Reise haben würden; daß es jammer Schade wäre, daß so hübsche Damen sich solcher Gefahr aussetzten, und noch vieles mehr, was ich nicht verstand, weil ich der Sprache nicht mächtig genug war. Genug, der Erfolg war, daß sie mir noch denselben Abend versicherte, sie würde nach Bristol zurückkehren. Ich bat sie dringend, sich nicht so zu übereilen, und ging zu Bette, während daß sie noch bei ihrer Gesellschaft blieb. Am andern Morgen um 8 Uhr kam man mich zu benachrichtigen, daß wir fort müßten. Ich bat, ich weinte, aber alles umsonst, weil sie zu gut wußte, daß mir mein Statut empfohlen, nicht ohne Sie zu reisen. Sie hatte schon unsern Fuhrmann mit unsern Sachen nach Bristol zurückgeschickt; ich wußte mir also nicht zu helfen, unser Wagen war vor der Thüre, ich mußte fort. Wie wir zur Stadt hinausfuhren, sahe ich einen großen Wagen, der von einer Wache zu Pferde escortirt wurde. Ich fragte was das zu bedeuten habe? Mein englisches Mädchen, (ich hatte hier eine Engländerin zu meiner

Reise angenommen) sagte mir, es wäre das Geld welches auf die Schiffe gebracht würde. Dieses fiel mir aufs Herz, und ich bemerkte der Madame Foy, daß wenn man noch so viel Geld mit diesem Schiffe zu schicken wagte, so könnte es wohl noch nicht zu spät in der Jahreszeit seyn. Gut, antwortete sie mir, wenn Sie das meinen, warum reisen Sie nicht? Weil Sie mich daran verhindert haben, erwiederte ich, indem Sie unser Reisegepäck ohne mich zu fragen, nach Bristol zurückgeschickt haben. Sie gab mir mit einer spöttischer Miene die Antwort. Da ich so viel Herzhaftigkeit hätte, so könnte ich wohl die Reise mit den wenigen Kleidungsstücken, die ich bei mir hatte, unternehmen, und sie wollte mir mein Gepäck durch ein andres Schiff nachsenden. Die Frau war sonst sehr sanft, ließ sich aber von ihrer Schwester, die böse war, und sich dabei vor der Reise fürchtete, zu diesem Benehmen verleiten. Der Ton mit dem sie mir dieses sagte, gab mir indessen Muth, und den Entschluß ein, sie gehn zu lassen und nach Portsmouth zurück zu kehren, um dort das Schiff zu erwarten; denn dieses war noch nicht angekommen. Man erwartete es jeden Augenblick, und ich zweifelte desto weniger an der baldigen Ankunft desselben, da ich von der Langsamkeit der Schiffer, und wie sie öfters aufgehalten werden, keinen Begriff hatte. Ich schickte also meinen treuen Jäger Rockel dem Fuhrmann eiligst auf dem Fuß nach, der glücklicherweise etwas deutsch verstand, und sich daher leichter von Rockel bewegen ließ, meine Sachen abzapacken; sodann trennte ich mich von Madame Foy, und reisete da wieder hin, wo ich hergekommen war, und wo ich nun beschloß die Schiffe abzuwarten, so lange es, wie ich es meinen Freunden Irelands, versprochen hatte, die Jahreszeit verstatten würde: besonders da mir die Familie des Admiral Douglas, deren Bekanntschaft ich daselbst machte, und einige andere gute Leute versicherten, daß ich wohl noch auf 14 Tage gute Jahreszeit rechnen könnte. Auch konnten dieses die Officiere, die ich bei

Madame Foy gesehn hatte, nicht einmahl läugnen, und entschuldigten sich nur damit, als ich ihnen vorwarf, warum sie denn dieser das Gegentheil gesagt hätten, das; sie jene Damen so sehr furchtsam gefunden, daß sie geglaubt, sich ihnen durch das Abrathen der Reise am gefälligsten zu machen. – Ich aß oft im Douglaßischen Hause; da ich noch nicht genug die Gebräuche des Landes kannte, so war mir immer bange, wie Ninette à la Cour in der Comedie zu erscheinen. So konnte ich zum Beispiel die auf englische Art mit bloßem Wasser gekochten Gemüse gar nicht hinunterbringen, bis ich bemerkte, daß andere eine excellente Sauce von Butter dazu thaten. Nun that ich desgleichen, und fand sie besser als auf die Art wie wir sie essen. Doch sind die Gemüse an sich schon so sehr gut in England, daß man sie auch bloß in Wasser gekocht mit Salz essen könnte. In eine andere Verlegenheit kam ich auch noch mit dem Trinken. Man that mir die Ehre an, mir anzubieten, ein Glas Wein in der Reihe herum zu trinken. Ich hatte schon von dieser Gewohnheit etwas gehört, und daß man durch eine abschlägige Antwort diejenigen beleidige, die einem den Antrag machten; weil ich nun meine jüngste Tochter Carolina stillte und daher gar keinen Wein trank, so machte mich dieses sehr verlegen; den ersten Tag hatte ich nicht das Herz es abzulehnen; da ich aber fürchtete, daß es in der Länge meiner Kleinen schaden thun würde, so fragte ich endlich ganz treuherzig, ob sie sich beleidigt finden würden, wenn ich es nicht thäte, und mit Wasser Bescheid gäbe. Sie lachten und versicherten mich, daß schwierige Menschen oder Leute von geringerem Stande es vielleicht übel nehmen möchten, rechtliche Leute würden mich aber dessen überheben, und so war auch diese Bedenklichkeit gehoben.

Man spricht und betet in den englischen Kirchen die Gebete, das Vater unser und die Gebote, jedesmahl laut nach. Es frappte mich im Anfang sehr, jedermann laut beten zu hören, welches ein so groß Geräusch machte, daß ich darüber auf dem

Punkt war aus der Kirche heraus zu laufen; endlich aber machte ich es eben so mit.

Die Frauen in England müssen immer einen Hut in der Kirche aufhaben, und es würde mit Fingern auf sie gewiesen werden, wenn sie ohne denselben hinein kämen. Als ich nach Deutschland zurückkam und ich und meine Töchter mit Hüten in der Kirche erschienen, so sahe man mich mit großen Augen an. Jetzt trägt man sie vielfältig. So ist's mit jedem ungewöhnlichen Gebrauch. – Ich blieb 3 Wochen in Portsmouth immer in der Erwartung der Ankunft der Schiffe; endlich versicherte mich jedermann daß ich, besonders wegen der Kinder, zu viel wagen würde, in dieser späten Jahreszeit noch in See zu gehen; und daß auch hundert gegen eins zu verwerten wäre, daß die Schiffe dieses Jahr nicht mehr nach Quebec hingelangen würden, wegen des Eises mit welchem der St. Laurent-Fluß gegen die Zeit belegt seyn würde. Dieser Umstand, so lange alsdann auf dem Schiffe liegen zu bleiben, wäre noch schrecklicher gewesen, und entschied mich vollends die Reise aufzugeben, hauptsächlich wegen der Kinder für die mir bange war; denn wäre ich allein gewesen, so hätte ich's gewagt.

Portsmouth ist ein anmuthiger Seehafen, und was es noch interessanter macht dort zu wohnen, ist, daß man alle Tage daselbst Schiffe ankommen sieht, die sich durch Kanonenschüsse anmelden. Dann läuft man ans Ufer, und sieht mit Ungeduld ihrer Ankunft entgegen. Es werden daselbst Schiffe gebauet, und der Dockyard (Schiffs-Werft) ist prächtig; so wie auch das Haus, in welchem, jungen Leute, die zum Seedienst bestimmt sind, erzogen werden. Nie habe ich sonstwo so viel Ordnung und so große Reinlichkeit in einer öffentlichen Schule gesehen. Seitdem ist alles dieses abgebrannt. Das Haus des Admirals ist schön, und hat eine prächtige Aussicht. Um die Stadt geht ein Wall mit hübschen Spatziergängen. Auch sind mehrere schöne Häuser in Portsmouth und das Volk ist höflicher als zu Bristol, ob es gleich meistens Matrosen sind. Der Admiral

sorgte dafür, und bestrafte alle Unordnung strenge, war sonst aber ein guter und gefälliger Mann. – Mein Geld ging auf die Neige; ich hatte nur so viel kommen lassen als ich brauchte, um mich zu equipiren und zu meiner Einschiffung. Die Reise und mein Aufenthalt in Portsmouth, der mir viel kostete, hatten meine Kasse sehr erschöpft; ich war also nicht wenig erfreut, in dem nämlichen Wirthshause, wo ich wohnte, Freunde zu finden, an welche ich mich in etwaniger Verlegenheit wenden könnte. Dieses war ein Kapitän Young mit seiner Frau, die von Tabago kamen. Der Kapitän hatte im siebenjährigen Kriege unter unserm Herzog, damahligem Erbprinzen, als Adjutant gedient, dem er sehr ergehen war, und da er auch meinen Mann gut gekannt, bot er mir an, mit ihnen nach London zu gehen, und dort bei ihnen zu wohnen, wozu ich meinen Antheil zu den Kosten beitragen sollte. Er war ein Mann im Mittelalter, und die Frau ohngefähr 30 Jahr alt, sehr gelb und nicht hübsch, aber von einem freundlichen Gesicht. Ich dankte dem Himmel für diesen Fund, und da ich sahe, daß mir alle Hofnung versagt war, in diesem Jahre noch nach Quebec zu kommen: so versprach ich ihnen zu folgen, welches ich auch gleich einige Tage darauf that. – Unterweges blieb ich in einer kleinen aber hübschen Stadt, deren Name mir entfallen ist. Da mir bange war, daß ich dort eben so viel als in Portsmouth würde bezahlen müssen, forderte ich nur eine kleine Stube und eine Hammelkeule mit Kartoffeln. Der Gasthof war prächtig, und alles darin von der größten Eleganz. Die Korridors, Gallerie, mit einem Worte, das ganze Haus war von außen mit Blumentöpfen und Bäumen, die sich in Gewinden in einander schlangen, ausgeziert; und zwischen diesen hingen noch gläserne Kugeln, in welchen man Goldfische und Vögel sah. Ich war erschrocken über diese Eleganz, und fürchtete für meine Guineen, besonders da ich mich in die schönsten Zimmer einführen und meinen Tisch in großem Ueberfluß mit 5 oder 6 der niedlichsten Speisen versehen sah. Als der Wirth mir vollends bei Tische aufwartete, so sagte ich

mir: Das kostet wieder eine Giuinee mehr! Den andern Morgen fand ich meine Leute Chokolade und Kaffee trinken, und Torten und andere Leckerbissen essen, und konnte mich nicht enthalten, ihnen einen kleinen Beweis zu geben, daß sie sich so bewirthen ließen, da sie doch wüßten, daß ich nicht sehr bei Gelde wäre. Sie versicherten mir, sie hätten nichts mehr als Thee gefordert, der Wirth hätte ihnen aber gesagt, daß solche brave Leute, die ihrer Herrschaft nach Amerika folgen wollten, gut bewirthet werden müßten. Kurz, es war keine Aufmerksamkeit noch Gefälligkeit, mit der ich mich nicht überhäuft sah. Endlich forderte ich mit Furcht und Zittern meine Rechnung, und siehe da! ich hatte nur 10 Schillinge zu bezahlen. – Ich sagte dem Wirth, daß er sich gewiß versehen hätte; nein antwortete er mir, ich habe mehr als meine Auslage, und finde mich glücklich, daß ich Ihnen habe zeigen können, daß es in England ehrliche Leute giebt. Ich bewundere Ihren Muth, und wünsche es Ihnen bezeigen zu können. –

Als ich in meinen Wagen stieg, fand ich denselben mit Blumengewinden und Sträußen ausgeziert, und wie ich von ohngefähr in eine Wagentasche griff, so fand ich, daß der Wirth die Artigkeit gehabt hatten, sie mit Kuchen und Apfelsinen für die Kinder anzufüllen.

Ich kam zu Ende Septembers in London an, und erfuhr bald zu meinem großen Verdruß, daß das Schiff, welches ich so sehnlich erwartet hatte, in Portsmouth angekommen und auch gleich nach Amerika abgegangen war. Inzwischen versicherte man mich, daß ich viel gewagt haben würde, so spät im Jahre noch abzureisen. Doch erfuhr ich nachher, daß das Schiff glücklich hingekommen, ein anderes aber, das nur einige Tage später angelangt, vom Eise zerschmettert, jedoch die Mannschaft noch gerettet worden sey.

So war ich denn nun in London auf's allerbeste bei Young's logirt und gespeiset, und so oft ich von Bezahlung

sprach, so erhielt ich zur Antwort, daß sie sich zu glücklich fänden mich zu besitzen. Dieses setzte mich freilich in große Verlegenheit, weil ich sie aber für unermesslich reich hielt, und daß sie deswegen kein Geld von mir nehmen wollten, so dachte ich mir aus, mich mahlen zu lassen, und der Frau vor meiner Abreise mein Portrait im Armband, mit Diamanten, so ich noch besaß, eingefast, zum Geschenk zu geben; da ich aus solche Art mich meiner Schuld entledigen konnte, ohne meinem Mann eine Ausgabe zu verursachen. Ich brachte meine Zeit bei Madame Young, die sehr kränklich und hypocondrisch war, und mit unserer Hauswirthin Mistreß Bohlen, einer würdigen und lieben Frau, zu, und fand mich ziemlich glücklich. Mittlerweile erneuerte Madame Young alte Bekanntschaften, machte vielen Aufwand, kaufte Kleider und Kopfzeuge zu Dutzenden, und das Haus war beständig voller Schneiderinnen und Modehändlerinnen; und da sie mit allen diesen fertig war, so that sie mir den Vorschlag öffentliche Oerter und Gesellschaften mit ihr zu besuchen. Ich entschuldigte mich damit, daß ich Amme sey, und demnach mein Kind nicht verlassen könnte; überdem wäre ich zu traurig und zu unruhig wegen meines abwesenden Manne, um mich dazu entschließen zu können. Endlich fürchtete ich auch die größern Geldausgaben; sie wisse wohl, daß ich Geld aus Deutschland erwartete, und ich wollte das Zutrauen meines Mannes, der mir völlig freie Hand zu meinen Ausgaben gelassen, nicht mißbrauchen. Sie nahm meine abschlägige Antwort sehr übel auf; denn ihr, Absicht war auszugehen, und sie hielt dafür, daß es schicklicher seyn würde, wenn sie noch jemand zur Begleitung hätte. Anstatt also daß sie bisher freundlich gewesen, ward sie fast grob gegen mich, und was die Sache noch verschlimmerte, war, daß mich der Mann lobte, daß ich so viel Liebe gegen meine Kinder hätte und deshalb nicht ausginge. Sie kam also eines Tages und fragte mich, ob ich schon ein Quartier gefunden hätte? wegen der so oftmaligen Einladungen noch ferner bei ihnen zu bleiben, hatte ich zwar noch

nicht daran gedacht; doch antwortete ich nun, daß ich bereits dazu Auftrag gegeben habe. Sie erwiderte mir, daß sie eins für mich wüßte, und mit mir hingehen wollte es zu besehen; und führte mich darauf nach einem wahren Neste, welches noch dazu in einer schlechten und sehr abgelegenen Straße lag. Ich sagte ihr, daß ich dieses zu schlecht fände und lieber auf andere Artikel sparen wollte, als auf die Wohnung, die ich gut haben müßte, da ich an verschiedene vornehme Damen Empfehlungsschreiben hätte, und im Stande seyn wollte, diese ordentlich zu empfangen. Sie antwortete mir spitzig: daß da ich solche gute Wirthin wäre, und so eingezogen lebte, sie geglaubt hätte, daß mir dieses genügen würde.

Wie wir von da wegfuhrten, entdeckte ich einen Anzeiger an einem Eckhause in einer guten Gegend. Ich ging hinein, und fand eine zwar kleine, aber reinliche und anständige Wohnung, wofür man 4 Pfund wöchentlich forderte. Ich sagte, daß dieses mehr wäre als ich zu geben im Stande sey: daß ich aber versichern könnte, wenn man es mir wohlfeiler lassen wollte, so würde ich Abends allezeit bei guter Zeit zu Hause seyn, und meine Thüre um 10 Uhr zuschließen. Die Wirthin sah meine Kinder, und als sie noch dazu meine Geschichte und Fatalitäten hörte; so sagte sie zu ihrem Mann: Höre! wir haben keine Kinder, diese werden Kinderstelle bei uns vertreten, das ist besser als einige Guineen mehr! – und darauf ließen sie mir das Quartier für 3 Pfund wöchentlich mit Meubles, Küchengeräthe und Waschzeug. – Ich nahm sogleich Abschied von meinem bisherigen Wirthe, und begab mich in meine neue Wohnung, wo ich mich sehr glücklich fand; denn nicht allein war ich gut logirt, sondern auch mein Wirth und meine Wirthin wurden meine eifrigsten Freunde. Ich sagte ihnen ganz offenherzig, daß meine Absicht wäre, nicht zu viel auszugeben; daß mir zwar mein Mann freie Hand gelassen, ich eben deswegen aber mich in allem einschränken wollte. Ich sagte ihnen noch, das; mein gan-

zes Kapital dermahlen in 10 Guineen bestände, und ich vielleicht noch unter 6 Wochen nichts bekommen würde. Nun, erwiederte mir Mistriß Ruffels, meine neue Wirthin, ich werde Ihre Wirthschafterin seyn, und Brod und Fleisch für Sie bezahlen, das übrige können sie bei uns bekommen, und so wie Ihre Miethe nach Ihrer Bequemlichkeit bezahlen.

Beide lehrten selbst meinen Kindern das Englische, und wenn ich ausgehn mußte, so vertraute ich sie ihnen an. – Als ich im folgenden Frühjahr im Begriff war abzureisen, so sahe ich den Mann sehr traurig und kummervoll. Ich erkundigte mich nach der Ursach. – Ach! Sagte sie, es ist Ihre Abreise, die ihn so betrübt, und besonders die, Ihrer kleinen Karoline, und er hat mir aufgetragen, Sie zu bitten, sie uns zu lassen. Was wollten Sie mit ihr machen, wenn ich nun etwa stürbe? antwortete ich. O, erwiderte sie, den Augenblick wo Sie sie uns liessen, würden wir sie an Kindes Statt annehmen, und ihr unser ganzes Vermögen geben. Wenn ich Lust bezeugte, Kleinigkeiten für meine Kinder zu kaufen, so fragte mich die gute Frau jedesmahl, ob auch die Ausgabe die Summe nicht überschritte, die ich mir für mich selbst ausgesetzt hätte. Ich fand mich sehr glücklich bei so rechtschaffenen Leuten zu seyn, und ich hatte noch mehr Ursach der Vorsehung zu danken, daß sie mich von der Young weggebracht, als in der Folge diese so viele Schulden machte, daß man sie festsetzen wollte, und nachdem der Mann flüchtig geworden war, ihre Sachen versiegelte. Die Frau leistete zuletzt auf Unkosten ihrer Freunde; ich hatte also tausenderlei Verdruß gehabt, wenn ich in Verbindung mit diesen Leuten geblieben wäre. Ich kann das gute Betragen der englischen Nation gegen mich nicht genug rühmen. Sogar Personen, die ich nicht kannte, kamen mir Geld anzubieten, so viel ich nur brauchen würde, und als ich meine Verwunderung darüber bezeugte, und gegen sie äußerte, daß sie ja nicht wissen könnten, ob ich nicht etwa eine Andere wäre, als die, wofür ich mich ausgabe; so antworteten sie mir, dass wenn dieses wäre, ich nicht so eingezogen

leben, und nicht so meine ganze Sorgfalt aus meine Kinder wenden würde, als ich thäte. –

Man rieth mir an Hof zu gehn, da die Königin geäußert hätte, dass sie mich gern sehen wollte. Ich ließ mir also eine Hof-Rede machen, und Lady George Germaine präsentirte mich. – Es war am Neujahrstage 1777. Ich fand das Schloß sehr häßlich und altfränkisch meublirt. Die Damen und Herren stellten sich alle in das Andienzzimmer; hierauf kam der König, welcher; Kavalier vor sich gehn hatte, in das Zimmer. Ihm folgte die Königin mit einer Dame, die ihr die Schleppe trug, und einem Kammerherrn. Der König ging rechts und die Königin links herum. Beide gehn keinen vorbei ohne ihm was zu sagen. Am Ende des Saals begegnen sie sich, machen sich einen großen Reverenz, und gehn dann ein jeder von ihnen dahin, wo der andere hergekommen ist. – Ich frug Lady Germaine was ich zu thun hatte, und ob der König, wie ich gehört hätte, alle Damen küßte? Nein, antwortete sie mir, bloß die Engländerinnen und die Marquisinnen, und man hat nichts weiter zu thun, als stille auf seinem Platz stehen zu bleiben. Wie nun der König an mich heran kam, war ich sehr verwundert, daß er mich küßte, und wurde darüber feuerroth, weil es mir ganz unerwartet kam. Er fragte mich sogleich, ob ich Briefe von meinem Mann hätte? ich sagte: Ja, vom 22sten November. Er ist wohl, erwiederte er, ich habe mich expreß nach ihm erkundigt, jedermann ist mit ihm zufrieden, und ich hoffe, daß ihm die Kälte nichts schaden wird. Ich antworte, ich glaubte und hoffte, daß da er in einem kalten Klima gebohren wäre, ihm die Kälte nicht so beschwerlich fallen würde. Ich hoffe es auch, sagte er, allein dieses versichere ich Jhnen, daß die Luft daselbst sehr gesund und klar ist. – Hierauf macht er mir noch einen sehr freundlichen Gruß, und ging weiter. Als er weg war, sagte ich der Lady Germaine, daß ich durch den Kuß des Königs nun naturalisirt wäre. Hernach kam die Königin, die auch sehr freundlich gegen mich war und mich fragte, ob ich schon lange in London wäre? Ich sagte

2 Monat. – Ich glaube schon länger, erwiederte sie. Ich antwortete in London nur so lange, aber in England bereits 7 Monath. Sie fragte, ob es mir hier gefiele? Ich sagte, ja; daß ich aber doch sehr wünschte, erst in Canada zu seyn. – Ich auch nicht, erwiederte ich, allein es ist kein ander Mittel meinen Mann wiederzusehn, und ich werde also mit Freuden reisen. Ich bewundere ihren Muth, sagte sie, denn es ist eine starke Unternehmung und sehr beschwerlich, zumahl mit 3 Kindern.

Aus dieser Unterredung sahe ich, daß sie schon mehr von mir gehört hatte, und es war mir daher lieb, daß ich an den Hof gegangen war. Nach der Cour sahe ich alle königliche Kinder, bis auf eines, das krank war. Es waren ihrer 10, die ich alle bildschön fand. Ich ging nachher, da ich so gut aufgenommen worden, noch mehrmalen hin. Als ich vor meiner Abreise nach Portsmouth, im Frühjahr, zu meiner Einschiffung, von der Königin Abschied nahm, fragte sie mich nochmahls, ob ich mich nicht vor einer solchen erschrecklichen Reise fürchtete; und als ich ihr antwortete, daß da mein Mann wünschte, daß ich ihm folgte, ich es mit Muth und Vergnügen thäte, weil ich glaubte meine Pflicht zu erfüllen, und versichert wäre, daß sie an meinem Platz das nämliche thun würde; so sagte sie mir: Ja, wie man mir aber schreibt, so thun Sie die Reise ohne Vorwissen Jhres Mannes. – Ich erwiederte; da sie eine deutsche Prinzessin wäre, so würde sie wohl wissen, daß ich ohne den Willen meines Mannes dieses nicht hätte unternehmen können, weil mir das Geld dazu gefehlt habet würde. Sie haben Recht, sagte sie, ich billige Jhren Entschluß, und wünsche Jhnen alles nur ersinnliche Glück. Wie ist der Nahme Jhres Schiffes? – Ich werde mich oft nach Ihnen erkundigen, und bei Ihrer Zurückkunft, hoffe ich, werden Sie mich besuchen. – Sie hat Wort gehalten, und sich oft nach mir erkundigt, und mich oft grüßen lassen –

General Bourgoyne hatte meinem Mann versprochen, daß ich mit ihm zugleich reisen sollte; ich fragte deshalb den Lord

George Germaine um Rath: der sagte mir, daß ein Kriegsschiff zwar sicher wäre, da man aber aus selbigem ganz abhängig vom Schiffskapitän wäre, der für die Kost und Ueberfahrt keine Bezahlung nähme, so würde mir dieses unangenehm seyn, besonders weil ich Kinder hätte; er riethe mir also mehr zu einem Kauffartheyschiff. Herr Watson, ein reicher londoner Banquier, ein würdiger Mann, der schon dreimahl Lord- Major von London gewesen, (eben der, dem ein Haifisch in Westindien einstmahls beim Baden einen Fuß abgebissen,) hatte meinen Mann in Kanada gesehn und ihm sein Schiff für mich Versprochen. General Howe, ein alter Freund meines seligen Vaters, und auch der meinige, rieth mir sehr es anzunehmen; und versprach mir, um dem Schiffe mehr Ansehn und mir mehr Sicherheit zu geben, einen Marque-Brief für dasselbe, und 60 Mann und 2 Offiziere. Herrn Watson war dieses recht lieb, denn es ist sehr einträglich für den Eigenthümer des Schiffes dagegen aber in das Schiff auch der Gefahr eines Gefechts ausgesetzt, wenn es dem Feinde begegnet. Herr Watson zeigte mir das Schiff, und stellte mich dem Kapitän und der ganzen Schiffsequipage vor, und declarirte ihnen, daß derjenige, der sich gegen mich vergehn würde, dieselbe Strafe zu gewärtigen haben sollte, als wenn er sich gegen ihn selbst vergangen; und daß der, über welchen ich klagen würde, augenblicklich verabschiedet werden sollte.

Das Schiff war groß und geräumig, und wurde gleich ganz so eingerichtet, wie ich es wünschte.

Da ich wußte, daß es meinem Mann lieb sehn würde, so schrieb ich an Madame Foy, und bot ihr an, mit mir zu reisen. Sie nahm es an, und alles Vergangene ward vergeben und vergessen. Wir fanden uns zusammen in Portsmouth, und den 15ten April 1777 Nachmittags um 4 Uhr gingen wir auf unser Schiff, wo wir den ganzen Abend sehr beschäftigt waren unsere Sachen in Ordnung zu bringen, und uns dann um 9 Uhr zu Bette legten.

Fortsetzung der Auszüge aus Briefen.

Zwei und zwanzigster Brief.

Vom General Riedesel an seine Frau.

Trois-Rivieres, den 16. April 1777.

Welch trauriger Wechsel von Glück und Unglück! In Jsle aux Noix brachte man mir zu Ende der letzten Campagne die gute Nachricht, daß Du glücklich mit allen unseren Kindern in Quebec angekommen wärest. Ich war außer mir für Freude über die Aussicht, den angenehmsten ruhigsten Winter in Deiner Gesellschaft, und im Schooße meiner lieben Familie zuzubringen; wie ward ich aber so schrecklich in meiner Erwartung betrogen, als ich hier ankam, und anstatt Dich zu finden, Deinen letzten Brief erhielt, der mit dem Schiff the London angekommen ist, und daraus sahe, daß Deine Reise bis zum Frühjahr aufgeschoben wäre. Dieses war ein Donnnerschlag für mich, und der einzige Trost der mir blieb, war, daß ich doch dem Himmel danken konnte, daß Du und meine lieben Kinder zum wenigsten alle wohl waret.

Das Schiff the London, welches zu Deiner Ueberfahrt bestimmt war, ist den 8ten December zu Quebec ohne den mindesten Unfall angelangt. Deine Stuben waren für Dich und unsere kleine Familie, bequem genug meublirt und eingerichtet; wir hätten also vielleicht einen der glücklichsten Winter, die wie jemahls in unserm Ehestande gehabt, zusammen zugebracht! – Das ist nun alles zu Wasser geworden! Aber, Gott hat es so gewollt! man muß nicht murren, sondern sich seinem heiligen Rathschluß unterwerfen. – Ich habe versucht meinen Kummer zu zerstreuen, aber umsonst. Ich bin vom 30sten December bis zum 16ten Januar in Quebec gewesen, um dem Ge-

neral Carleton meine Aufwartung zu machen, und bin mit Höflichkeit und Distinktion überhäuft worden. Nach meiner Zurückkunft habe ich den Geburtstag der Königin, durch ein großes Diner, Bal und Souper gefeiert; und habe dann nach dem Beispiele der andern Generale fortgefahren, alle Woche ein Souper und einen Bal zu geben; theils um mir die Zuneigung der hiesigen Einwohner zu erwerben, und theils auch um den Officiern Gelegenheit zu unschuldigen Vergnügungen zu geben, und sie dadurch vom Besuchen der Wirthshäuser und von schlechten Gesellschaften abzuhalten. Der General Phillips hat mich im Monath Februar besucht. Ich habe zu verschiedenen Mahlen unsere Regimenter in ihren Winterquartieren besehn, und Anfangs März hat mich der General Carleton hier besucht, und hat Revüe über alle unsere Truppen gehalten. Er ist mit allem sehr zufrieden gewesen. Ich habe ihn bis Montreal begleitet, wo ich acht Tage mit ihm beim General Phillips gewesen bin. Auf dem Rückwege hat er sich noch 2 Tage bei mir aufgehalten. Seit der Zeit bin ich wieder herumgereist, um unsere Regimenter zu besichtigen. Die Woche nach Ostern habe ich allein auf dem Lande zugebracht, um in Ruhe meine Andacht zu haben; und nun, da die Jahreszeit anfängt schön zu werden, und wir uns schmeicheln, Schiffe aus Europa ankommen zu sehn, und dahin absenden zu können, ergreife ich sogleich die Feder, um mich mit Dir zu unterhalten, da ich noch ungewiß bin, ob und wann Du kömmst, und ich es Dir doch auf allen Fall nicht an Nachrichten von mir fehlen lassen will. Doch wünschte ich lieber diesen Brief umsonst geschrieben zu haben, und die Freude zu genießen, Dich mit dem ersten Schiffe ankommen zu sehn.

Du hast in diesem Briefe einen kurzen Bericht von allem, was ich in diesem Winter gethan habe, und nun will ich Dir nur noch sagen, (um Dir einen Begriff zu geben mit welcher Geschwindigkeit man hier mit Schlitten reiset) daß ich vom 20sten

Februar bin zum 10ten April, 580 Lieues, das ist 435 gute deutsche Meilen gemacht habe; zum Theil auf dem Schnee, größtentheils aber auf dem zugefrorenen Fluß St. Laurent. Noch weiß ich nicht wann die Armee ausbrechen wird, um nach Neu-England zu gehn. Wenn Du noch kömmst, wie ich mich dessen immer schmeichle, so ruhe Dich einige Tage in Quebec aus, wo Du bei meinem guten Freunde Herrn Murray wohnen wirst, dessen Fran, die eine Person von Verdienst ist, Dir sehr gefallen wird; und wenn wir schon von hier aufgebrochen sehn sollten, so nimm Deinen Aufenthalt zu Trois-Rivieres, wo Du mein Quartier leer, und zur Wohnung für Dich zubereitet finden sollst; zu welchem Behuf ich meine übrige Equipage auch in demselben Hause lassen werde. Der Groß-Vikar Mr. Saintonge wird Dir bei Deiner Ankunft die Schlüssel überreichen, und er, und die Tonnaucourtsche Familie werden Dir aller leihen, was Du noch an Meubeln nöthig haben könntest.

Du wirst den Garten ziemlich, sowohl zum Spatziergehn, als auch zur Lieferung der Bedürfnisse für Deine Küche, eingerichtet finden; und kannst dann so lange hier bleiben, bis wir eine fixe Station auf der andern Seite des Sees in Neu-England haben; da ich dann suchen will Dir ein großes Schiff zu Deiner Ueberfahrt über den See zu verschaffen, und Dir einen sichern Officier senden werde, der Dich zu mir bringen soll. Ich glaube, daß wenn Du nach Quebec kommst, Dir der Ort nicht gefallen wird. Auch die Frau des General Carleton wird keine Frau für Dich seyn; sie ist zu stolz. Madame Murray ist eine würdige Frau; alle unsere Officiere finden, daß sie Dir sehnlich sieht, und darum habe ich sie allen andern Damen vorgezogen. Hier zu Trois-Rivieres, wirst Du drei Häuser finden, welche Dich mit Höflichkeiten überhäufen, und alles thun werden, was Du nur wünschen kannst. Erstlich das des Großvikar, der eine Cousine Nahmens Cabenac hat, die ein Mädchen von vielem Verstande ist, von der ich sicher bin, daß sie Dir gefallen wird; alsdann das Haus von Herrn Tonnaucourt, Obersten der Miltz, der

Wittwer ist, aber drei Töchter hat, die eine gute Erziehung gehabt haben, und gute Gesellschaft für Dich seyn werden; und endlich das Nonnenkloster, worin auch eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen ist, und wo unsre beiden ältesten Töchter angenehme Unterhaltung finden können. Ich glaube, daß Du Trois-Rivieres wegen der Wohlfeilheit vor Quebec vorziehen wirst, denn man kann hier um die Hälfte wohlfeiler als in Quebec oder Montreal leben.

Ich schreibe diesen Brief in duplo, einmahl nach England, im Fall Du die Reise nicht unternommen haben solltest, und zweitens nach Quebec, wo Du ihn, wenn Du kömmst, bei Madame Murray in Abschrift finden wirst.

Drei und zwanzigster Brief.

Von Ebendemselben.

Trois-Rivieres, den 5. Junii. 1777.

Liebste Frau. Den 6. ist der General Bourgoyne aus England hier angekommen, und hat mir die gute Nachricht mitgebracht, daß Du damahls auf dem Schiffe des Herrn Watson abzureisen im Begriff gewesen seist. Ich habe Dich also schon seit vier Wochen mit der größten Ungeduld erwartet, und muß nun, da Deine Flotte so lange ausbleibt, abreisen, ohne die Freude gehabt zu haben Dich zu sehn; welches mich unaussprechlich grämet. Da es aber doch nun einmahl nicht zu ändern ist, so will ich nicht murren; denn es ist Gottes Wille, der alles am weisesten und mehr für unser eigenes Beste zu lenken weiß, als wir oft glauben.

In diesem Augenblick, meine Liebe, gehe ich nach St. John, um von da den See Champlain zu passiren, und nach Neu-England zu kommen. Ich stelle Dir ganz frei, ob Du lieber in Quebec, Trois-Rivieres oder Montreal bleiben willst. Ich glaube Trois-Rivieres wird Dir am besten behagen, weil es wohlfeiler ist, Du daselbst ein ganz eingerichtetes Haus und Garten findest, auch unter Landsleuten bist; denn der Obristlieutenant Ehrenkron commandirt hieselbst. Auch bist Du da bei unserer Casse, und wird es Dir folglich an Geld nicht fehlen. Du findest überdies einen Vorrath Wein und allerhand andere Dinge, die da bleiben. Ich lasse auch den Capitaine d'Armes Buhring, von meiner Compagnie, hier, um Dich in allem zu unterstützen, und Dir zu zeigen, wo Du Lebensmittel bekommen kannst. Deine Leute können ihre Vorräthe aus dem Magazin erhalten. Da ich mir schmeicheln kann, daß mir die hiesigen Einwohner wohl gewollt, so bin ich gewiß, daß sie Dir Höflichkeiten erzeigen werden.

Wenn Du mit den Kindern spazieren fahren willst, so darfst Du nur die Post nehmen. Das kostet nur einen Schilling für jede Lieue. Uebrigens sei ruhig, meine Liebe, ich werde Dich nicht lange hier warten lassen, und sobald unsre Lage nur ruhiger sein wird, lasse ich Dich gleich zu mir abholen.

Lebe wohl, liebe Frau. Das Herz ist mir sehr schwer, daß ich fortgehn soll ohne Dich zu sehn, aber ich hoffe, daß es nicht auf lange sein wird.

Vier und zwanzigster Brief.

Von Ebendemselben.

Cahmbly den 10. Junii 1777.

Obgleich von Dir entfernt, liebes Weib, so bin ich doch stets im Geiste bei Dir, und suche jetzt die Einsamkeit um mich mit Dir unterhalten zu können, und die angenehmen Stunden in mein Gedächtnis zurück zu rufen, die wir mit einander verlebt haben.

Einige Tage vor meiner Abreise von Trois- Rivieres habe ich den Fehler begangen, das Fenster in meiner Schlafkammer aufzulassen, und mir dadurch ein Flußfieber zugezogen, das zwar den 6ten, als den Tag meiner Abreise, vorüber war, mir doch aber den ersten Tag unsers Marsches etwas Mattigkeit hinterließ. Jetzt bin ich gottlob wieder vollkommen hergestellt. Morgen gehe ich nach St. John, um die Kähne ausbessern zu lassen. Nunmehr, hoffe ich, bist Du glücklich in Quebec angekommen, und ich erwarte Deinen ersten Brief mit der größten Ungeduld. Kaum werde ich das Herz haben, denselben zu öffnen, aus Besorgniß, zu sehn, daß Dir oder einem der Kinder auf der Reise etwas zugestossen sei. Wenn ich aber darin gefunden haben werde, daß Du mit den Kindern wohl bist, dann will ich Gott danken, und eine unaussprechliche Freude haben. Und dann soll auch unsere Trennung nicht mehr lange dauern, ich

lasse Dich gleich abhohlen, sobald es nur etwas ruhiger bei uns wird.

Die Zeit fehlt mir, diesen Brief länger zu machen. Lebe wohl, und sei ohne Unruhe. Gott wird mein und Dein Beschützer sein, in allem was uns begegnen kann.

Tagebuch der Generalinn Riedesel über
ihre Seereise von Portsmouth nach
Quebec, bis zu ihrer Ankunft daselbst.

Den 16ten April 1777, als das Kriegsschiff la Blonde das Signal gegeben hatte, sind wir, und zwar 31 Schiffe an der Zahl, von Spithead nach St. Helen's gesegelt, um daselbst das andere uns konvoyirende Kriegsschiff, the Porpoise genannt, abzuwarten. Wir sind den Tag fast alle seekrank gewesen, besonders da wir die Anker ausgeworfen hatten; denn alsdann finde ich, ist die Bewegung des Schiffes viel unangenehmer.

Den 17. erhob sich der Wind, und
den 18ten um 6 Uhr Morgens wurde ein zweites Signal gegeben, da mir denn zu unserer allerseitigen Zufriedenheit absegelten.

Den 19. passirten wir mit gutem Winde Plymouth. Meist alle waren wohl und ich und meine drei Kinder befanden uns wie zu Hause. Das Wetter war so schön, daß wir auf dem Verdeck tanzten. Unsere Musik war ein treflicher Pfeifer und 2 Trommelschläger.

Den 20. 21. et. 22. und 23sten hatten wir widrigen Wind, Sturm, sehr hoch gehende Wellen und schlechtes Wetter. Auch waren alle Menschen krank, nur ich hatte keine Zeit dazu, weil meine Leute fast am kränksten von allen waren, und ich also genöthigt war, meine drei Kinder allein zu warten. Ich glaube,

daß nichts besseres gegen das Kranksein ist, als recht sehr beschäftigt zu sein; denn den ersten Tag war ich so krank wie die andern; da ich aber meine Kinder krank und ohne Pflege sah, so dachte ich nur an sie, und befand mich wirklich besser, hatte auch guten Appetit. – Ueberhaupt thut man auf dem Schiffe nichts als essen und trinken, wir hatten alle Tage 4, auch manchmal 5 bis 6 Schüsseln, die recht gut zugerichtet waren. – Des Morgens, wenn ich aufgestanden war, frühstückte ich in unserm Kabinet, wusch und kleidete die Kinder, dann mich selbst, und stieg dann auf's Verdeck. Wenn ich konnte, so arbeitete ich, und um 2 Uhr assen wir zu Mittag, tranken um 6 Uhr Thee, und um 8 Uhr Abends ging ich hinunter und zog die Kinder aus. Dann hielt ich meine Abendmahlzeit, und um 10 Uhr legte ich mich zu Bette. Meine älteste Tochter Auguste war 2 Tage recht krank, hernach aber befand sie sich besser als je; die andern beiden waren nur wenig krank. Alle drei hatten guten Appetit.

Den 24. hatten wir schönes aber sehr kühles Wetter, und der Wind war zu schwach.

Den 25. fiel eine Windstille ein, und wir blieben fast auf dem nämlichen Platz. Das Steuerruder brach, der Kapitän aber, der sich gut auf solche Dinge verstand, setzte es gleich wieder in Stand. Mir hatten seit unserer Abreise erst 250 Seemeilen gemacht.

Ich weiß nicht, ob es die Hoffnung war, meinen Mann bald wieder zu sehn, die mir Muth gab, aber ich fand die See nicht so schrecklich, wie sie mir manche vorgemahlt hatten; und hatte nicht die mindeste Reue, die Reise unternommen zu haben. Ich war mir bewußt meine Pflicht zu erfüllen, und war ruhig, weil ich Gott zutraute, daß er mich glücklich zu meinem lieben Mann bringen würde. Meine Leute hätte ich gern zurückgeschickt, die, viel ängstlicher und furchtsamer wie ich, mir fast ganz unbrauchbar waren. sich beklagte sie, denn sie hattest freilich nicht dasselbe Interesse als ich, einen geliebten und ge-

schätzten Mann wieder zu erlangen. Die Kinder waren ganz anders, denn wenn sie auch recht seekrank waren, und ich fragte sie, ob sie lieber aushalten oder zurückkehren wollten, so antworteten sie mir: „O, wir wollen gern krank seyn, wenn wir nur bei Papa kommen!“

Den 26. hatten wir wiederum guten Wind, und rückten gut weiter. —

Den 27. war Gottesdienst auf dem Schiffe. Es war recht erbaulich anzusehn, wie die ganze Schiffsmannschaft auf den Knieen lag, und mit Inbrunst betete. — Den Abend veränderte sich der Wind, und das Schiff schwankte so erschrecklich, daß viele wieder von neuem seekrank wurden, doch nicht so stark wie das erstemahl. Ich kam öfters zum Fallen, und einer meiner Töchter wurde von einer umgeworfenen Thüre ein Finger gequetscht, und die andere wurde am Kinn verwundet.

Den 2ten Mai hatten wir 650 Seemeilen gemacht.

Den 3. bis 6sten hatten wir widrigen Wind und Stürme, und es wurde auch den 4. wegen allzu üblen Wetters kein Gottesdienst auf dem Schiffe gehalten. Das Schiff wurde bei einem Sturme, den wir in der Nacht vom 5. zum 6. hatten, so geworfen, daß wir kein Auge zuthun konnten, und mir immer bange war, eines meiner Kinder, die alle drei bei mir schliefen, zu erdrücken. — Fritzchen ging nie zu Bette, ohne für ihren Vater zu beten, und sagte hernach einmahl: „Ich wünschte bald meinen lieben Papa zu sehnt“. — Ich fragte sie was sie dann beten würde, wenn sie bei ihrem Vater seyn würde. „Dann“ sagte sie, „werde ich Gott alle Tage bitten, daß er uns nicht mehr von ihm trenne“ — dies rührte mich bis zu Thränen. —

Endlich änderte sich der Wind am 6sten gegen Mittag, und wir hatten den 7. sehr guten Wind, und machten 130 Seemeilen in 24 Stunden. Alles war vergnügt und die Schiffe machten sich Besuche. — Das Schiff Henri, welches 134 Mann von unsern

Truppen am Bord hatte, war so höflich, seine Flagge aufzustecken und zu rufen, – „Es lebe unsere liebe Frau Generalin und guter General!“ Ich rief ihnen wieder zu, „Es lebe das ganze Schiff!“ und wies ihnen meine 3 Kinder, als das beste was ich hatte. – Daraus riefen sie wieder: – „Hurra! hurra! Einen Augenblick nachher fingen sie eine Betstunde an, und sangen Lieder. Mein ganzes Herz war bewegt. – Das Kriegsschiff Porpois kam fast alle Tage an unsers heran, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen, und ob sie uns mit etwas aushelfen könnten. Der Schiffskapitän war derselbige, der meinen Mann nach Canada gebracht hatte, und mein Mann hatte sich ihn verbindlich gemacht, denn er war nur Lieutenant, wie er mit ihm hinkam, und auf seine Verwendung ward er Schiffskapitän. Es war noch ein Obrister Skin, Gouverneur der Provinz Georgien, mit seinem Sohn, am Bord dieses Schiffes; deren Bekanntschaft ich in Portsmouth gemacht hatte, wo sie so höflich waren, mir einen Vorschuß von 200 Guineen anzubiethen, im Fall ich Geld brauchen sollte; welches ich zwar nicht nöthig hatte, dennoch aber in dankbarem Andenken behielt.

Den 8. begegneten wir einem Schiffe, das man anfänglich für ein amerikanisches hielt. Ob wir gleich davon nichts zu befürchten hatten, so war mir doch ein wenig bange, denn ich sehnte mich nicht, einem Seegefechte beizuwohnen. Auf dem Kriegsschiff la Blonde riß ein Tau, und 4 Matrosen fielen ins Meer. Einer davon wurde noch gerettet, aber drei ertranken.

Den 9. hatten wir 1000 Seemeilen, also ohngefähr den dritten Theil unserer Fahrt zurückgelegt.

Den 10. und 11. hatten wir guten Wind, und legten diesen letzteren Tag, jede Stunde ein Knot (d. i. Seemeile, nach den Knoten in der Leine, nach welcher die Seemeilen berechnet werden, also benannt) zurück. An diesem Tage war Gottesdienst, und alle Soldaten in Parade.

Den 12. hatten wir gutes Wetter, der Wind war uns aber nicht günstig.

Den 13. war er besser, und den 14. veränderlich und solche dicke Luft, daß man in der Nacht genöthigt war, die Trompete zu blasen, um die andern Schiffe zu warnen, daß sie unserm Schiffen zu nahe kommen sollten.

Den 15. regnete es den ganzen Tag, und war sehr kalt, doch war der Wind gut bis am Mittag, da veränderte er sich aber, und wir hatten

den 16. bis zum 21sten widrigen Wind und meistens schlechtes und sehr kaltes Wetter. Noch ein schlimmer Umstand war, daß der Capitän des einen uns convoyirenden Kriegsschiffes la Blonde, der niemals in diesen Gegenden gewesen war, sich zu weit nordwärts geschlagen hatte, welches uns an 500 Seemeilen zurückbrachte, so daß wir nun einen Nordwind abwarten mußten, um auf die Bänke von Neu-Foundland zu kommen.

Den 22. hatten wir Vollmond, und mit demselben bekamen wir guten Wind, welches alle Gesichter erheiterte.

Den 23. war der Wind veränderlich. Wir sahen die Bänke, und konnten sie doch nicht erreichen. Ich kam mir vor, wie der Fuchs in der Fabel mit den Weintrauben, und hätte darüber weinen mögen. Wir waren schon fünf Wochen auf der See, und hatten erst 1660 Seemeilen gemacht. Dabei war es so neblig, daß die Kriegsschiffe alle Stunden eine Kanone abfeuerten, um zu verhüten, daß die andern Schiffe sich nicht verlören.

Eines der Schiffe the Silver Eel genannt, verlor seinen großen Mast und in der Nacht kam es mit dem Porpoise ganz von uns ab, welches mir etwas Unruhe machte, weil mein ganzes Gepäck, meines Mannes Wein und die Montirungen, am Bord dieses Schiffes waren. Beide Schiffe kamen auch erst den 30sten wieder zu uns. —

Den 24. hatten wir zwar gutes Wetter, aber noch widrigen Wind; wie auch den 25.

Den 26. bekamen wir guten Wind, und langten glücklich auf den Bänken von Neun-Foundland an. Der Schiffskoch fing einen starken Kabeljau und brachte ihn mir. Unser Schiffskapitän, der ein alter vertrauter Bekannter von Madame Foy war, und es übel nahm, daß er ihn dieser nicht gegeben hatte, riß ihm denselben ans den Händen, und warf ihn wieder ins Meer. Ich schenkte dem guten Menschen inzwischen eine Guinee für seine Dienstfertigkeit. Wir fingen den ganzen Tag nichts mehr, ich hatte aber den Triumph, daß der Kapitän des Porpoise mir vier Kabeljaus schickte, auf ein Bret gebunden, woran man einen Strick befestigte und es dann wieder ins Meer warf. Ich traktierte die ganze Schiffsgesellschaft damit, als wenn nichts vorgefallen wäre, woraus doch der Schiffskapitän über seine gegen mich begangene Grobheit beschämt schien.

Dieser ebenerwähnte Vorfall war nicht die einzige Unannehmlichkeit, die mir Madame Foy verursachte; ich habe vielmehr oft Ursach gehabt, es zu bereuen, daß ich sie mitgenommen, denn ihre Schwester, die sie auch wieder mit hatte, war nicht von der besten Aufführung, und dabei sehr eigensinnig, und die alte Bekanntschaft der Madame Foy mit dem Schiffskapitän, von der ich vorhin gesagt, machte, daß sie sich nicht getraute ihm Freiheiten zu versagen an die er vormahls gewöhnt gewesen war. Auch ihr Kammermädchen, eine bildschöne Kreatur, machte bloß die Reise mit, um aus einem Lande zu kommen, wo sie schon allzu bekannt war, und um unter den Matrosen solche lockere Freunde zu finden, wie sie sie gern hatte. Eines Tages wurde der Weinvorrath des Schiffskapitäns bestohlen, und mein armer Jäger Rockel dessen beschuldigt. Dieses grämte mich für den ehrlichen Menschen mit. Glücklicherweise aber traf es sich, daß eine Nacht da Mademoiselle Nancy (so hieß das gedachte Kammermädchen) eben wieder im Begriff war Wein zu mausen, das Schiff eine plötzliche starke Bewegung machte, welche sie mit zwei Bouteillen in der Hand zum Fallen beachtet darüber that sie einen großen

Schrei, man lief hinzu, und ihre Dieberei ward entdeckt. Sie entschuldigte sich damit, daß ihr der Befehlshaber der Soldaten geheissen habe ihm Wein zu verschaffen. Dieses war ein alter Trunkenbold, der oft die Nächte mit ihr in meiner Vorkammer zubrachte; besonders des Sonnabends, wo es Schiffsgebrauch war, den Abend mit Trinken auf die Gesundheit der Frauen und Liebchen zuzubringen. Glücklicherweise hatte ich mir den Lieutenant, die alten Unteroffiziere und den Steuermann dadurch zu Freunden gemacht, daß ich oft mein Essen mit ihren Frauen und Kindern getheilt hatte. Diese also kamen zu mir, wie jene es eben eine Nacht recht arg gemacht hatten, und versicherten mich, daß ich ihnen gejammert hätte; sie hätten aber aufgepaßt, und wenn die wüsten Menschen mir zu nahe gekommen wären, so würden sie mir alsobald zur Hülfe geeilt sein; und sie versprächen mir auch, daß sie mich alle Sonnabend auf diese Art bewachen wollten. Diese Gefälligkeit rührte mich sehr, und diente mir nachmals sehr zur Beruhigung.

Den 27. 28. und 29. hatten wir guten Wind und schönes Wetter. Das Schiff the Blonde fing an 100 Fische. Es waren große Stockfische, deren einige 50 Pfund wogen, und die sehr gut waren. Man hing sie um die Schiffe herum an den Mäulern auf, füllte die Augenhöhlen mit Salz aus, und nahm ihnen die Eingeweide aus, da sie sich denn lange gut erhielten.

Den 30. hatten wir das schönste Wetter von der Welt, aber eine Windstille. Es war ein prächtiger Einblick, einige dreißig Schiffe auf der offenen See zu sehn, die so klar war wie ein Spiegel. Wir hatten nunmehr die große Bank passirt, und in allem 2112 Seemeilen, also über $\frac{2}{3}$ unserer Reise gemacht. Wir sahen eine Menge Wallfische ganz nahe bei unserm Schiff, worunter junge von 35 bis 40 Fuß Länge waren.

Den 31. hatten wir das Vergnügen das erste Land zu sehn, welches Chapeau rouge genannt wird. Mein Herz schlug mir für Freude. Nachmittags passirten wir die Insel St. Pierre.

Den 1sten Juni war das Wetter etwas regnigt, aber guter Wind.

Den 2. hatten wir erst eine Windstille, dann aber guten Wind, und passierten die Insel St. Paul und Cap Breton.

Den 3. kamen wir in den Meerbusen St. Laurent und sahen Port-Eylands, welches große Felsen sind. Es war der Geburtstag meines Mannes, und mein Herz mit einer Mischung von Freude und Traurigkeit erfüllt, und mit der Sehnsucht, ihn nun endlich bald wieder zu sehn, ihn in meinen Armen zu halten, und ihm unsere lieben Kinder darzustellen.

Den 4. kamen wir in den Fluß St. Laurent, und sahen zur linken Hand Berge. Es begegneten uns eine Menge Schiffe, die nach Europa zurückfuhren; aber der Wind war zu heftig, als daß wir mit ihnen hätten sprechen können. Viele von den unsrigen sagten, sie sähen Soldaten darauf. Dies verursachte mir unbeschreibliches Leiden bis zu unserer Ankunft; denn der Gedanke, in ein fremdes Land zu kommen, wo mein Mann eben wieder abgereist und nach Europa zurück gekehrt wäre, war mir erschrecklich.

Den 5. in der Nacht passirten wir die Insel Anticosti.

Den 6. sahen wir schon Land und Berge von beiden Seiten, und hatten nunmehr 2760 Seemeilen zurückgelegt. Meine Ungeduld wuchs mit jedem Tage, und ich suchte sie mir durch arbeiten zu vertreiben. Ich hatte die Zeit über schon eine doppelte Nachtmütze für meinen Mann gestrickt, zwei Geldbeutel und sieben Mützen für mich und die Kinder, und noch viele andere kleine Sachen gemacht.

Den 7. hatten wir widrigen Wind,

Den 8. ward er aber gut, und wir hatten nur noch 160 Seemeilen bis nach Quebec.

Den 9. bekamen wir eine Windstille, und ankerten bei der Insel Pot de Brandi.

Den 10. um vier Uhr des Morgens wurden die Anker wieder gelichtet, und wir waren nun über alle gefährliche Stellen

glücklich hinüber. Es ist ein entzückender Anblick, hier das Ufer von beiden Seiten zu sehn; die Häuser, den großen Wasserfall von Montmorenci, und dann Quebec, welches wir

Den 11. des Morgens um 10 Uhr zu Gesicht bekamen. Die herzerschütternde Freude, die mir die erste Einsicht dieses so sehnlich gewünschten Ziels unserer Reise gab, machte mich an allen Gliedern zittern. Quebec präsentirt sich sehr hübsch, und ich dachte beim Ueberblick dieser ganzen Einsicht an die Briefe von Emilie Montagu, die eine so schöne Beschreibung davon macht, welche ich auch ganz richtig fand. Nur die Stadt Quebec ist so häßlich als möglich, und sehr unbequem denn man muß einen großen Berg hinan steigen, wenn man durch die Straßen geht. Auch sind wenig hübsche Häuser daselbst; aber die Einwohner sind höfliche Leute. Als wir ankerten hatte ich eine große Satisfaktion. Unser Schiffskapitän, der sonst ein guter Mann war, sich aber durch seine Verhältnisse mit Madam Foy verleiten lassen, sich unartig gegen mich zu betragen, kam zu mir, und bat mich deshalb um Verzeihung, und zugleich um meine Verwendung, daß man keine Matrosen von seinem Schiffe pressen möchte. Es wurde nämlich auf allen Schiffen bei ihrer Ankunft nachgesehen wie viel Matrosen sie hätten, und wenn man dafür hielt, daß ihrer zu viel wären, ein Theil davon für die königlichen Schiffe weggenommen. Ich that das Gesuch für ihn, und war so glücklich, daß es mir bewilligt wurde.

Als man in Quebec erfuhr, daß ich ankäme, wurde ich von den Schiffen im Hafen mit Kanonenschüssen begrüßt, und Mittags um 12 Uhr sahen wir ein Boot mit 12 Matrosen ankommen, die weiß angezogen waren und silberne Helme und grüne Schärpen hatten. Diese waren geschickt worden, um mich abzuholen, und brachten mir Briefe von meinem Mann, in welchen er mir schrieb, daß er zur Armee hätte abgehen müssen. Diese Nachricht erschreckte und betrübte mich sehr, ich faßte aber sogleich den Entschluß, ihm zu folgen, und wenn es auch nur auf etliche

Tage seyn sollte. Ich setzte mich mit den meinigen ins Boot, wo ich auch Madame Foy und ihre Schwester mit hinein nehmen zu dürfen wir ausbat, und dadurch das Vergnügen hatte, sie für die nur verursachten Verdrießlichkeiten zu beschämen; wir landeten endlich nach so sehnlichem Verlangen und achtwöchentlichen Schifffahrt gegen ein Uhr Mitttags glücklich an. Als wir ans Land stiegen, fand ich ein kleines Kariol mit einem Pferde. Dieses war die Equipage der Generalin Carleton, welche mich bitten ließ, zu ihr zum Essen zu kommen, und auch bei ihr zu logieren. Ich nahm nur ersteres, an, weil ich gleich wieder fort und meinem Mann nach wollte. Ich wurde von allen daselbst mit Freundschaft empfangen, und man wußte nicht, wie man mir die Freude über meine Ankunft hinlänglich bezeigen sollte, und Versicherte mich, daß sie meinen Mann sehr glücklich machen würde. Die Generalin Carleton war schon so gütig gewesen, wie sie erfahren, das; die Flotte ankäme, und ich mit darauf, ihrem Gemahl sogleich einen Courier zu schicken, um ihn von meiner Ankunft zu benachrichtigen, damit er meinen Mann mit dieser Nachricht erfreuen konnte. Man war verwundert, mich wie die Engländerinnen gekleidet zu sehen, da man unsre Soldatenfrauen in Kamisol, kleinen Mäntelchen und runden Mützen mit einer Flebbe hatte ankommen sehen, und geglaubt hatte, daß dieses das deutsche Kostüm sey. Die kanadische Frauenkleider-Tracht ist ein sehr langer Mantel von Scharlachtuch; die Reichen tragen ihn von Seidenzeug; ohne diesen gehn sie niemahls aus. Dabei tragen sie eine Art Dortmeusen mit großen farbigten Bandschleifen, welche den Adel von den andern unterscheiden, und worauf sich die Adlichen so viel einbilden, daß sie im Stande wären, einer nichtadelichen Einwohnerin, die sich unterstände, sich damit auszuruhen, den Kopfputz abzureißen. Die großen Mäntel verstecken oft sehr schlechte und schmutzige Kleider. Alsdann tragen sie noch Unterröcke und Jacken mit langen Aermeln, und auf ihrem Kopf, wenn sie ausgehen,

große Kaputzen, die ihnen den ganzen Kopf und das Gesicht bedecken, und die im Winter mit Federn wattirt sind.

Um 2 Uhr Nachmittags setzten wir uns bei der Generalin Carleton zu Tische.

Fünf und zwanzigster Brief.

Auszug aus einem Briefe des General Riedesel an seine Frau. ans St. John vom 13. Juni 1777, den sie aber nicht mehr erhalten, da sie gleich von Quebec wieder weggereist war, um sobald als möglich zu ihm zu kommen.

Sey mir willkommen , mein lieber Engel, auf dem festen Lande von Canada. Ich war eben mit allen den andern Generalen bei Tische beim General Phillips, als der Courier ankam, der mir die erfreuliche Nachricht mitbrachte, daß die Flotte von Portsmouth schon bei der Insel Bie im Gesicht von Quebec wäre, und daß man schon Nachricht hätte, daß Du mit darauf und mit den drei Kindern gesund und wohl seyst. Du wirst also ohne Zweifel denselben Abend noch als der Brief geschrieben war, angekommen seyn.

Die ganze Gesellschaft bezeugte eine allgemeine Freude, und man trank einen guten Zug auf Deine glückliche Ankunft. Der Antheil, den Alle an meiner Zufriedenheit nehmen, macht mir viel Vergnügen. Nur hätte ich gewünscht, daß Du acht Tage eher gekommen wärest, da ich denn das Glück gehabt hätte, Dich zu sehn, denn ich hatte mir vorgenommen, wenn ich Deine Ankunft erfahren hätte, ehe ich den St. Laurent Fluß passirt wäre, wieder umzukehren, um Dich zu sehn und zu umarmen. Nun war es aber zu spät, und ging nicht mehr an; laß uns indessen nur Geduld haben, liebe Frau, unsere Trennung soll nicht

nicht lange währen, und nur so lange, bis Du hier nur einigermaßen mit Sicherheit, Ruhe und Bequemlichkeit wirst seyn können. – Da unsre Correspondenz nun regelmäßiger seyn kann, so bitte ich Dich, mir eine Art von Tagebuch aufzusetzen was ihr, Du und die Kinder täglich macht; und damit wir alles einer von dem andern wissen; so fange ich hier mit dem meinen an.

Den 5. Juni um 8 Uhr den Morgens verließ ich Trois-Rivieres, und aß zu Riviere de Loup beim Pfarrer und schlief zu Mascinonge, wo ich sehr ermüdet ankam. Den 6. ging ich nach Berthieux, wo ich Mittags aß. Nachmittags fuhr ich in einem Canot D'écorce (einem Boot nach Landesart von Baumrinde gemacht über den Fluß St. Laurent, und nahm mein Nachtquartier in Sorel bei dem Pfarrer.

Den 7. reiste ich Morgens um 6 Uhr ab, aß Mittags zu St. Denis beim Obristlieutenant Specht von unsern Truppen, und kam den Abend in Chambly an.

Den 8. marschieren die beiden Bataillons Berner und Breymann nach St. John und zwei andere kamen an ihren Platz. Meine Equipage hatte mir nicht so geschwinde nachkommen können, also sahe es übel bei mir aus, indem ich nichts zu essen noch trinken hatte. Doch kam sie endlich noch den Abend an. Ich habe mich bei der Uebersetzung der Truppen über den Fluß St. Laurent sehr strapaziert, es ging aber alles sehr gut.

Den 10. speiste der General Phillips bei mir, und den 11. nahm der General Bourgoyae das Frühstück bei mir ein. Denselben Mittag reiste ich von Chambly nach St. John ab, und aß unterwegs zu St. Therese beim Obristen Mackenzee zu Mittag.

Den 12. speiste ich, in Gesellschaft der Generale Carleton und Bourgoyne beim General Phillips zu Mittage, und da war es, wo ich so glücklich war, Deine Ankunft zu erfahren; wobei ich mir schmeichele nun bald durch einen Brief von Dir die

Nachricht zu bekommen, wie Ihr Euch alle auf der Reise befunden habt. Heute oder morgen früh gehe ich nach Crown-Point ab. Du sollst, so oft mir nur eine Minute zum Schreiben bleibt, Nachricht den mir haben. —

Lebe wohl, und umarme unsere drei lieben Kinder recht herzlich von mir. Ich hoffe, daß es Dir nicht an Gelde fehlt; Du wirst zu Quebec so viel Geld auf meinen Credit bekommen können, als Du wirst haben wollen, und in Trois-Rivieres wirst Du unsern Kriegszahlmeister Gödecke finden, der Dir so viel Geld geben wird, als Du brauchen kannst. Noch einmahl, lebe wohl, Liebe! Gott geleite uns, wie Er es bisher gethan hat. Schreib' mir bald und sey versichert, daß ich allezeit ganz der Deinige seyn werde.

Fortsetzung des Tagebuchs und der Berichte

der Generalin Riedesel, von ihrer Reise
von Quebec zu ihrem Mann ihrer nach-
mahligen Trennung von einander, und
ihrer abermahligen Wiedervereinigung
zu Fort-Eduard.

Derselbige Schiffs-Capitän Pawnel, von dem ich schon erzählt, daß er meinen Mann nach Canada gebracht, hatte sich angeboten, mich bis nach Point de Tremble zu Wasser zu bringen, und eine Madame Johnson, mich zu begleiten. Wir schifften uns den 11. Juni, an demselben Tage als ich in Quebec angekommen war, Abends um 6 Uhr, auf einem Boot eines Kriegsschiffes ein, und kamen um Mitternacht, 7 englische Meilen von Quebec beim schönsten Mondenschein und mit einer herrlichen Musik an. Ich brachte meine Kinder zu Bette, und wir Andern blieben auf, und tranken zusammen Thee.

Den 12. früh-Morgens um halb drei Uhr fahren wär in drei Kalieschen, (einer Art leichter Chaisen oder Kariolen, die sehr

klein und unbequem sind, mit welchen man aber sehr geschwind fährt) wieder ab. Ich konnte es nicht über mein Herz bringen, auch nur ein einziges meiner Kinder meinen Frauensleuten anzuvertrauen; da nun aber die Kaleschen offen und sehr klein sind, so band ich meine zweite Tochter Fritzchen in einer Ecke fest an, nahm die jüngste, Carolinchen auf meinen Schooß, und meine älteste, Gustchen, als die vernünftigste, saß zwischen meinen Füßen auf meiner Chatulle. – Ich wußte, daß wenn ich meinen Mann sehn wollte, ich wegen seines immer weiter gehenden Marsches keine Zeit zu verlieren hätte; ich versprach also den Leuten eine Belohnung, wenn sie mich geschwind fahren würden: daher ging es immer was das Zeug halten wollte. Die Canadier sprechen immer mit ihren Pferden, und geben ihnen allerhand Nahmen. So sagten sie peitschend oder singend: „Allons, mon prince!“ Pour mon général!“ Oefters sagten sie auch: „Fi donc, madame! ich glaubte es gälte mir, und fragte: „Plaît – il?“ – „Oh,“ antworteten sie, „ce n’est que mon cheval, la petite coquine!“ Allenthalben wo ich durchkam, grüßten mich die Bauern, und riefen!“ „Voilà la femme de notre cher général!“ und trugen mich fast auf den Händen. Es war mir eine besondere Freude, meinen Mann allenthalben so geliebt zu sehn, und daß sie mir alle sagten: „Oh qu’il sera content! – Combien il a parlé de Vous!“ – Oh qu’il Vous aime!“ – Den Nachmittag kam ich nach Berthieux, wo man mich versicherte, daß keine Kalesche zu bekommen wäre, und ich mich eines Bootes, oder vielmehr sehr leichten Canot’s aus Baumrinde verfertigt, würde bedienen müssen. Ich bat flehentlich und bot Geld über Geld, denn es war ein erschreckliches Wetter, und ich hatte die drei Flüsse zu passiren, welche sich kreuzen und nach dem Ort Trois-Rivieres führen. Aber es half alles nichts, weil diese Ueberfahrt wie eine Post bezahlt wurde, und man mich als eine unkundige Fremde gut benutzen wollte. Es blieb mir also nichts weiter zu thun, als mich einzuschiffen. In einem Winkel des Canots auf dem Boden sitzend, hatte ich

meine drei Kinder auf dem Schooße, und meine drei Leute sagen auf der andern Seite. Man mußte das genaueste Gleichgewicht zu erhalten sich bemühen, welches ich indessen nicht eher von unserm Schiffer erfuhr, als bis uns ein starker Sturm mit Hagel überfiel, worüber meine Tochter Fritzchen in Angst gerieth, schrie und aufspringen wollte. Da sagte er mir, das; die allermindeste Bewegung das Canot könnte umschlagen machen. Ich mußte sie also recht fest halten, und mich an ihr Weinen nicht kehren; und so kamen wir endlich noch denselben Abend glücklich zu Trois-Rivieres an, wo unsere Offiziere die Hände über den Kopf zusammen schlugen, und ich bei dieser Gelegenheit erst erfuhr, welche Gefahr ich gelaufen hatte. Zwei Herren waren fischen gegangen, es hatte sich ein Sturm erhoben, welcher ihr Canot umgeworfen hatte, und sie waren beide ertrunken. Ich dankte Gott, daß ich so gut davon gekommen; doch war es mir nicht lieb, nun die Gefahr zu kennen, weil mich dieses in der Folge furchtsam machte, sogar bei dem schönsten Wetter, wenn ich auch nur kleine Flößchen zu passiren hatte.

Der Groß-Vikar machte mir gleich seinen Besuch. Er hatte meinen Mann, der den ganzen Winter dort zugebracht hatte, sehr lieb gewonnen, und vermehrte noch meine Begierde ihm bald zu folgen, durch alles das, was er mir von seiner zärtlichen Liebe und Besorgniß für uns und seiner Sorge wegen unserer Reise erzählte; er sagte, daß mein Mann krank gewesen, und daß er versichert wäre, der Kummer abreisen zu müssen, ohne uns gesehn zu haben, sey Schuld daran gewesen, besonders da er immer durch allerhand, glücklicherweise falsche Nachrichten in Angst gesetzt worden, zum Beispiel unter andern, das; eine Dame mit drei Kindern sich eingeschifft und mit dem Schiffe untergegangen wäre; ferner, daß ich mich zwar eingeschifft, aber dann Angst geworden, meinen Vorsatz bereuet, und mich wieder ans Land hätte setzen lassen. Ich war also fest entschlossen meine Reise auf alle Weise zu beschleunigen, und

hatte auch schon an meinen Mann einen Expressen voraus geschickt, um ihn zu benachrichtigen, daß wir kämen. Das abscheuliche Wetter dauerte noch fort, der Groß-Vicar hatte daher die Freundschaft, mir eine bedeckte Kalesche anzubieten, die ich auch annahm, und den andern Morgen um sechs Uhr damit abreiste. Dieses Fuhrwerk ging so geschwind, daß ich kaum zu Athem kommen konnte, aber auch so durchgestoßen wurde, daß, da ich immer meine Kinder halten mußte, ich ganz zerschlagen war, und auf jeder Poststation nur immer meine Arme ausstrecken und mich durch gehen ein wenig wieder gelenk machen mußte. Ich hatte nach Chambly, wo mein Mann noch seyn sollte, unter zwei wegen einen zu wählen. Ich nahm den über Montrea, wo ich den 13. Abends ankam, die Nacht blieb und den andern Morgen in aller Frühe abreiste, um bald bei meinem Mann zu seyn. Ich kam den 14. nach Chambly, und erblickte gleich daselbst einen Trupp Offiziere und unsern Kutscher, den mein Mann da gelassen hatte; ich lief gleich auf ihn zu, und fragte ihn, wo mein Mann wäre? „Er ist Ihnen entgegen gefahren,“ antwortete er mir, „nach Berthieux zu“ (15 englische Meilen). Da sahe ich, daß ich den unrechten Weg gewählt und ihn daher verfehlt hatte. General Carleton, der sich unter dem vorerwähnten Trupp Officiere befand, kam auf mich zu, und versicherte mich, daß mein Mann spätestens den andern Tag zurück seyn würde. Hierauf nahm er Abschied, und ging nach Quebec zurück; nachdem er das Kommando der Truppen dem General Bourgoyne übergeben hatte. Ein Adjutant meines Mannes blieb bei mir, und ich erwartete mit Ungeduld den folgenden Tag, den 15. Juni. Meine Kinder und mein treuer Rockel lauerten immer auf der Landstraße, um mir Nachricht von meines Mannes Ankunft zu bringen; endlich kam eine Kalesche mit einem Kanadenser. Ich sehe von weitem die Kalesche stille halten, und den Kanadenser aussteigen, näher kommen, und die Kinder in seine Arme schließen. Es war mein Mann! Er hatte sich, da er noch das Fieber hatte, ob es gleich im Sommer war,

in eine Art Casaquin von wollenen Decken, stark mit Bändern besetzt, und woran die blauen und rothen Rand-Streifen gelassen waren, nach Kanadischer Landesart, gekleidet. Ich lief was ich konnte, meinen kleinen Säugling Caroline auf dem Arm, um zu dieser allerliebsten Gruppe zu kommen. Meine Freude war über alle Beschreibung, aber das kranke und abgemattete Aussehen meines Mannes erschreckte mich. Und schlug mich ein wenig nieder. Ich fand meine beiden ältesten Töchter in Thränen, Gustchen, für Freude ihren Vater wieder zu sehn, und Fritzchen, weil sie ihn in diesem Auszug sah; daher sie auch gar nicht an ihn heran wollte, und sagte: No no! this is a nasty Papa: my Papa is pretty! (Nein nein! dieser ist ein schmutziger Papa; mein Papa ist hübsch)! Dieses kam daher, weil ich ihr öfters das Bild ihres Vaters gezeigt, und ihr dabei gesagt hatte, daß er hübsche Kleider hätte; sie fand ihn also in diesem Kostüm nicht wieder. Doch wie er nur erst seinen Kanadischen Rock abgeworfen hatte, umarmte sie ihn zärtlich.

Mein Mann erzählte mir, daß, als er mir entgegen gefahren, er, um sich ein wenig auszuruhen, bei dem Obristen Anstruther zu Mittag gegessen hätte, wo er zufälligerweise erfahren, das; eine Frau von Berthieux angekommen wäre. Man hätte sie herein kommen lassen, und gefragt, ob es dort etwas neues gäbe? Weiter nichts, hätte sie geantwortet, als daß eine deutsche Frau mit ihren Kindern angelangt ist, die, wie man sagt, die Frau des deutschen Generals sein soll. Wie viel Kinder waren es? fragte mein Mann gleich, Drei, erwiederte sie. Nun wußte er so viel als er wünschte, und fand sich vorzüglich glücklich zu erfahren, daß alle drei Kinder lebten und angekommen waren, denn er hatte den ganzen Winter nichts von uns gehört, und unsere Schiffe waren die ersten, die in diesem Jahre eingetroffen waren.

Wir blieben zwei glückliche Tage miteinander. Ich wünschte sehr meinem Manne zu folgen, aber er konnte mir es nicht be-

willigen. Ich ward also zu meinem größten Leidwesen genöthigt, nach Trois-Rivieres zurückzugehen, wobei ich desto mehr litt, weil die Truppen gegen den Feind marschirten, und ich mit meinen Kindern allein und verlassen zurückgehn, und in einem fremden Lande unter unbekannten Leuten leben mußte. Traurig und sehr niedergeschlagen trat ich meine Rückreise an, welcher Unterschied zwischen dieser Reise, und der, die ich vorher gemacht! Auch eilte ich diesmal nicht so sehr, da mein Herz bei jeder Poststation, welche mich weiter entfernte, auf's neue zerissen wurde.

Als wir einen Wald passirten, sahe ich auf einmal, daß sich etwas wie eine Wolke vor unserm Wagen erhob, worüber wir anfänglich erschranken; bis wir entdeckten, daß es wilde Tauben waren, die man dort Tourtes nennt, und welche in so großer Menge sind, daß der Kanadier länger als sechs Wochen von nichts andern lebt. Er geht mit seiner Flinte, die mit dem kleinsten Schrote geladen ist, hinaus auf diese Tauben-Jagd; und wenn er ihrer ansichtig wird, so macht er ein Geräusch, woraus sie auffliegen, da er denn auf gut Glück mitten darunter schießt, und zuweilen zwei bis dreihundert verwundet, die hernach mit Stöcken vollends todtgeschlagen werden. Die Kanadenser verkaufen sie theils, theils verzehren sie sie selbst, und machen davon sehr wohlschmeckende Frikassees mit Sahne und Schnittlauch, oder auch Suppen. In dieser Jahreszeit ißt man hier allenthalben davon, und man wird überhaupt von den Landeseinwohnern freundschaftlich aufgenommen, welche meistens gute Häuser mit großen Stuben und gute Gardienenbetten haben. Jedes Haus hat einen geräumigen Flur, und wenigstens 3 oder 4 Stuben. Wenn ein Kanadier seine Tochter verheirathet, fragt er seinen Schwiegersohn, ob er bei ihm wohnen will; und in diesem Fall bauet er ihm unweit seiner Wohnung Haus und Stall, und das Land herum wird urbar gemacht; wodurch die Landeskultur und Bevölkerung immer mehr zunimmt. Die Häuser sind

alle weiß angestrichen, welches einen allerliebsten Anblick gewährt, wenn man den Fluß St. Laurent passirt, weil alles in der Ferne sich viel prächtiger ausnimmt. Jede Wohnung hat ihren kleinen Obstgarten, und den Abend geben die nach Hause zurückkehrenden Heerden einen hübschen Anblick. Ueberall werden hier die Kühe und Schweine in die Wälder getrieben, und kommen zur bestimmten Zeit wieder zurück, um gemolken zu werden; man versäumt aber dabei nicht, dem Vieh alsdann etwas Futter zu reichen, sonst blieb es aus. Oft geschieht es, daß eine trüchtige Sau, die eben werfen will, eine ganze Zeit wegbleibt und dann mit allen ihren Ferkeln wiederkömmt. Wenn man sie einsperrte, wie bei uns, so würden sie alle krepiren. Sie sind sehr böse, und scheinen eine gemischte Art von wilden und zahmen Schweinen zu sein.

Ich kam traurig und voller Unruhe nach Trois-Rivieres zurück. Meine beständige Gesellschaft war der Großvikar und seine sogenannte Cousine. Als solche hatte sie mir zum wenigsten mein Mann empfohlen; sie war ausgeräumt und von angenehmen Umgang; er desgleichen, und ein Mann von Verstand. Ich erfuhr nachher, daß jeder dieser Herren dergleichen Cousinen bei sich hatte, die ihnen ihre Wirthschaft führten, aber fast alle Jahr genöthigt waren, gewisser Ursachen halber eine kleine Abwesenheit zu machen, um kein Aergerniß zu geben.

Ausser dieser Bekanntschaft hatte ich noch das Kloster der Ursulinerinnen, oder der barmherzigen Schwestern, deren Beschäftigung ganz in Krankenpflege bestand, wozu sie dort ein Krankenhaus hatten. Als ich das erstemahl hinkam und vor der Thür des Krankensaals vorbei ging, bekam mich ein Mann zu Gesicht, der sich mir zu Füßen warf, und mich anflehte: „Seyn Sie meine Retterin! machen Sie, daß ich sterbe, und daß ich nach Deutschland zurückkehre!“ Man berichtete mir daß er wahnsinnig wäre; ich gab ihm etwas, und machte daß ich fort kam.

Ich fand unter den Nonnen sehr liebenswürdige Personen, und habe manchen angenehmen Tag bei ihnen zugebracht. Sie hatten meinen Mann sehr lieb, und ich erfuhr, daß er ihnen öfters Wein und Braten geschickt hatte. Ich that es ihm nach, und noch mehr, denn ich ließ mein Essen hinbringen, und aß mit ihnen. Die Gesellschaft ja auch vielleicht der Wein, und endlich auch der Wunsch, mich zu zerstreuen, belebte sie öfters so, daß sie sich manchmal verkleideten, eine Art Kosakisch tanzten, und auch mich als Nonne anzogen. – Eine junge Novize hatte mich besonderes in Asseccion genommen, und fand bei mir in dieser Nonnenkleidung solche Aehnlichkeit mit der heiligen Jungfrau, daß sie mich flehentlich bat, Nonne zu werden. Ich sagte: Recht gern, wenn ihr meinen Mann zum Prior machen wollet, daß er mit uns leben könne. Sie war unerfahren, daß sie glaubte, daß dieses anginge; sie entfernte sich, und kurz darauf fanden wir sie vor einem Crucifix knieend, wo sie Gott für meine Belehrung dankte. Hernach ließ ich meine Kinder kommen. Gustchen fing an zu weinen, wie sie mich in der Kleidung sah, und sagte: „Liebe Mama! nicht Nonne werden, ich bitte Dich!“ Um meine Kinder zu beruhigen, mußte ich geschwind meine Nonnenkleidung ablegen. In diesem Kloster war auch eine Erziehungsanstalt für junge Mädchen, denen man allerhand Arbeiten lehrte. Die Nonnen singen vortreflich, und da sie auf dem Chor und hinter Vorhängen singen, so möchte man sich öfters den Gesang der Engel dabei denken.

Meine häusliche Beschäftigung war größtentheils nur die Sorge nur meine Kinder, etwas weibliche Arbeit und ein wenig Bücherlesen. Die zurückgebliebenen Officiere waren gar nicht liebenswürdig; unter ihnen war ein unartiger General-Cassirer, der mich durch sein rohes Benehmen oft empörte, und meine Unruhe verdoppelte. Bei der Gelegenheit, als ich den Capitän Arbuthot für meine Ueberfahrt bezahlen wollte, den ich täglich

von Montreal¹ zurückerwartete, präsentierte ich dem Cassirer eine Ordre meines Mannes, mir 150 Pf. Sterling auszuzahlen. Er schlug es mir ab. Ich fragte ihn, ob mein Mann ihm etwa schuldig sey? Nein, sagte er, er habe vielmehr noch etwas Bestand, da aber mein Mann in Gefahr wäre, und täglich getödtet werden könnte, so hielt er für rathsam, bedächtig zu verfahren, und mir nichts auszuzahlen. Ich ward durch dieses Betragen äusserst entrüstet, und sagte ihm, daß er es mir zu sehr erschwerte, ihm jemahls wieder was abzufordern; ich wüßte aber, daß wenn ich auch das Unglück hätte, meinen Mann zu verlieren, mir doch immer noch ein Vierteljahr seines Traktements zukäme, welches noch mehr als das geforderte ausmachte. – Ja, das wohl, erwiederte er, aber dann auch die Rückreise! – Da würde der Himmel auch für sorgen, versetzte ich; und ließ mich weiter nicht mit ihm ein, sondern wandte mich an einen englischen Kassirer, der mir nicht allein die verlangte Summe gab, sondern sich noch dazu erbot, mir überhaupt so viel zu geben, als ich haben wollte. Ich berichtete alles meinem Manne, der darüber sehr erzürnt, jenem einen recht derben Brief schrieb, und ihm den gemessensten Befehl gab, mir so viel zu zahlen, als ich nur verlangen würde. Nun ward er höflicher, und sogar hatte ich das Glück, so sehr bei ihm in Gnaden zu kommen, daß man nach seinem Tode Briefe von seiner Frau bei ihm fand, worin ihm diese schrieb: „Du schreibst mir so viel schönes von der Generalin, daß mir ganz bange wird“. Vier Jahre nachher hatte ich das Vergnügen, demselben in seiner letzten Krankheit allerhand zu seiner Erquickung zu schicken, und er ließ mich noch um Verzeihung bitten, so schlecht an mir gehandelt zu haben. Die Reden dieses Mannes, und die verschiedenen beunruhigenden Nachrichten, die täglich ankamen, schlugen mich sehr nieder, und verbitterten mir das Leben; besonders da es mir oft an Briefen fehlte, ob mit gleich mein Mann in Einem fort

¹ Dort kauft man Pelzwerk zu den wohlfeilsten Preisen ein, um es in England zu den theuersten wieder zu verkaufen. Ein Handel der viele bereichert.

schrieb; wenn ich aber die Briefe bekam, waren sie alt. Es ist gewiß, daß man bei eintretender Gefahr für das, was man liebt, weit mehr abwesend leidet, als wenn man dabei ist; daher schrieb und bat ich auch meinen Mann sehr dringend, mich nachkommen zu lassen; daß ich dazu hinlängliche Gesundheit und Muth hätte, und er mich nie murren hören würde, es möchte kommen wie es wollte, ich hoffte ihm vielmehr in manchen Fällen nützlich seyn zu können. Er antwortete mir, daß sobald nur Frauen der Armee würden folgen können, ich gewiß mit darunter seyn sollte; schrieb mir darauf daß meine Wünsche nun bald erfüllt werden würden; und wie ich darüber in voller Erwartung und ganz reisefertig war, so kam endlich der Capitän Willoe, um mich abzuholen. Mann kann sich vorstellen, wie gut er von mir empfangen wurde.

Zwei Tage nach seiner Ankunft reißen wir ab; eine Barke, die meinem Mann gehörte, und sein ander Fahrzeug brachte uns bis Trois-Rivieres. Die Mannschaft auf ersterer kommandirte der gute Sergeant Bürich der mir alle nur ersinnliche Aufmerksamkeit bewies, und auch seitdem die Aufsicht über unser Gepäck hatte. Die Nacht überfiel uns, und wir sahen uns genöthigt, auf einer Insel zu landen. Das andere Fahrzeug, da es mehr beladen und nicht so gut bemannt war, hatte uns nicht folgen können; wir hatten daher weder Betten noch Licht, und was das schlimmste war, nichts mehr zu essen; denn wir hatten weiter nichts auf unser Schiff mitgenommen, als was wir den Tag über zu gebrauchen dachten; und fanden auf dieser Insel weiter nichts, als die vier kahlen Wände eines verlassenenen und nicht einmahl ausgebauten Hauses, welches voller Gesträuche lag, das uns zum Nachtlager diente. Ich bedeckte es mit unsern Mänteln, und nahm die Küssen von der Barke zur Hülfe, so daß wir recht gut schliefen.

Den Capitän Willoe konnte ich nicht bewegen, in die Hütte mit herein zu kommen, und sahe ihn sehr unruhig, welches ich mir gar nicht erklären konnte. Mittlerweile bemerkte ich einen

Soldaten, der einen Ton ans Feuer setzte. Ich fragte ihn, was er darinnen hätte? Kartoffeln die ich mir mitgenommen habe. – Ich blickte lüstern nach ihnen hin; er hatte nur so wenig, daß ich es grausam fand, ihn derselben zu berauben, besonders da er so glücklich dabei aussahe. Endlich aber siegte doch die Begierde, meinen Kindern davon zu geben, über meine Bescheidenheit; ich bat also, und erhielt die Hälfte, welches höchstens ein Dutzend seyn mochten; dazu holte er aus seiner Tasche 2 oder 3 kleine Enden Licht, die mich sehr glücklich machten, weil die Kinder sich fürchteten, im Finstern zu bleiben. Ich gab ihm für das alles einen großen Thaler, da war er eben so glücklich als ich. Inzwischen hörte ich Capitain Willoe Befehl geben, daß man um das Gebäude Feuer anzünden, und daß seine Leute die ganze Nacht um dasselbe die Runde gehen sollten. Auch hörte ich während der ganzen Nacht Lärmen machen, welches mich ein wenig am Schlaf hinderte. Als ich am andern Morgen beim Frühstück, welches ich auf einem breiten Stein, der uns zum Tisch diente, einnahm, den Capitän, der in der Barke geschlafen hatte, nach der Ursache des Lärmens fragte: so bekannte er mir, daß wir in großer Gefahr gewesen, indem diese Insel l’Isle à Sonnettes (die Klapperschlangen-Insel) wäre, welche von den vielen darauf befindlichen Klapperschlangen den Nahmen hätte, daß er es nicht gewußt und sehr erschrocken sey, als er es erfahren, und wegen der Ströme es doch nicht habe wagen dürfen, in der Nacht weiter zu fahren. Es wäre ihm daher nichts anders übrig geblieben, als große Feuer und viel Lärmen zu machen, um die Schlangen zu erschrecken, und dadurch abzuhalten. Er habe aber die ganze Nacht aus Besorgniß für uns kein Auge zuthun können. Ich war über diese Erzählung sehr erschrocken, und ließ ihm bemerken, daß wir unsere Gefahr dadurch noch vergrößert hätten, daß wir uns auf das Gesträuch gelegt, in welchem sich die Schlangen gern verbergen. Er gab mir Recht, und sagte mir, daß wenn er es eher gewußt, wo wir

wären, er alles Gesträuch vorher würde haben wegnehmen lassen, oder uns gebeten haben würde, lieber auch in der Barke zu bleiben. Er habe es aber erst von einem der Leute von unserm andern Fahrzeug erfahren, das uns später nachgekommen war. Wir fanden am Morgen noch allenthalben Häute und Schleim von diesen garstigen Thieren; und eilten daher mit unserm Frühstück fertig zu werden. Wir fuhren nachher über den Lac Champlain, und kamen den Mittag nach dem Fort John's, wo uns der Commandant freundschaftlich und ehrenvoll empfing. So ging es uns überall, denn mein Mann war sowohl bei den Eingebornen als Engländern sehr beliebt. Hier schifften wir uns wieder ein, um einen Kutter zu erreichen, auf welchem wir nach Wolfs-Island kamen, wo wir die Nacht, aber auf dein Schiffe, blieben. Wir hatten daselbst ein Gewitter auszuhalten, daß dort fürchterlicher schien, weil wir mit Bergen und dicken Bäumen umgeben, wie in einem Kessel waren. Den folgenden Tag passirten wir Ticonderoga, und kamen gegen Mittag nach dem Fort-George, wo wir bei dem Obristen Anstruther aßen, einem guten und lebenswürdigen Mann, der das 62. Regiment commandirte. Nachmittags setzten wir uns in eine Kalesche, und kamen noch denselben Tag, (den 14. August) in Fort Edouard an, von wo zwar mein Mann Tages vorher mit der weiter vorrückenden Armee abgegangen war, aber sobald er unsere Ankunft daselbst erfuhr, den 15. zu uns kam, und bis zum 16. bei uns blieb. Dann mußte er zu meinem großen Leidwesen wieder zur Armee. Als aber gleich nachher die unglückliche Affaire bei Bennigton vorfiel, hatte ich die Freude, ihn schon den 18. wieder bei uns zu sehn, und nun drei glückliche Wochen in der größten Ruhe zuzubringen. Wenig Tage nach meiner Ankunft kam die Nachricht, daß wir von Kanada abgeschnitten wären; wenn ich also diesen glücklichen Augenblick nicht benutzt hätte, würde ich drei Jahre lang in Canada ohne meinen Mann haben zurückbleiben müssen. Ein einziger Umstand war die Veranlassung des für uns so glücklichen

Entschlusses; nämlich die Ankunft der Milady Acklandt bei der Armee, bei welcher Gelegenheit General Bougoyue meinem Mann sagte: General! Sie sollten auch Ihre Frau kommen lassen! worauf mir dieser gleich den Capitän Willoe schickte. Wir führten diese drei Wochen ein sehr angenehmes Leben. Die Gegend war herrlich, und wir waren von den Lägern der englischen und deutschen Truppen umgeben. Wir wohnten an einem Ort, das rothe Haus genannt. Ich hatte nur eine Stube für meinen Mann und mich und meine Kinder, in welcher mein Mann auch schlief, und noch ein ganz kleines Schreib-Kabinet. Meine Frauensleute schliefen in seiner Art Flur. Wenn schönes Wetter war, aßen wir unter den Bäumen, und sonst in einer Scheune auf Brettern, die auf Tonnen gelegt waren, und zu Tischen dienten. Da war es, wo ich zum erstenmahle Bärenfleisch aß, und es von treflichem Geschmack fand. Oft fehlte es uns an allem demohnerachtet war ich doch sehr glücklich und zufrieden, denn ich war mit meinen Kindern, und von denen geliebt, die um uns waren. Es waren, wenn ich mich recht erinnere, 4 oder 5 Adjudanten bei uns. Den Abend wurde gespielt, und ich brachte während der Zeit meine Kinder zu Bette.

Auszug aus einem militärischen Memoire,
die amerikanische Campagne vom Jahre
1777 betreffend.

Vom Anfange der Campagne im Jahre 1777, ist der General Riedesel weder in den Kriegs Rath der englischen Generalität, die Bewegungen dieses Feldzugs betreffend, zugelassen, noch sind demselben die Instruktionen mitgetheilt worden, die der General Bourgoyne vom englischen Ministerio erhalten hatte, über die Art, wie diese Campagne geführt werden sollte. Es hat der General Riedesel nur immer gesucht und gebeten, entweder die Avantgarde der Armee, oder wenigstens , so viel es die Umstände erlauben wollten, ein besonderes Corps zu kommandiren, welches auch von Zeit zu Zeit geschehen ist. Dabei ist die größte Bemühung des Generals jederzeit gewesen, die Befehle des Generals Bourgoyne auf das pünktlichste zu befolgen, die ihm untergebenen Truppen in Disciplin und Zucht zu halten, das gute Vernehmen zwischen den englischen und deutschen Truppen zu befördern und dafür zu sorgen, daß die deutschen Truppen alles bekämen, was ihnen nach dem Subsidiën-Traktat zugehörte, und nach ihrem Rang die nämlichen Vorzüge genießen als die englischen National-Truppen.

Ob nun zwar unter den Gemeinen, hin und wieder, aus Mißverständniß der Sprache, kleine Irrungen vorfielen, so wurden sie doch bald wieder beigelegt, zumahl wenn der General Riedesel gegenwärtig war.

Auf diese Art hat sich die Armee den 3. Juni aus ihren Winterquartieren in Bewegung gesetzt. Den 6. Juli verließen die Amerikaner Ticonderoga. An eben demselben Tage wurde der General Riedesel mit drei deutschen Bataillons detachirt um den Brigadier Fraser zu soutenir, der den nach Huberton retirirenden Feind verfolgte. Als er den 7. nur ohngefähr eine Stunde noch vom Brigadier Fraser entfernt war, hatte sich dieser schon, ohne ihn abzuwarten, mit dem Feinde engagiret. Das

Feuer war heftig und die Lage kritisch, bis der General Riedesel mit seiner Avantgarde ankommen, und mit dieser eine frische Attacke in die rechte Flanke des Feindes machen konnte, welches die Lage der Sachen dergestalt veränderte, daß der Feind mit ansehnlichem Verlust geschlagen wurde, und der Brigadier Fraser sowohl als alle Officiere seines Corps, dem General ihre lebhafteste Erkenntlichkeit bezeigten.

Nach dieser Affaire sammelte der General Bourgoyne die Armee bei Skensborough. Den 12. Juli wurde der General Riedesel mit 6 Bataillons detachirt, um sich in der Gegend von Castletown zu postiren, um dem Feinde dadurch eine Jalousie gegen den Connecticut-Fluß zu geben. Unterdessen ließ der General Bourgoyne die Wege repariren, und rüstete sich über Fort Anne nach Fort Edouard vorzurücken. Zu gleicher Zeit als derselbe nach Fort Edouard aufbrach, erhielt der General Riedesel Befehl den Engländern dahin zu folgen, und vereinigte sich daselbst den 3. August wieder mit der Armee.

Allhier meditirte der General Bourgoyne ein Korps unter dem Obristlieutenant Baum nach Bennington zu detachiren, tun ein dortiges ansehnliches Magazin wegzunehmen, welche Expedition aber der General Riedesel nicht gut fand, und nachdrücklich dagegen sprach. Demohnerachtet wurde sie vorgenommen, und wie man merkte, daß der Obristlieutenant Baum gegen den Feind zu schwach wäre, noch der Obristlieutenant Breymann, auch gegen den Willen des Generals Riedesel, demselben zum Sonnen nachgeschickt. Diese Affaire vom 16. bei Bennington lief sehr unglücklich ab. Der Feind war 4 bis 5 mal stärker. Die Entfernung verhinderte den Obristlieutenant Breymann früh genug anzukommen, und also wurden beide Korps eines nach dem andern geschlagen. Die Leute sowohl, als die beiden respektiven Chefs, thaten sehr brav, aber sie waren das Opfer einer gar zu großen Entfernung von der Armee, ohne die geringste Kommunikation.

Diese unglückliche Affaire machte auf einmal eine Stockung in allen unsern Progressen. Unsere Kähne, Vorräthe nichts war von dem Fort Georg herauf; die Armee konnte also nicht weiter vorrücken, und die niedergeschlagenen Geister der Feinde, wurden aus einmal so aufgerichtet, daß sich ihre Armee täglich verstärkte.

Den 8. August wurde der General Riedesel nach John's Farm, zwischen Fort George und Edouart, mit 3 Bataillons detachirt, um sowohl die Kommunikation mit Fort George zu decken, als auch die Absendung der Konvoi zur Armee zu befördern. Da er daselbst von der Armee ganz abgeschnitten war! so verschanzte er sich in einem festen Lager, um sich bis auf den letzten Mann wehren zu können. – Die große Armee stand die ganze Zeit zu Edouarts-house und Fort Miller, und ein Bataillon zur Kommunikation bei Fort Edouart. Es war natürlich zu erwarten, daß wenn die Armee weiter nach Albany vorrücken sollte, man intermediaire Forts am Hudsonsfluß anlegen würde, um jederzeit die Kommunikation mit Fort George zu behalten; aber der General Bourgoyne, welcher befürchtete, seine Armee dadurch gar zu sehr zu schwächen, hatte einen ganz andern Plan. Er wollte nämlich mit 40tägigem Vorrathe und einem verhältnißmäßigem Artillerie-Train, gegen den Feind vorrücken, solchen schlagen, und so die Kommunikation mit der von New-York vermeintlich heraufkommenden Armee, mit Gewalt forciren; dagegen aber alle Kommunikation mit Fort George und Ticonderoga und Canada aufgeben. Von dieser Absicht transpirirte nichts.

Als die Vorräthe und alles übrige bei der Armee zusammen waren, so brach dieselbe den 11. September auf, hatte den 13. gänzlich den Hudsonsfluß passirt, und kampirte den 14. auf den Höhen von Saratoga. Den 15. marschirte sie nach den Höhen von Dovogat, und den 17. bis nach Swords-house. Alle diese Märsche waren sehr beschwerlich, weil alle Wege und Brücken reparirt werden mußten, und man genöhigt war, sehr

vorsichtige Recognoscirungen vorzunehmen. Noch ein schlimmer Umstand war dabei, daß, da der Lauf des Hudsonsflusses so beschaffen ist, daß die Gebirge in einer, bald weiten bald nahen Entfernung vom Flusse fortlaufen, und es die Nothwendigkeit erforderte, Colonnen im Grunde und auf den Anhöhen gehen zu lassen; diese Colounen fast immer über eine halbe Stunde die eine von der andern entfernt, und manchesmahl außer Stande waren sich zu vereinigen.

Inzwischen hatte die unglückliche Affaire bei Bennington, und die, durch den amerikanischen General Arnold bewirkte Aufhebung der Belagerung vom Fort Stanwix, die eben vom englischen Obristlieutenant St. Leger unternommen worden war; den Muth der Feinde so zum Verwundern erhöht, daß die Miliz haufenweise aus der Provinz New-Hampshire und New-England ankam; ingleichen 3 Brigaden von der Washingtonschen und Putnamschen Armee; und der General Gates wurde von dem General Washington abgesandt, das Commando über die Armee zu übernehmen. – Solchergestalt bestand nun die nämliche Armee, die zu Ende July und Anfang August nur gegen 4 bis 5000 Mann stark war, aus 14 bis 20000 Mann.

Mit dieser ansehnlichen Macht rückte der General Gates wieder vor, zuerst bis nach Still-Water und nachher 3 Meilen diesseits, auf die Höhen von Bimeses-house, wo sein rechter Flügel an dem Hudsonsfluß appuyirt war. Vor der Fronte lief ein großer morastiger Ravin, und hinter solchem waren die Linien durch einen Verhack gedeckt. Der linke Flügel endigte sich an einer Höhe, wo das Schulhaus stand, und die linke Flanke war gleichfalls durch einen Verhack den Berg hinter gedeckt. Hinter der Fronte waren die Höhen so steil wie vorne; und auf diesen Anhöhen war die amerikanische Armee verschanzt, und erwartete unsere Ankunft. Den 19. September gegen 11 Uhr des Morgens, rückte unsere Armee von Swords-house in 3 Colonnen vor. Die Colonne linker Hand

im Grunde am Wasser, bestand aus 4 teutschen Regimentern und dem 47ten englischen, welches letztere die Bateaux deckte. Diese Truppen nebst aller Artillerie und Bagage, standen unter dein Befehl des Generals Riedesel. Rechts auf der Höhe, in einer Intervalle von einer halben Stunde, marschirten alle englische Regimenter, welche vom General en Chef Bourgoyne selbst angeführt wurden; und die dritte Kolonne, die noch mehr rechts ging, bestand aus dem Fraserschen Korps, und dem Korps des Obristlieutenant Breymann, und wurde von dem Brigadier General Fraser geführt. – Der Marsch ging sehr langsam, weil alle Augenblicke neue Brücken zu machen, Bäume umzuhauen und aus dem Wege zu räumen waren. Gegen 1 Uhr hörte die Kolonne des General Riedesel klein Gewehr- und Kanonenfeuer, welches, der Vermuthung nach, bey der Colonne des Generals Bourgoyne sehn mußte. Um halb drei Uhr fing dieses Feuer von neuem und ungleich stärker an. Da nun der General Riedesel nicht die geringste Nachricht vom General Bourgoyne erhielt, so schickte er den Capitän Willoe an denselben ab. Dieser kam nach dreiviertel Stunden wieder, und brachte von selbigen die Ordre, die besten Anstalten zu treffen, um die Artillerie, Bagage und Bateaux zu decken; dann aber selbst, mit so viel Truppen als entübrigt werden könnten, ihm zur Hülfe zu kommen, und den Feind in der rechten Flanke zu attakiren zu suchen.

Der General Riedesel nahm sogleich sein Infanterieregiment und 2 Compagnien vom Regiment von Rhetz, und marschirte durch das Holz über die Höhe nach der Richtung des Feuers. – So wie er aus dem Holze ins Freye bei Freemanns-Farm kam, so sahe er beide Armeen engagirt, und befand sich völlig in der rechten Flanke des Feindes. Der englische linke Flügel war eben im Begriff zu retiriren, er formirte also sogleich die 7 Compagnieen, und attakirte mit Marschschlagen den Feind. Die Engländer, so dieses gewahr wurden, recolligirten sich wieder, und in kurzer Zeit ward der Feind völlig geschlagen; und

wäre die Nacht nicht dazu gekommen so wäre es leicht möglich gewesen, mit dem in große Unordnung gebrachten Feind zu gleicher Zeit in sein Lager zu dringen. Die Nacht über blieben die Truppen auf dem Wahlplatz stehen, und der General Riedesel kehrte nach dem linken Flügel am Wasser zurück. Den 20sten occupirte unsere Armee die Position von Freemanns-Farm bis an das Ende der Anhöhe gegen den Hudsonsfluß. Die Anhöhen, so das Thal umgaben, wurden mit Redouten versehen, eine Brücke über den Hudsonsfluß geschlagen, und solche mit einer Tête de Pont jenseits gedeckt. Die ganze Armee retranchirte sich mit Linien und Redouten, welche hier und da mit Batterien an schicklichen Plätzen garniert wurden.

In dieser Stellung blieben beide Armeen bis Ende des Monats September stehn. Unsere Piquets wurden von Zeit zu Zeit attackirt. Wir mußten allezeit mit starken Bedeckungen fouragiren, und die Fourage wurde sehr sparsam. Wir sandten oft Detaschements aus, um die rechte Flanke des Feindes zu recognosciren, waren aber niemals so glücklich eine genaue Kenntniß von seinem Lager zu bekommen. Der Feind seiner Seits ermangete gleichfalls nicht, von Zeit zu Zeit Detaschements auf unsere rechte Flanke und auch jenseits des Wassers, gegen den Batten-Kil auszuschicken. Hier erfuhren wir auch, daß der Feind über Skenesborough einen Versuch auf Carillon gemacht, so ihm aber mißlungen; außer, daß er 4 Compagnieen, vom 53sten Regiment, bei der Postirung bei der Sägemühle überrumpelt und gefangen genommen. Unsere Vorräthe nahmen ab, mithin wurden die täglichen Portionen aus 1 Pf. Fleisch und 1 Pf. Brodt reducirt; welches aber die Soldaten mit der größten Standhaftigkeit ertrugen. Da nun unsere Lage von Tage zu Tage kritischer wurde, und die Stellung des Feindes zu stark war, und seine Armee zu zahlreich, um solche zu attackiren; so ließ der General Bourgoyne den 4. Oktober die Generale Phillips und Riedesel und den General-Brigadier Fraser zu sich rufen, um ihren Rath zu vernehmen, was bei der jetzigen Lage der

Sachen vorzunehmen sey. Er für seine Person schlug vor, die Vorräthe und Kähne auf einige Tage, bis auf eine in den Retrenchements zu ihrer Bedeckung zurückzulassende circa achthundert Mann starke Macht, ganz zu verlassen, und den Feind in seiner linken Flanke und den Rücken zu tourniren und zu attackiren. Da uns aber so wenig die Wege, als die Position des feindlichen linken Flügels bekannt waren, mithin auf einer solchen Expedition, ehe wir zur wirklichen Aktion gelangen konnten, gewiß 3 bis 4 Tage darauf gegangen wären, und es zu gefährlich gewesen seyn würde, unsere so schwach besetzte Depots so lange zu verlassen; so wurde nach reiflicher Erwägung dieser und noch mehrere Umstände, den 5ten des Abends die zweite Conferenz gehalten, worin der General Riedesel deutlich erklärte, daß unsere Lage von solcher Beschaffenheit sey, da wenn wir nicht in einem Tage gegen den Feind anmarschiren, solchen attackiren und die Sache zur Entscheidung bringen könnten, es dienlicher wäre, sich wieder nach dem Battenkill zu ziehen, und nachdem wir den Hudsonsfluß passirt, hinter dem Battenkill, wo wir nicht mehr vom Fort-George abgeschnitten werden könnten, abzuwarten, was der General Clinton für Bewegungen zur Werkstellung der Kommunikation machen würde. Der General-Brigadier Fraser fiel der Meinung des Generals Riedesel bei. Der General Phillips wollte gar keine Stimme geben, und der General Bourgoyne, dem es zu hart anging eine rückgängige Bewegung zu machen, erklärte, daß er den 7. eine Recognoscirung, so nahe wie möglich an dem feindlichen linken Flügel machen wolle, um zu sehn ob solcher anzugreifen sey, oder nicht. Im erstern Falle wolle er sodann den 8. sogleich in einem Tage den Feind attackiren; im zweiten Falle aber, in die Stellung von Freemans-house zurückkehren, und sogleich den 11. Oktober die Retraite hinter den Battenkill machen. Da er auf diesen Entschluß beharrete, so blieb nichts als sich in seinen Willen zu fügen. – Den 6. wurde fouragirt, und auf 4 Tage Provision ausgetheilt. Den 7. Morgens um 10 Uhr

rückten 1500 Mann, die zur Recognoscirung kommandirt waren, mit 8 Kanonen, unter Commando des Generals Bourgoyne selbst, der von den Generalen Riedesel, Phillips und Fraser begleitet war, aus dem Lager aus. Es wurde in 3 Colonnen bis ohngefähr $\frac{1}{4}$ Stunde vom feindlichen linken Flügel vorgerückt, wo wir ein vom Feinde besetztes Haus, Weißers-house, antrafen, und denselben daraus vertrieben, darnach die Anhöhe besetzten, die aber von beiden Seiten mit Holz umgeben war. Als wir daselbst berathschlagten, wie wir diese Recognoscirung noch weiter poussiren könnten; griff der Feind den linken Flügel unsers Kommando's, wo die englischen Grenadiere im Holze standen, mit größter Gewalt an, und warf denselben. Der Obristleutenant Specht, der das Centrum kommandirte, hielt sich lange, und würde sich noch länger soutenirt haben, wenn nicht Mylord Balcarras, der aus seiner rechten Flanke stand, aus einem Mißverständniß wäre zurückbeordert worden. Da er nun in Fronte und beiden Flanken attakirt war, so sahe er sich genöthigt, sich mit seinen 300 Mann zurück zu ziehn. Nun drang der Feind von allen Orten an, worauf der General Bourgoyne die Retraite nach der großen Redoute auf dem rechten Flügel des Fraserschen Corps beordnete. Kaum waren die Truppen daselbst angelangt, so attakirte der Feind die Redoute mit dem größten Ungestüm, es gelang ihm aber nicht dieselbe einzunehmen, und wir behielten sie die Nacht über. Das Breymannsche Corps aber, das kaum noch 200 Mann stark war, und in seinen beiden Flanken und in der Fronte vom Feinde zu gleicher Zeit angegriffen wurde, ward, nachdem der Obristleutenant Breymann todtgeschossen worden, zum Weichen gebracht.

Nunmehr, aber leider zu spät, entschloß sich der General Bourgoyne die Retraite nach dem Batten-kill zu machen. Vor Anbruch des Tages den 8ten verließen wir unsere Stellung, und zogen uns in den Grund, wo unsere Vorräthe waren, mußten aber den Tag über halten, weil das Lazareth noch nicht konnte

transportirt werden. Den Abend setzten wir unsern Rückzug fort, und der General Riedesel mußte die Avantgarde mit 4 Bataillons machen, um den Hudsonsfluß zu passiren, und sich hinter dem Batten-kill zu postiren. Kaum war aber derselbe zu Davogad angelangt, als er Ordre erhielt Halt zu machen. Ein Tag verstrich also wiederum unbenutzt, zu unserer größten Verwunderung. Am Abend marschirten wir weiter, und passirten bei Saratoga den Fish-kill. Nunmehr hatte der Feind jenseits des Hudsonsflusses das Ufer bei dem Batten-kill besetzt; daher der General Bourgoyne es nun für zu gefährlich hielt, den Hudsonsfluß zu passiren. Die Armee nahm also den 10. die Stellung bei Saratoga, welche zwar auf dem linken Flügel gegen den Fish-kill stark, im Centro aber und auf dem rechten Flügel so fehlerhaft war, daß solche ohnmöglich soutenirt werden konnte. – Denselben Abend kam die ganze Armee der Feinde an. An diesem nämlichen Tage sandten wir 2 Regimenter unter dem Befehl des Obristlieutenants Southerland diesseits des Hudsonsflusses, um den Weg zu recognosciren, der nach dem Fort Eduard führt; und der Ingenieur-Capitän Twis wurde demselben mitgegeben, um die Brücken zu repariren. Der Obristlieutenant Southerland kam auch wirklich bis auf eine Stunde vom Fort Eduard, und fing an die Hauptbrücke auszubessern, als er leider Ordre bekam wieder umzukehren. Den 11. des Morgens passirte der Feind mit 3 Brigaden den Fish-kill, in der Absicht unsere Armee im Rücken zu attakiren. Er war auch so glücklich unsere Bateaux wegzunehmen, wie auch einen Officier mit 30 Mann und einen großen Theil unserer Matrosen zu Gefangenen zu machen. Ein lebhaftes Kartätschen-Feuer, das wir auf ihn machten, nöthigte den Feind zwar den Fish-kill wieder zu repassiren; alle in die Bateaux, nebst einem großen Theil unserer Vorräthe, waren doch verloren. Den ganzen Tag wurde unsere Armee von vorne und im Rücken kanoniret, und die Vorposten feuerten unaufhörlich auf einander. Den Abend lies; der Gene-

ral Bourgoyne wieder die beiden Generale Riedesel und Phillips zu sich rufen, und es wurde berathschlaget, was zu thun sey; und da er selbst urtheilte, daß es sowohl unmöglich sey den Feind zu attakiren, als auch unsere Stellung weder im Centro noch auf dein rechten Flügel zu behaupten, so schlug der General Riedesel vor, sich des Nachts, mit Verlassung der Bagage diesseits des Hudsonflusses zu retiriren, und zwar nicht bei Fort Eduard, sondern 4 Meilen unter demselben den Hudson zu durchwaten; und so, ohne zu halten, bis nach Fort George zu gehn, welches noch thunlich war, weil der Feind diesen Weg diesseits des Flusses noch nicht besetzt hatte. Man konnte aber diesen Abend noch zu keinem Entschluß kommen. Den 12. war es das nämliche. Der Feind occupirte bis zum Fort Eduard alle Posten am Wasser, und dehnte auch diesseits seine Armee mehr vor unserer Fronte aus.

Nachmittags um 3 Uhr war abermahls eine Conferenz, wozu die Brigadiers von Gall und Hamilton mit zugezogen wurden. Der General Riedesel bestand sehr nachdrücklich und mit harten Worten auf der vorgedachten Retraite, die vor jetzt noch möglich war, aber bei der geringsten Bewegung des Feindes aufhörte es zu seyn. Endlich wurde denn auch diese Retraite beschlossen; wie aber alles deshalb verabredet war, so fand es sich, daß die Provision auf 6 Tage die schon am Morgen hätte sollen ausgegeben werden, noch nicht vertheilet war. Nun wurde hierzu sogleich Befehl gegeben, und beschlossen, daß wenn Abends zwischen 10 und 11 Uhr die Provision ausgetheilet seyn würde, der Abmarsch angetreten werden sollte. Der General Riedesel sollte die Tete führen und der General Phillips die Arrieregarde machen. –

Genau um 10 Uhr ließ der General Riedesel dem General Bourgoyne melden, das; die Mundvorräthe ausgetheilt wären; erhielt aber die unerhörte Antwort, daß es zu spät sey, und die Armee stehen bleiben sollte.

Den 13. des Morgens war die Lage von der vorherigen ganz verschieden. Der Feind hatte uns ganz umringt und zwar auf eine solche Art, daß wir einen morastigen Ravin und eine steile Anhöhe passiren mußten, um ihn zu attackiren, und uns dabei so weit vom Wasser hätten entfernen müssen, daß er von jenseits hätte herüber kommen und uns im Rücken angreifen können; und nunmehr war der Zeitpunkt zur Retraite verloren und solche gänzlich unmöglich. Die Armee hatte nur noch auf 5 Tage Provision. Der General Bourgoyne ließ also noch denselbigen Tag die Commandeurs der Bataillons zu einem allgemeinen Kriegesrath berufen, worinnen der Zustand unserer Armee, und die Stärke und Situation der feindlichen vorgelegt wurde. Der General Bourgoyne gestand es selbst, daß er es für eine Unmöglichkeit hielte, den Feind anzugreifen, und daß, wenn wir auch solchen gegen alle Wahrscheinlichkeit schlugen, es aus Mangel an Lebensmitteln doch alsdann nicht möglich seyn würde, noch nach Fort George zu kommen. Sich zu retiriren, wurde auch für unmöglich gehalten, es wäre denn, daß ein jeder für sich, so gut wie er könnte einen Weg durch die unwegsamen Holzungen suchen wollte. Mit den Lebensmitteln könnten wir uns in der Stellung worinnen wir ständen, noch 5 Tage halten; da aber nach Verfließung derselben unsere Lage die nämliche seyn würde, und überdies unsere Position im Centro und rechten Flügel unhaltbar sey; so würde dann eine Deroute und Zerstreuung der Armee nicht allein wahr-scheinlich, sondern gewiß zu vermuthen seyn. – Nachdem alle diese Gründe von den Beisitzern der Conferenz reiflich überlegt worden waren; so erklärte der General Bourgoyne aufs feierlichste, daß niemand anders als er, die Lage, worinnen sich gegenwärtig die Armee befände, zu verantworten hätte, weil er nie jemand um Rath gefragt, sondern nur Befolgung seiner Befehle gefordert habe. Diese öffentliche Erklärung nahm der General Riedesel mit Dank an, weil hierdurch jedermann überführt wurde, daß er an allen gemachten Bewegungen gar keinen Antheil gehabt habe; und bat daher

alle englische Officiere ihm solches zu attestiren, wenn er jemahls zur Verantwortung gezogen werden sollte. Hierauf legte der General Bourgoyne dem Kriegesrathe folgende Fragen vor:

1. Ob in der Kriegsgeschichte Beispiele wären, daß eine Armee in dieser Lage capituliret hätte?
2. Ob in einer solchen Lage eine Capitulation entehrend sey?
3. Ob die Armee wirklich in der Lage sey capituliren zu müssen?

Auf die erste Frage antworteten alle, daß die Lage der sächsischen Armee bei Pirna, des Generals Fink bei Maren, und des Prinzen Moritz von Sachsen, nicht so schlimm und hülflos gewesen wäre, als die, worinnen sich gegenwärtig unsere Armee befände; und niemand die Generale hätte tadeln können, die, um ihre Armee zu retten, in solcher Lage capitulirt hätten; außer daß der König von Preußen den General Fink, jedoch vorzüglich aus persönlicher Ungnade, cassiret hätte.

Auf die zweite Frage antworteten alle: daß aus eben den, bei der ersten angeführten Gründen, die Capitulation nicht entehrend sehn könne. Und auf die dritte Frage, erklärten alle: daß wenn der General Bourgoyne die Möglichkeit sähe, den Feind anzugreifen, sie bereitwillig wären, ihr Blut und Leben aufzuopfern; wenn aber dieses nicht thunlich sey, so hielten sie es für besser, durch eine ehrenvolle Capitulation dem Könige die Truppen zu retten, als durch ein noch längeres Anstehen in Gefahr zu setzen, wenn alle Lebensmittel aufgezehret wären, sich auf Diskretion ergeben zu müssen; oder aber, bei einem Angriff, in dieser fehlerhaften Position gesprengt, und alsdann einzeln aufgerieben zu werden. –

Nach dieser einmüthigen Erklärung producirte der General Bourgoyne den Entwurf einer Capitulation, welche vortheilhaft schien, und daher einmüthig gebilliget wurde; worauf sich dann

der General Bourgoyne entschloß, einen Tambour in's feindliche Lager zu schicken, und proponiren zu lassen, daß man den andern Tag einen Stabsofficier hinüberschicken wolle, um mit dem amerikanischen General Gates, der die feindliche Armee kommandirte, Sachen von Wichtigkeit abzuhandeln; während der Zeit aber einen Waffenstillstand zu schließen; –welches alles vom General Gates bewilliget wurde. –

Den 14. Vormittags um 10 Uhr wurde der Major Kingston zu den Amerikanern hinüberschickt, um die Vorschläge des Generals Bourgoyne zu überbringen, welche in der Hauptsache darin bestanden, daß unsere Armee sich zu Kriegsgefangenen, doch nur unter der Bedingung ergeben wolle, daß sie nach Boston geführt, und daselbst nach England eingeschifft werden sollte, nachdem sie sich verpflichtet haben würde, in diesem Kriege, oder bis zu ihrer Auswechslung, nicht gegen die Amerikaner zu dienen.

Diese Vorschläge wurden aber vom General Gates nicht angenommen, sondern ein anderer Capitulationsentwurf von 6 Artikeln von demselben übersandt, wovon der erste war, daß sich die Armee zu Kriegsgefangenen ergeben sollte; und der letzte, daß die Truppen in dem Retranchement worin sie jetzt stünden, das Gewehr strecken, und sodann nach dein Ort ihrer weitem Bestimmung marschiren sollten. –

Der General Bourgoyne ließ den Kriegesrath zusammenberufen, und laß diese Propositionen des Generals Gates darinnen vor. Die Officiere erklärten alle einmüthig, daß sie lieber Hungers sterben, als solche entehrende Artikel eingehen wollten. Diese 6 Artikel wurden also vom General Bourgoyne abgeschlagen, und dabei versichert, daß man sich nie auf andere Vorschläge einlassen würde, als die so der General Bourgoyne selbst vorgeschlagen hätte. – Der Waffenstillstand wurde hierauf aufgehoben. Zu jedermanns großen Verwunderung sandte der General Gates den 15. Morgens eine neue Puktation zur Capitulation, worinnen er fast alle von dem General Bourgoyne

vorher vorgeschlagene Artikel, bis auf einige Kleinigkeiten bewilligte; am Ende aber einen Artikel anhing, daß die Armee schon denselben Tag, Nachmittags um 2 Uhr, aus ihrer Position abmarschiren sollte.

Diese plötzliche Veränderung des Generals Gates und der angehängte letzte Artikel, erregten bei uns einiges Bedenken. Der Kriegsrath wurde zusammenberufen, und darin beschlossen, daß zwar die eben eingegangenen vorgeschlagenen Artikel des Generals Gates angenommen werden sollten; da aber dieses nur Präliminarien, und noch viele folgende Artikel zu berichtigen wären, bevor der General Bourgoyne die Capitulation unterschreiben könne, so wäre der Zeitpunkt von 2 Uhr Nachmittags zu kurz, und schlug man dagegen vor, eine Commission von 2 Stabsofficieren von beiden Theilen zu ernennen, die die Nebenartikel festsetzen, und die Capitulation bis zur beiderseitigen Unterzeichnung in Ordnung bringen sollten. Von unserer Seite wurden hierzu der Obristleutnant Southland und der Capitän Craig ernannt. Die Commission blieb bis 11 Uhr Abends beisammen, und es wurde alles was wir beehrten, von feindlicher Seite accordirt. Verschiedene Kleinigkeiten erforderten noch einiges Hin- und Herschicken nach dem General Bourgoyne, da aber die feindlichen Commissärs alles bewilligten was die unsrigen forderten, so versprachen diese, die zu der Endabschließung Vollmacht hatten, auf ihr und des Generals Bourgoyne Ehrenwort, daß den andern Morgen die Capitulation von dem General Bourgoyne unterzeichnet zurückkommen sollte. Der Waffenstillstand sollte fort dauern.

Die Commissarien kamen des Nachts um 12 Uhr zurück. Dieselbe Nacht kam ein Ueberläufer und sagte aus, daß er durch dritte Hand erfahren habe, der englische General Clinton habe nicht allein die Verschanzung von den High-Lands erobert, sondern sei auch schon vor 8 Tagen, mit seinen Truppen und der Flotte, bis nach Esopus vorgerückt, und müsse aller Wahrscheinlichkeit nach, nun schon zu Albany angekommen seyn.

Der General Bourgoyne sowohl, als verschiedene Officiere, wurden von dieser so ungewissen Nachricht so begeistert, daß sie große Lust bekamen, die ganze Capitulation abzubrechen. Es wurde also noch einmahl ein Kriegsrath zusammenberufen, und folgende Fragen darinn aufgeworfen.

1. Ob ein Tractat, der von bevollmächtigten Commissarien finaliter arrangiret sey, noch nach dem Versprechen des Generals, solchen, sobald die Commissarien alles applaniret, zu unterzeichnen, mit Ehren gebrochen werden könne?

2. Ob die eingegangenen Nachrichten so hinlänglich sicher wären, daß sie ein Bewegungsgrund seyn könnten, einen, in unserer Lage so vortheilhaften Accord zu brechen? Und

3. Ob die Armee wohl noch muntern Geist genug hätte, ihre jetzige Stellung bis ans den letzten Mann zu vertheidigen?

Auf die erste Frage erklärten 14 gegen 8 Stimmen, daß ein Tractat, der unter solchen Bedingungen geschlossen wäre, und in welchem der Feind, so wie hier, alles Geforderte bewilliget hätte, ohne Verletzung der Ehre nicht gebrochen werden könnte.

Ueber die zweite Frage waren die Stimmen getheilt. Die Verneinenden strikten sich darauf, daß der Ueberbringer der Nachricht alles nur vom Hörensagen hätte; ein anderes würde es sehn, wenn der General Clinton selbst einen Courier geschickt hätte, oder der Mensch die Clintonsche Armee selbst gesehen, und daß wenn auch angenommen würde, daß General Clinton wirklich in Esopus sey, die Entfernung von da noch so groß wäre, daß er uns in unserer traurigen Lage, doch nicht mehr helfen könne.

Auf die dritte Frage, war die Antwort aller Officiere vom linken Flügel bejahend; die Officiere im Grunde und auf dem rechten Flügel antworteten aber, daß zwar alle Soldaten den größten Muth bezeigen würden, wenn es zum Angriff des Feindes gehn sollte, daß aber, da ihnen allen das Fehlerhafte ihrer

Position zu gut bekannt wäre, zu befürchten stände, sie würden einen feindlichen Angriff nicht eben so aushalten.

Um doch noch Zeit zu gewinnen, wurde ein letztes Mittel versucht. Es schrieb nämlich der General Bourgoyne den 16. früh einen Brief am General Gates, worin er ihm erklärte, daß er in der vergangenen Nacht von Deserteurs und andern die Nachricht erhalten habe, daß der General Gates einen ansehnlichen Theil seiner Armee nach Albani detachirt hätte, und zwar, während der Zeit, daß die Negotiationen ihren Anfang genommen. Da dieses nun nicht allein gegen Treue und Glauben sey, sondern auch der General Bourgoyne die Capitulation nicht eher unterzeichnen könne, als bis er überzeugt wäre, daß die gegenseitige Armee der seinigen wenigstens 3 bis 4 mahl überlegen sey; so möchte der General Gates einen von uns dazu ausgewählten Stabsofficier seine Armee zeigen lassen; und wenn sich nach dessen Rapport die Ueberlegenheit vorbesagtermaßen befinden würde, so wolle er gleich die Capitulation unterschreiben. Der Major Kingston war der Ueberbringer dieses Briefes, und kam mit der Antwort des Generals Gates zurück, daß er auf sein Ehrenwort versichre, daß seine Armee noch von der nämlichen Stärke sey, als sie vor Saratoga angerückt wäre; vielmehr habe sie seit der Zeit, noch eine Verstärkung von einer Brigade erhalten; und es wäre, während der Negotiation nicht ein Posten vermindert worden. Einem von unsern Stabsofficieren die Stärke seiner Armee zu zeigen, würde von ihm so wenig politisch als vielmehr seiner Ehre nachtheilig sehn; dieses könnte also nicht eingegangen werden. Der General Bourgoyne möchte demnach wohl bedenken was er thäte, wenn er sein Ehrenwort bräche; und er würde für die Folgen verantwortlich seyn. So wie aber die Capitulation unterzeichnet seyn würde, so wäre er bereit dem General Bourgoyne seine ganze Armee zu zeigen, und stände mit seiner Ehre dafür, daß er sie über viermahl der seinigen überlegen finden würde, die Truppen unge-

rechnet, die jenseits des Hudsonsflusses gegen uns postirt ständen. Er könne aber jetzt nicht länger mehr als eine Stunde Zeit zur Antwort gestatten, und würde nach Verlauf derselben sich genöthigt sehen, die strengsten Maßregeln zu nehmen.

Hierauf wurde der Kriegsrath noch einmahl zusammenberufen, um alles genau zu erwägen, da es denn schien, als wenn die acht Stimmen, die vorher dafür waren den Tractat zu brechen, nun von dieser Meinung abgegangen wären. Der General Bourgoyne zog die Generale Riedesel und Phillips allein auf die Seite, und bat um ihren freundschaftlichen Rath. Beide schwiegen anfänglich stille, bis endlich der General Riedesel erklärte, daß wenn der General Bourgoyne in England Verantwortung haben sollte, es blos; wegen de Bewegungen sehn könnte, die die Armee in solche Lage gebracht hätten, und vielleicht wegen der ersten Eröffnung einer Capitulation, und deswegen, weil er nicht frühzeitig genug den Rückzug so weit gemacht, daß wir Meister von der Communication mit dem Fort George geworden wären. Nun aber nach allen bereits gemachten Schritten, den Tractat, auf seine ungewisse und unzuverlässige Nachricht zu brechen, hielte er für noch viel gefährlicher. – Gleicher Meinung war der Brigadier Hamilton, der dazu kam, und auch darüber befragt wurde. Der General Phillips aller sagte nichts weiter, als, daß die Lage der Sachen so wäre, daß er gar keinen Rath noch Hülfe ausfindig zu machen im Stande sey. – Nach vielem hin und her Ueberlegen einschloß sich endlich der General Bourgoyne zu unterzeichnen, und hierauf wurde die unterzeichnete Capitulation durch den Major Kingston überschickt.

Den 17. October marschirte die Armee ab, und alles wurde nach der Capitulation bewerkstelligt. Jenseits des Fish-kills hatte der General Gates seine ganze Armee, die diesseits des Hudsonsflusses war, aufmarschiren lassen. Einige Officiere so dazu beordert waren, mußten dieselbe zählen, da sich dann solche zwischen 23 bis 24 tausend Mann stark befand. Der General

Riedesel befahl, daß keine Fahne dem Feinde mit den Gewehren überliefert werden, sondern die Stangen verbrannt, und die Tücher sorgfältig eingepackt werden sollten. Dieses wurde auch genau befolgt, so daß jedes der deutschen Regimenter seine Fahnen wirklich behalten hat

Das Memoire, wovon Vorstehendes ein Auszug ist, ist von Still-Water den Tag nach der Gefangennehmung bei Saratoga, also den 18. October 1777, datirt, und von allen damaligen Commandeurs der deutschen Regimenter und Bataillons unterschrieben und attestirt. Als ein Nachtrag dazu ist noch anzuführen, daß nachdem die gefangen genommene Armee bis nach Cambridge bei Boston gekommen, der amerikanische Congreß den in der Capitulation bewilligten Punkt, daß die Truppen zu Boston nach England eingeschifft werden sollten, nicht ratificirt hat; und dieselben als der Capitulation zuwider, in America als Kriegsgefangene haben bleiben müssen.

Dieser Punkt hatte im Congreß große Debatten verursacht. Die Stimmen waren darüber getheilt gewesen, ob man sich in Ansehung desselben strenge an die Capitulation halten müsse, und nur durch den Einfluß und die Insinuationen des damahls bei den Amerikanern befindlichen Generals La Fayette war die Sache auf die besagte Weise, zum Nachtheil der englischen und deutschen Truppen entschieden worden; weil er bei dem von ihm leicht vorherzusehenden bevorstehenden Bruch zwischen England und Frankreich, verhüten wollte, daß der König von England diese Armee nicht anderswo benützte. Um alle Bedenklichkeiten des Congresses zu heben, hatte La Fayette den Fall von Kloster - Seven im siebenjährigen Kriege angeführt, wo die Engländer sich auch erlaubt hätten, die Capitulation zu brechen.

Als der General Bourgoyne den ersten Entwurf der Capitulation producirt, rieth ihm der General Riedesel, dem General Gates lieber vorzuschlagen: daß die Truppen ohne Gewehre, und mit der Bedingung, in diesem Kriege ohne etwanige Auswechselung nicht mehr gegen die Amerikaner zu dienen, nach Canada zurückgehn möchten; der General Bourgoyne hatte aber gemeint, daß gar nicht daran zu denken wäre, daß der Feind jemals so etwas eingehn könne; und hatte also den Transport nach Boston und die Einschiffung daselbst vorgeschlagen.

Als aber nachher auf dem Marsch über diese Sache gesprochen wurde, so äußerte der General-Adjutant des General Gates, daß man diese Bedingung wohl eingegangen seyn würde; da man, wegen des großen Mangels an Lebensmitteln äußerst verlegen gewesen wäre, die gefangenen Truppen auf dem Marsch nach Boston zu unterhalten. Wenn also General Bourgoyne den Rath des General Riedesel befolgt hätte, so wäre diese Armee für England gerettet worden, die anderswo hatte gebraucht werden können, und wäre derselben viel nachher erlittenes Ungemach dadurch erspart worden.

Fortgesetzter Bericht der Generalinn Riedesel, von ihren und ihres Mannes nebst ihrer Kinder Begebenheiten, Während ihres Aufenthalts in America, bis zu ihrer Rückreise nach Europa.

Als sich die Armee (den 11. September 1777) wieder in Bewegung setzte, sollte ich erstlich hinter derselben zurück bleiben, aber auf meine dringende Bitte, und da andere Damen der Armee folgten, erhielt ich endlich die nämliche Erlaubniß. Wir machten nur kleine Tagereisen und waren sehr oft schlimm daran, jedoch immer zufrieden, daß wir nur folgen durften. Ich hatte doch alle Tage das Vergnügen, meinen Braun zu sehen. Mein Gepäck hatte ich größtentheils zurückgeschickt, und nur eine ganz kleine Sommergarderobe behalten. Anfänglich ging alles gut; wir waren in der süßen Hofnung, des Sieges gewiß seyn zu können, und in ein gelebtes Land zu kommen; und als wir den Hudsons-Fluß passirten und der General Bourgoyne sagte: „Die Engländer weichen nie zurück!“ so wurden wir alle frohen Muths Was mir aber mißfiel, war, daß die Officierfrauen alle Expeditionen, die geschehen sollten, zum voraus wußten;

und es befremdete mich dieses um so mehr, da ich bei den Armeen des Herzogs Ferdinand im siebenjährigen Kriege bemerkt hatte, daß alles so geheim gehalten wurde. Hier waren aber auf die Art auch die Americaner von allem, was man vor hatte, im voraus unterrichtet, und allenthalben wo wir hinkamen, erwartete man uns schon, welches uns sehr schadete. Den 19. September war eine Affaire, die sich zwar zu unserm Vortheil endigte, uns aber doch nöthigte, bei einem Ort Namens Freemans - Farm Halt zu machen. Ich war ein Augenzeuge der ganzen Affaire, und da ich wußte, daß mein Mann mit dabei war, so war ich voller Angst und Kummer, und zitterte bei jedem Schuß, da ich sie alle hören konnte. Ich sahe eine Menge Verwundete, und was noch ärger war, so brachte man sogar drei in das Haus, wo ich war. Einer davon war der Major Harnich, der Gemahl einer Frau von unserer Gesellschaft, der andere ein Lieutenant, dessen Frau auch von unsrer Bekanntschaft war; und der dritte ein junger englischer Officier, Namens Young. Der Major Harnich wohnte mir seiner Frau in einer Stube neben der meinigen. Er hatte einen Schuß durch den Unterleib bekommen, an welchem er viel ausstand. Einige Tage nach unserer Ankunft hörte ich in einer andern Stube neben mir, Klagetöne, und erfuhr, daß sie von dem eben vorhin erwähnten jungen englischen Officier Young kämen, der an seiner Wunde sehr schlecht danieder lag. —

Er interessirte mich desto mehr, da mir von einer Familie dieses Rahmens, während meines Aufenthalts in England, viel Höflichkeit erwiesen worden war. Ich ließ ihm meine Dienste anbieten, und schickte ihm Lebensmittel und Erfrischungen. Er zeigte großes Verlangen, seine Wohlthäterin, wie er mich nannte, zu sehn. Ich ging zu ihm, und fand ihn auf ein wenig Stroh liegen, da er seine Equipage verloren hatte. Es war ein junger Mensch von ohngefähr 18 oder 19 Jahren, und wirklich der leibliche Neffe des Herrn Young, den ich kannte, und der einzige Sohn seiner Eltern. Diese waren es auch nur, worüber

er jammerte; über seine Schmerzen klagte er nicht. Er hatte sich sehr verblutet, man hatte ihm das Bein abnehmen wollen, er halte sich aber nicht dazu entschließen können, und nun war der kalte Brand dazu gestossen. Ich schickte ihm Kissen und Decken, und meine Frauensleute eine Matratze. Ich verdoppelte meine Sorgfalt für ihn, und besuchte ihn alle Tage, wofür ich tausend Segenswünsche von ihm erhielt. Endlich versuchte man doch noch die Amputation; aber es war zu spät, und er starb einige Tage darauf. Da er neben mir an wohnte, und die Mauern sehr dünne waren, so konnte ich seinen letzten Seufzer durch die Wand in meiner Stube hören. – Ich wohnte in einem ziemlich gut gebauten Hause, wo ich eine große Stube hatte. Die Thüren und das Täfelwerk waren von massivem Cedernholz, welches dort sehr gemein ist. Man brennt es häufig, besonders wenn viel Mücken sind, die den Geruch desselben nicht vertragen können. Man sagt aber, daß der Rauch desselben den Nerven sehr schädlich seyn soll, und sogar bei schwangeren Frauen unzeitige Geburten verursachen kann. Als wir weiter marschieren, hatte ich mir eine große Kalesche machen lassen, in welcher ich mit meinen drei Kindern und meinen beiden Frauen Platz hatte; und so folgte ich der Armee, mitten unter den Soldaten, welche sangen und lustig waren, und für Begierde brannten, zu siegen. Wir kamen durch unabsehbare Wälder und herrliche Gegenden, welche aber verlassen waren, weil alle Einwohner vor uns flohen, und die Armee des amerikanischen Generals Gates verstärkten. Es kam uns das in der Folge theuer zu stehn, weil jeder Einwohner daselbst von Natur Soldat ist, und sehr gut schießen kann; überdem der Gedanke, für ihr Vaterland und für ihre Freiheit zu fechten, ihnen noch mehr Muth einflößte. Während der Zeit mußte mein Mann, so wie die ganze übrige Armee, kampiren. Ich blieb ohngefähr eine Stunde hinter der Armee, und besuchte meinen Mann alle Morgen im Lager. Manchmahl aß ich zu Mittag bei ihm, aber meistens kam er zum Mittagessen zu mir. Bei der Armee gab es

täglich kleine Attaken, alle von weniger Bedeutung; aber mein armer Mann konnte die ganze Zeit in kein Bette kommen, noch sich auskleiden. Da die Jahreszeit schon rauher wurde, so fand ein Obrist Williams von der Atilerie, daß unsere wechselseitigen Besuche viel Beschwerliches hätten, und erbot sich, mir ein Haus mit einem Schornstein für 5 bis 6 Guineen bauen zu lassen, worinnen ich für beständig wohnen könnte. Ich nahm es an, und das Haus, welches wohl 20 Fuß ins Gevierte und einen euren Kamin hatte, wurde angefangen. Man nannte das Blockhäuser, und es wurden zu einem solchen Blockhanse starke Bäume von gleicher Dicke genommen, die man in einander fugte, welches recht dauerhaft war, und ganz warm hielt, besonders wenn es mit Lehm bedeckt wurde. Ich sollte den andern Tag dasselbe beziehn, und freute mich destomehr darauf, da die Nächte schon sehr naßkalt waren, und mein Mann mit mir hätte darin wohnen können, weil es ganz nahe an seinem Lager war, als auf einmahl den 7. October mein Mann mit dem ganzen General-Stab wieder aufbrach. Von dem Augenblick an nahm unser Unglück seinen Anfang. Ich war eben bei meinem Mann zum Frühstück, als ich erfuhr, daß etwas vor war. Der General Fraser, und ich glaube auch die Generale Bourgoyne und Phillips sollten denselben Tag bei mir zu Mittag essen. Ich sahe viel Bewegung unter den Truppen. Mein Mann sagte mir, es sollte eine Recognoscirung gemacht werden, welches mr nicht auffiel, weil dieses öfters geschehen. Auf meinem Rückweg nach Haus begegneten mir viele Wilden in ihrer Kriegskleidung und mit Flinten. Auf meine Frage wo sie hingingen? riefen sie mir zu: „War! War!“ (Krieg! Krieg!) das hieß, daß sie zur Schlacht gingen, welches mich ganz zu Boden schlug, und kaum war ich zurückgekommen, so hörte ich auch plänkern, und nach und nach immer stärker feuern, bis endlich der Lärmen gar arg wurde. Es war eine erschreckliche Kanonade, und ich war mehr todt als lebendig. Gegen 3 Uhr Nachmittags, anstatt daß meine Gäste hätten sollen zu mir zum Essen kommen, brachte man

mir auf einer Trage den armen General Fraser, einen der erwarteten Mittagsgäste, tödtlich verwundet. Unser Eßtisch, der schon gedeckt war, wurde weggenommen, und man setzte an dessen Stelle ein Bette für den General. Ich saß in einer Ecke der Stube, zitternd und bebend. Der Lärmen wurde immer stärker. Der Gedanke, daß man mir meinen Mann so bringen könnte, war mir entsetzlich, und quälte mich unaufhörlich. Der General sagte dem Wundarzt: „Verschweigen Sie mir nichts! Muß ich sterben?“ Die Kugel war ihm eben, wie dem vorher erwähnten Major Harnich, durch den Leib gegangen; unglücklicherweise hatte der General stark gefrühstückt, wodurch die Gedärme ausgedehnt waren, und die Kugel, wie die Wundärzte sagten, nicht, wie bei dem Major, zwischen, sondern durch die Gedärme gegangen war. Ich hörte ihn oft seufzend ausrufen: „O bad amition! Poor genral Bourgoyne! Poor mistress Fraser!“ (Fatale Ehrfurcht! armer General Bourgoyne! meine arme Frau!) Man betete ihm vor; dann ließ er noch den General Bourgoyne bitten, daß er ihn den Tag darauf, Abends um 6 Uhr, auf einem Berg, der eine Art von Schanze war, begraben lassen möchte. Ich wußte nicht mehr wo ich hin sollte; der ganze Flur und die andere Stube waren voller Kranken, die an einer Art Ruhr, Camp-Sickneß (die Lager-Krankheit) darnieder lagen. Endlich gegen Abend sah ich meinen Mann ankommen; da vergaß ich alle meine Leiden, und dankte nur Gott, daß er ihn mir erhalten. Er aß in großer Eile mit mir und seinem Adjudanten hinter dem Hause. Man hatte uns vorgesagt, daß wir Vortheile über den Feind hätten, aber die traurigen und niedergeschlagenen Gesichter, die ich erblickte, bezeugten das Gegentheil, und ehe mein Mann wieder fortging, zog er mich auf die Seite, und sagte mir, daß alles sehr schlecht ginge, und daß ich mich immer zur Abreise bereit halten, mir jedoch nichts davon merken lassen sollte. Ich nahm also den Vorwand, daß ich den andern Morgen in mein neues Hans ziehen wollte, und ließ alles

einpacken. Myladi Ackland hatte ein Zelt nicht weit von unserm Hause; in diesem schlief sie, und den Tag über war sie im Lager. Auf einmahl kam man, ihr zu sagen, daß ihr Mann tödtlich verwundet und gefangen wäre. Sie war darüber sehr traurig. Wir trösteten sie damit, daß es nur eine leichte Wunde wäre, riethen ihr aber, daß sie zu ihrem Mann hinsollte, wozu sie gewiß Erlaubniß erhalten würde, um denselben besser zu pflegen. Sie liebte ihn sehr, ob er gleich ein roher Mensch war, der sich fast alle Tage betrank; sonst aber doch ein braver Officier. Sie war eine allerliebste Fran. Auf diese Weise brachte ich die ganze Nacht zu, sie zu trösten, und denn wieder zu meinen Kindern zu gehn, die ich zu Bette gebracht hatte. Ich selbst konnte nicht schlafen gehn, da ich den General Fraser, und alle übrige Herren in meiner Stube hatte, und mir immer bange war, daß meine Kinder aufwachen und schreien, und dem armen Sterbenden dadurch beschwerlich fallen möchten, der mich öfters um Verzeihung bitten ließ, daß er mir so viel Last machte. Gegen 3 Uhr Morgens sagte man mir, daß es nicht lange mehr mit ihm währen würde. „Ich hatte gebeten, daß man mich davon benachrichtigen möchte; ich wickelte daher die Kinder in Decken, und ging mit ihnen auf den Hausflur. Frühmorgens um 8 Uhr verschied er. Man wickelte den Leichnam in ein Bettlaken, nachdem man ihn gewaschen hatte, und legte ihn in eine Bettstelle. Dann kamen wir wieder herein, und hatten noch den ganzen Tag diesen traurigen Anblick. Auch kamen alle Augenblicke blessirte Officiere von meiner Bekanntschaft an, und die Kanonade erneuerte sich immer wieder. Man sprach von Rückzug, es wurde aber nicht die geringste Bewegung dazu gemacht. Gegen 4 Uhr Nachmittags sahe ich das neue für mich gebaute Haus in Flammen, der Feind war also nicht weit von uns. Wir erfuhren, daß; der General Bourgoyne die letzte Bitte des Generals Fraser erfüllen, und ihn um 6 Uhr an den von ihm bestimmten Ort begraben lassen wollte; welches einen unnöthigen Aufenthalt verursachte, wodurch zum Theil das Unglück der

Armee gefordert wurde. Um 6 Uhr wurde wirklich der Leichnam fortgebracht und wir sahen die ganze Generalität mit ihrem Gefolge, auf dem Berge, dem Begräbnisse beiwohnen. Der englische Feldprediger, Mr. Bruttene l, hielt die Leichenrede. Die Kanonenkugeln flogen immer um die Gesellschaft herum und über sie weg. Der amerikanische General Gates hat nachher gesagt, daß wenn er gewußt hätte, daß es eine Beisetzung wäre, er nicht würde haben dahin feuern lassen. Auch nicht weit von mir flogen viele Kanonenkugeln, aber ich hatte meine Augen nur auf den Berg geheftet, wo ich deutlich meinen Mann mitten im feindlichen Feuer sahe, und also an meine eigene Gefahr nicht denken konnte.

Der Befehl war gegeben, daß nach der Beisetzung die Armee ausbrechen sollte, und unsere Kaleschen waren schon angespannt. Ich wollte nicht vor den Truppen fort, der verwundete Major Harnich, so elend er war, schleppte sich aus seinem Bette, um nicht im Lazareth zu bleiben, welches man mit einer Stillstandsflagge zurückließ. Als er mich so mitten in der Gefahr erblickte, ließ er meine Kinder und meine Frauensleute in die Kaleschen bringen und bedeutete mir, daß ich unverzüglich fort müßte. Da ich immer noch bat, bleiben zu können, so sagte er mir: Nun wohlan, so sollen doch Ihre Kinder fort, damit ich diese zum wenigsten aus der Gefahr rette. Er hatte es verstanden, mich bei meiner schwachen Seite zu nehmen, ich ließ es mir gefallen mich mit ihnen einzusetzen, und wir reiseten den 8. Abends ab.

Es war die äußerste Stille empfohlen worden, und man machte überall Feuer und ließ viele Zelte stehen, um den Feind glauben zu machen, daß das Lager noch da stände. So gingen wir die ganze Nacht durch immer weiter. Fritzchen fürchtete sich, und wollte oft anfangen zu weinen, und ich mußte, damit wir dadurch nicht entdeckt würden, ihr das Schnupftuch vor den Mund halten.

Um 6 Uhr des Morgens wurde Halt gemacht, worüber sich jedermann wunderte. Der General Bourgoyne ließ die Kanonen rangiren und zählen, welches alle verdroß, denn mir noch einige gute Märsche mehr, so waren wir in Sicherheit – Mein Mann war ganz erschöpft, und setzte sich während der Zeit in meine Kalesche, wo ihm meine Frauensleute Platz machen mußten, und wo er ohngefähr drei Stunden, mit dem Kopf auf meiner Schulter schlief. Unterdessen brachte mir Kapitän Willoe seine Briefftasche mit Bankozetteln, und Kapitän Geismar seine schöne Uhr, einen Ring und einen gut gefüllten Geldbeutel, und baten mich, ihnen alles dieses zu verwahren. Ich versprach ihnen mein möglichstes zu thun. Endlich setzte man sich wieder in Marsch aber kaum hatten wir eine Stunde Weges marschirt, so wurde von neuen Halt gemacht, weil man Feinde erblickte. Es waren ohngefähr 200 Mann, die zu recognosciren kamen, und die von unseren Truppen leicht hätten gefangen werden können, wenn der General Bourgoyne nicht den Kopf verloren hätte. Es regnete daß es goß; Myladi Ackland hatte ihr Zelt aufschlagen lassen. Ich rieth ihr nochmals, sich zu ihrem Manne zu begeben, dem sie in seiner jetzigen Lage so nützlich seyn könnte. Sie gab endlich meinen Gründen Gehör, und ließ den General Bourgoyne durch seinen Adjudanten Mylord Pater-son um Erlaubniß dazu bitten. Ich sagte ihr, sie sollte nur daran bestehen, worauf er es ihr endlich bewilligte. Der englische Feldprediger Mr. Brutteneel begleitete sie, und sie fuhren zusammen in einem Boot mit einer Stillstandsflagge zum Feinde hinüber, (wovon man einen bekannten schönen Kupferstich hat.) Ich sah sie nachher in Albany wieder, wo ihr Mann fast ganz wieder hergestellt war, und wo sie mir beide für meinen Rath sehr dankten. Wir brachten den 9. den ganzen Tag im größten Regen zu, und immer marschfertig. Die Wilden hatten den Muth verlohren, und man sah sie von allen Seiten nach Hause gehn. Die geringste Widerwärtigkeit macht sie feige, be-

sonders wenn es nichts zu plündern giebt. Meine Kammerjungfer that nichts als ihre Lage verwünschen und sich die Haare ausraufen. Ich bat sie, sich zu beruhigen, weil man sie sonst für eine Wilde halten würde. Da ward sie noch toller, fragte, ob es mich verdröÙe; und als ich es bejahte, riß sie ihren Hut ab, ließ ihre Haare über das ganze Gesicht herunter hängen, und sagte mir: Sie haben gut reden! Sie haben Ihren Mann, wir haben aber nichts, als die Aussicht umzukommen, oder alles unsrige zu verlieren! Was das letztete anlangte, so Versprach ich ihr, um sie zu beruhigen, daß ich alles ersetzen würde, was sie und die andere etwan verloren. Diese andere, meine gute Leue, obgleich sehr furchtsam, sagte doch nichts. —

Gegen Abend kamen wir endlich nach Saratoga, welches nur eine halbe Stunde Weges von dem Orte war, wo wir den ganzen Tag zugebracht hatten. Ich war vom häufigen Regen durch und durch naß, und mußte die ganze Nacht so bleiben, da ich gar keinen Ort hatte, wo ich die Wäsche wechseln konnte. Ich setzte mich also vor ein gutes Feuer, zog meine Kinder aus, und dann legten wir uns zusammen auf eine Streu. Ich fragte den General Phillips, der an mich heran kam, warum wir nicht unsern Rückzug fortsetzten, während es noch Zeit wäre, da mein Mann sich anheischig gemacht hatte, ihn zu decken, und die Armee durchzubringen. Arme Frau! antwortete er mir ich bewundre Sie! Ganz durchnäßt, haben Sie noch den Muth, in diesem Wetter weiter zu wollen. Wären sie doch unser kommandirender General! Dieser hält sich für zu sehr ermüdet, und will die Nacht hier bleiben, und uns ein Souper geben. In der That war Bourgoyne gern lustig, brachte die halbe Nacht singend und trinkend zu, und amüsirte sich mit der Frau eines Commisars, die seine Maitresse war, und, wie er, den Champagner liebte. Den 10ten um 7 Uhr Morgens trank ich zur Erquickung etwas Thee, und wir hofften nun von einem Augenblick zum andern, daß es endlich weiter gehen würde. Der General Bourgoyne ließ, um den Rückzug zu decken, die schönen

Häuser und Mühlen in Saratoga anstecken, die dem General Skuyler zugehörten. Ein englischer Officier brachte vortrefliche Bouillon, die er mit mir theilte, und ich auf seine dringende Bitte annehmen mußte, und wir setzten hierauf unsern Marsch fort; jedoch nur bis nach einem andern Ort nicht weit von da. Das größte Elend und die äußerste Unordnung herrschte in der Armee. Die Commissärs hatten vergessen, Lebensmittel unter die Truppen zu vertheilen; es war Vieh genug da, aber es wurde kein Stück geschlachtet. Mehr als 30 Officiere kamen zu mir, die es für Hunger nicht länger aushalten konnten. Ich ließ ihnen Caffee und Thee machen, und vertheilte unter sie allen Vorrath, womit meine Kutsche immer angefüllt war; denn wir hatten einen Koch, der, ob er gleich ein Erzschem war, doch zu allem Rath wußte, und oft des Nachts kleine Flüsse passirte, um den Landleuten Hämmel, Hühner und Schweine zu stehlen, die er sich nachher von uns gut bezahlen ließ, wie wir erst in der Folge erfahren haben. Endlich war mein Vorrath erschöpft, und in der Verzweiflung nicht mehr helfen zu können, rief ich den General-Adjudanten Paterson heran, der mir eben in den Wurf kam und sagte ihm mit Heftigkeit, da mir die Sache sehr zu Herzen ging: Kommen Sie und sehn Sie diese Offiziere, welche für die gemeine Sache verwundet worden, und denen es nun an allein fehlt, weil man ihnen nicht giebt, was man ihnen schuldig ist. Es ist ihre Pflicht, dem General deshalb Vorstellungen zu machen. Er ward dadurch bewegt, und der Erfolg war, daß eine Viertelstunde hernach der General Bourgoyne selbst zu mir kam, und mir sehr pathetisch dankte, daß ich ihm an seine Pflicht erinnert hätte. Er setzte hinzu, ein Chef wäre sehr zu beklagen, wenn er nicht gehörig bedienet, und seinen Befehlen nicht Folge geleistet würde. Ich erwiederte ihm, daß ich um Verzeihung bäte, daß ich mich in dergleichen Dinge gemischt, welches, wie ich wohl wüßte, keine Sache für eine Frau wäre; daß es mir aber unmöglich gewesen sey zu schweigen, da ich es so vielen braven Leuten an allem fehlen gesehn, und nichts

mehr ihnen zu geben gehabt hätte. Er dankte mir hierauf nochmals, (ob ich gleich glaube, daß er mir im Herzen diesen Streich nie verziehen hat) und ging von mir zu den Offizieren, und sagte ihnen, daß es ihm leid thäte, was geschehen wäre; er hatte aber nun durch seine Befehle allem abgeholfen; warum sie denn aber nicht zu ihm gekommen wären, da seine Küche immer zu ihren Diensten stünde. Sie antworteten, daß englische Offiziere nicht gewohnt wären, die Küche ihres Generals zu besuchen, und daß sie mit Vergnügen jeden Bissen von mir angenommen, da sie überzeugt gewesen, daß ich ihn ihnen recht von Herzen gegeben. Er gab hierauf die gemessensten Befehle, daß die Provisionen gehörig ausgetheilt werden sollten. Dieses hielt uns nur von neuem auf, sonst ging es darum um nichts besser. Der General setzte sich zu Tische, unsere Kaleschen waren angespannt und fertig zur Abreise. Alle bei der Armee stimmten für den Rückzug, und mein Mann versprach ihn noch möglich zu machen, wenn man nur keine Zeit verlöre. Der General Bourgoyne aber, dem der Orden versprochen worden war, wenn er die Vereinigung mit der Armee des General Howe zu Stande brächte, konnte sich nicht dazu entschließen, und verlor alles durch sein Zögern. Gegen 2 Uhr Nachmittags hörte man wieder Kanonenschüsse und kleines Gewehrfeuer, alles kam in Allarm und Bewegung. Mein Mann ließ mir sagen, das; ich mich unverzüglich nach einem Hause begeben sollte, welches nicht weit von da war. Ich setzte mich in die Kalesche mit meinen Kindern, und kaum sind wir im Begriff bei dem Hause anzukommen, so sehe ich am jenseitigen Ufer des Hudsons-Flusses 5 bis 6 Menschen mit Flinten, die auf uns zielen. Fast unwillkührlich werfe ich die Kinder in den Fond der Kalesche und mich über sie; in denselben Augenblick schießen die Kerle, und zerschmettern hinter mir einem armen englischen Soldaten, der schon blessirt war und sich auch nach dem Hause retiriren wollte, den Arm. Gleich nach unserer Ankunft begann eine fürchterliche Kanonade,

welche größtentheils nach dem Hause, worin wir Schutz gesucht, gerichtet war; vermuthlich weil die Feinde glaubten, da sie viel Leute dorthin strömen sahen, daß die Generalität sich dort befünde. Ach, es waren nichts als Verwundete oder Frauen! Wir wurden endlich genöthigt, in einem Keller unsere Zuflucht zu nehmen, wo ich mich in eine Ecke ohnweit der Thür lagerte. Meine Kinder lagen auf der Erde, mit ihren Köpfen auf meinem Schoß. So blieben wir die ganze Nacht. Ein entsetzlicher Geruch, das Geschrei der Kinder, und noch mehr, als alles dieses, meine Angst, verhinderten mich ein Auge zuzuthun. Den andern Morgen ging die Kanonade wieder an; aber von einer andern Seite. Ich rieth, daß alle aus dem Keller ein wenig herausgehn möchten, während dessen ich ihn wollte reinigen lassen, weil wir sonst alle krank werden würden. Man folgte meinem Rath, und ich ließ von vielen Hand anlegen, was bei der weidläufigen Arbeit höchst nöthig war, denn die Frauen und Kinder hatten sich gefürchtet herauszugehn, und hatten den ganzen Keller verunreinigt. Wie alles heraus war, besahe ich mir unsern Zufluchtsort; es waren drei schöne-Keller die recht gut gewölbt waren. Ich that den Vorschlag, daß in dem einen die am gefährlichsten blessirten Qfficiere gebracht werden sollten; die Frauen sollten in dem andern seyn, und alle übrigen in dem dritten, der dem Ausgang am nächsten war. Ich hatte gut auskehren und mit Essig räuchern lassen, und man fing bereits an, jeder seinen Platz einzunehmen, als neue entsetzliche Kanonenschüsse alles wieder in Allarm brachten. Mehrere, die kein Recht hatten, hineinzugehn, stürzten nach der Thüre. Meine Kinder waren schon die Kellertreppe hinunter, und wir hätten alle können erdrückt werden, wenn Gott mir nicht Kräfte geschenkt hätte, mich vor die Thür zu stellen, und mit ausgebreiteten Armen allen den Eingang zu verwehren; sonst wäre gewiß jemand von uns zu Schaden gekommen. Eilf Kanonenkugeln gingen durchs Haus und wir konnten sie deutlich über unsre Köpfe hinweg rollen hören. Einem armen Soldaten, den

man ein Bein abnehmen wollte, und dieserhalb auf den Tisch gelegt hatte, nahm eine Kanonenkugel mittlerweile das andre Bein fort. Seine Cameraden waren alle davon gelaufen, und wie sie wieder zu ihm kamen, fanden sie ihn in einer Ecke der Stube, wo er sich vor Angst hingerollt hatte, und kaum noch athmend. Ich war mehr todt als lebendig, doch nicht so viel über unsere eigne Gefahr, als über die, in welcher mein Mann schwebte, der jedoch oft fragen ließ, wie es uns ginge, und mir sagen ließ, daß er wohl wäre.

Der Majer Harnich und seine Frau; eine Madame Rennels, die schon ihren Mann verloren hatte; die Frau des guten Lieutenants, der den Tag vorher seine Bouillon so gutherzig mit mir getheilt hatte; die Frau des Commissars und ich, wir waren die einzigen Damen, die bei der Armee waren. Wir saßen eben zusammen und beklagten unser Schicksal, als jemand herein kam und man sich in die Ohren flüsterte, und sich einander traurig ansah. Ich bemerkte dieses, und daß auf mich Blicke geworfen wurden, ohne daß mir weiter etwas gesagt ward. Dieses erweckte in mir den schrecklichen Gedanken, daß mein Mann geblieben sey. Ich schrie laut aus; man versicherte mich aber, daß dieses nicht sey, sondern winkte mir zu, daß den Mann der armen Lieutenantin dieses Unglück betroffen habe. Diese wurde auch einen Augenblick nachher herausgerufen. Der Mann war noch nicht todt, aber eine Kanonenkugel hatte ihm den Arm oben an der Schulter weggenommen. Wir hörten die ganze Nacht sein Winseln, welches doppelt und desto grausender in diesen Kellergewölben wiederhallte; und der Arme starb erst gegen Morgen. Wir brachten übrigens diese Nacht wie die vorige zu. Indessen kam mein Mann, mich zu besuchen, welches meinen Kummer linderte, und mir wieder Muth gab. Den Morgen darauf fingen wir an, uns ein wenig besser einzurichten. Der Major Harnich und seine Frau und Madame Rennels machten sich in einer Ecke eine kleine Stube und Gardinen davor. Man wollte mir eine andre Ecke ebenso zurechte machen, ich zog

aber vor, nahe an der Thür zu bleiben, da ich auf den Fall von Feuersgefahr, daselbst eher heraus konnte. Ich ließ eine Streu machen, und legte meine Betten darauf, wo ich mit meinen Kindern schlief, nicht weit von uns schliefen meine Frauen. Gegenüber waren drei englische Offiziere einquartiert, zwar blessirt, jedoch entschlossen waren, im Fall des Rückzuges nicht zurückzubleiben. Einer derselben war ein Kapitän Green, Adjutant des Generals Phillips, ein sehr schätzbarer und artiger Mann. Alle drei versicherten mich mit einem Eide, daß im Fall eines schleunigen Rückzuges sie mich nicht verlassen, und ein jeder von ihnen eines meiner Kinder mit auf sein Pferd nehmen wollte. Für mich stand eines von meines Mannes Pferden immer gesattelt bereit. Oefters war mein Mann willens, mich, um mich der Gefahr zu entziehen, zu den Amerikanern zu schicken; ich stellte ihm aber vor, daß es noch ärger als alles was ich jetzt ausstehn mußte, seyn würde, mit Leuten zu seyn, denen ich mit Schonung würde begegnen müssen, während daß mein Mann sich mit ihnen herumschläge; er versprach mir also, daß ich ferner der Armee folgen sollte. Manchmal bekam ich jedoch in der Nacht die Angst, daß er fortmarschirt wäre; und kroch aus meinem Keller, um zuzusehn; wenn ich dann die Truppen, in den schon kalten Nächten um die Feuer herum liegen sahe, so konnte ich wieder ruhiger schlafen. Auch die mir anvertrauten Sachen verursachten mir viele Unruhe. Ich hatte sie alle vorne in meinem Corset stecken, weil mir immer so sehr angst war, etwas davon zu verlieren, und ich nahm mir fest vor, in Zukunft mich nicht mehr mit dergleichen zu befassen. Den dritten Tag fand ich erst Gelegenheit, und einen Augenblick um die Wäsche zu wechseln, da man die Gefälligkeit hatte, mir einen kleinen Winkel hiezu einzuräumen; während der Zeit standen meine drei vorerwähnten Officiere nicht weit davon Schildwach. Einer dieser Herren konnte sehr natürlich das Brüllen einer Kuh und Blöcken eines Kalbes nachahmen: und wenn

meine kleine Tochter Fritzchen des Nachts weinte so machte er es ihr vor, sie ward wieder stille, und wir musten lachen.

Unser Koch verschafte uns Essen, aber es fehlte uns an Wasser; und ich war öfters genöthigt, um nur den Durst zu löschen, Wein zu trinken, und auch den Kindern welchen zu geben. Es war auch fast das einzige was mein Mann zu sich nahm; welches endlich unsern treuen Jäger Rockel ängstigte, so daß er mir eines Tages sagte: Ich befürchte, daß der General aus Besorgniß, in Gefangenschaft zu gerathen, des Lebens überdrüssig ist, weil er so viel Wein trinkt. Die beständige Gefahr, in welcher mein Mann schwebte, setzte mich in ewige Angst. Ich war die einzige unter allen den Frauen, deren Mann nicht geblieben war oder sonst ein Unglück gehabt hatte; und sagte mir daher oft: Sollte ich die einzige glückliche seyn? besonders da mein Mann Tag und Nacht so sehr der Gefahr ausgesetzt war. Er kam keine Nacht in das Zelt, und lag alle Nächte draussen beim Wachtfeuer. Das allein konnte schon sein Tod seyn, da die Nächte so naßkalt waren.

Da so großer Mangel an Wasser bei uns war, so fanden wir endlich eine Soldatenfrau, die den Muth hatte, Wasser vom Flusse zu holen; was keiner nicht mehr unternehmen wollte, weil der Feind alle Männer, die nach dem Flusse gingen auf den Kopf schoß. Dieser Frau thaten sie nichts, aus Achtung für das Geschlecht, wie sie uns selbst hernachmahls sagten.

Ich suchte mich dadurch zu zerstreuen, daß ich mich viel mit unsern Blessirten beschäftigte. Ich machte ihnen Thee und Caffee, und bekam dagegen tausend Segenswünsche. Oft theilte ich auch mein Mittagessen mit ihnen. Eines Tages kam ein kanadischer Officier in unsern Keller, der sich kaum mehr aufrecht halten konnte. Wir kriegten endlich von ihm heraus, daß er fast Hungers stürbe. Ich fand mich sehr glücklich, ihm mein Essen anbieten zu können, welches ihn wieder zu Kräften brachte, und mir seine Freundschaft erwarb. Bei unserer nachmahligen Zurückkunft nach Kanada, lernte ich seine Familie kennen. Eine

unserer größten Beschwerden war der Geruch der Wunden, wenn diese anfangen zu eitern.

Einst unternahm ich die Kur eines Majors Plumpfield, Adjutanten des Generals Phillips, dem eine kleine Flintenkugel durch die beiden Backen gegangen war, und ihm die Zähne zerschmettert, und die Zunge gestreift hatte. Er konnte gar nichts im Munde behalten; die Materie erstickte ihn fast und er war nicht im Stande, andere Nahrung zu sich zu nehmen, als ein wenig Bouillon, oder sonst etwas flüssiges. Wir hatten Rheinwein. Ich gab ihm eine Bouteille, in der Hoffnung, daß die Säure des Weins seine Wunde reinigen würde. Er nahm immer etwas davon in den Mund, und das allein that so glückliche Wirkung, daß er geheilt wurde, wodurch ich wieder einen Freund mehr bekam. Und so hatte ich mitten in meinen Leiden- und Kummerstunden Augenblicke freudigen Genusses, die mich sehr glücklich machten.

An einem dieser traurigen Tage wünschte General Phillips mich zu besuchen, und begleitete meinen Mann, der täglich ein oder zweimahl mit Gefahr seines Lebens zu mir kam. Er sah unsre Lage und hörte mich meinen Mann flehentlich bitten, mich im Fall eines schleunigen Rückzuges nicht zurück zu lassen; er redete mir selbst das Wort dabei, wie er meinen großen Widerwillen sahe, in den Händen der Amerikaner zu seyn. Beim Weggehn sagte er zu meinem Mann: Nein! um zehntausend Guineen komme ich nicht wieder hieher, denn mein Herz ist ganz ganz zerrissen.

Indessen verdienten nicht alle, die bei uns waren, Mitleid. Es waren auch Feige darunter, die um nichts in dem Keller blieben, und nachmahls als wir in die Gefangenschaft geriethen, sich recht gut in Reihe und Glied stellen, und paradiren konnten. Wir blieben 6 Tage in dieser schrecklichen Lage. Endlich sprach man von capituliren, da man zu lange gezaudert hatte, und der Rückzug nun abgeschnitten war. Es wurde ein Waffenstillstand gemacht, und mein Mann der ganz erschöpft war, konnte in

dem Hause zum erstenmahl seit geraumer Zeit sich wieder einmahl zu Bette legen. Damit seine Ruhe gar nicht gestört würde, hatte ich ihm in einer kleinen Stube ein gutes Bette machen lassen, und legte mich mit meinen Kindern und meinen beiden Frauen, in einem Saal daneben schlafen. Aber ohngefähr um 1 Uhr in der Nacht, kam jemand und verlangte ihn zu sprechen. Mit dem größten Widerwillen sahe ich mich genöthigt ihn aufzuwecken. Ich bemerkte, daß ihm die Bothschaft nicht angenehm war, daß er den Mann sogleich nach dem Hauptquartier abfertigte, und sich dann verdrießlich wieder niederlegte. Bald darauf ließ der General Bourgoyne alle andere Generale und Stabsofficiere zu einem Kriegesrathe, der gleich am frühen Morgen gehalten werden sollte, zusammenberufen, in welchem er auf einen erhaltenen falschen Bericht vorschlug, die Capitulation zu brechen, die bereits mit dem Feinde gemacht worden. Es wurde aber endlich entschieden, daß dieses weder thunlich noch rathsam sey; und dieses war ein Glück für uns, denn die Amerikaner sagten uns nachher, daß wenn wir die Capitulation gebrochen, wir alle massakriert worden wären, welches sie desto leichter thun konnten, da wir nicht über 4 bis 5 tausend Mann stark waren, und wir ihnen Zeit gelassen hatten über 20 tausend zusammen zu bringen.

Am 16. October des Morgens mußte mein Mann wieder auf seinen Posten, und ich nochmals in meinen Keller.

Den Tag wurde unter die Officiere, welche bis dahin nur gesalzen Fleisch bekommen, das die Wunden der Blessirten sehr verschlimmerte, viel frisches Fleisch vertheilet. Die gute Frau welche uns immer Wasser gehohlt, machte eine trefliche Suppe davon. Ich hatte allen Appetit verloren, und die ganze Zeit nichts zu mir genommen, als eine in Wein getunkte Brodtrinde. Die blessirten Officiere, meine Unglücksgefährten, schnitten das beste Stück Rindfleisch ab, und präsentieren es mir mit einem Teller Suppe. Ich sagte ihnen, ich wäre nicht vermögend was zu essen; da sie aber sahen, wie nöthig es für mich war,

etwas Nahrung zu mir zu nehmen, so erklärten sie, daß sie selbst nicht einen Bissen anrühren würden, bis ich ihnen das Vergnügen gemacht hatte, davon zu nehmen. Ich konnte ihren freundschaftlichen Bitten nicht länger widerstehen: worauf sie mich versicherten, daß es sie sehr glücklich mache, mir das erste Gute was sie gehabt, anbieten zu können. —

Den 17. October wurde die Capitulation vollzogen. Die Generale verfügten sich zum amerikanischen General en Chef Gates, und die Truppen streckten das Gewehr und ergaben sich zu Kriegsgefangenen. Nun bekam die gute Frau, welche uns mit Gefahr ihres Lebens Wasser gehohlt, den Lohn ihrer Dienste. Jeder warf ihr ganze Händevoll Geld in ihre Schürze, und sie bekam zusammen über 20 Guineen. In solchen Augenblicken scheint das Herz für Gefühle der Dankbarkeit empfänglich zu seyn.

Endlich schickte mir mein Mann einen Reitknecht, und ließ mir sagen, daß ich mit unsern Kindern zu ihm hinkommen sollte. Ich setzte mich also wieder in meine liebe Kalesche, und machte im Durchfahren durch das amerikanische Lager die tröstliche Bemerkung, daß uns keiner mit beleidigenden Blicken ansah, daß sie alle mich grüßten, und sogar auf ihren Gesichtern Mitleid zeigten, eine Frau mit kleinen Kindern da zu sehen. Ich bekenne, daß ich mich fürchtete zu den Feinden zu kommen, welches ein ganz neuer Austritt für mich war. Als ich mich den Zelten näherte, kam mir ein schöner Mann entgegen, nahm die Kinder aus dem Wagen, herzte und küßte sie, und half mir dann mit Thränen in den Augen auch heraussteigen. „Sie zittern!“ sagte er zu mir, „fürchten Sie sich nicht.“ Nein, antwortete ich ihm, denn Sie sehn so gütig aus, und sind so zärtlich gegen meine Kinder gewesen, daß mir dieses Muth einflößt. — Er führte mich hierauf zu dem Zelte des Generals Gates, bei welchem ich die Generale Bourgoyne und Phillips fand, die auf einem recht freundschaftlichen Fuß mit dem ersten waren. Bourgoyne sagte mir „Seyn Sie nun ohne Besorgniß, denn Ihre

Leiden haben nun ein Ende“ – Ich antwortete ihm, daß ich freilich Unrecht haben würde, noch Besorgnisse zu haben, wenn unser Chef keine mehr hätte, und ich ihn auf einen so gutem Fuß mit dem General Gates sähe. Alle Generale blieben beim General Gates zum Essen. Derselbe Mann, der mich so gut empfangen hatte, kam an mich heran, und sagte mir: „Es würde Sie in Verlegenheit setzen mit allen diesen Herren zu speisen; kommen Sie mit Ihren Kindern in mein Zelt, wo ich Ihnen ein zwar frugales Mittagsessen, aber mit dem besten Willen, geben werde.“ Gewiß, erwiderte ich, sind Sie Ehemann und Vater, weil Sie mir so viel Güte bezeigen. Ich erfuhr hierauf, daß es der amerikanische General Skuyler war. Er traktirte mich mit treflicher geräucherter Zunge, Beef-Steacks, Kartoffeln und guter Butter und Brodt. Nie habe ich ein Mittagmahl besser gefunden; ich war ruhiger, ich sahe, das; alle die mich umgaben es gleichfalls waren; und was mir über alles ging, mein Mann war außer aller Gefahr. Als wir gegessen hatten, bot er mir sein Haus das bei Albany lag, zur Wohnung an, und sagte mir, das General Bourgoyne auch dahin kommen würde. Ich ließ meinen Mann fragen, was ich machen sollte; er ließ mir sagen es anzunehmen, und da zwei Tagesreisen bis dahin, und es schon 5 Uhr Nachmittags war, so rieth er mir vorauszureisen, und an einen Ort zu übernachten, der ohngefähr drei Stunden Weges weit war. Der General Skuler hatte die Gefälligkeit, mich bis dahin durch einen französischen Officier bringen zu lassen, der ein recht artiger Mann, und eben der war, der die Truppen kommandiert hatte, so die Recognoscirung machten, von der ich vorhin einmal Erwähnung gethan habe. Als er mich bis an das Haus escortirt hatte, wo wir bleiben sollten, kehrte er wieder zurück. Ich fand in diesem Hause einen französischen Arzt, und einen tödtlich verwundeten braunschweigischen Officier, der seiner Sorgfalt übergeben war, und einige Tage hernach starb. Dieser rühmte sehr dessen gute Pflege, und es mochte auch ein geschickter Wundarzt sein; sonst war es aber ein junger Geck.

Er freute sich sehr als er hörte, daß ich seine Sprache konnte, und fing an mir allerhand Süßigkeiten und Impertinenzien vorzusagen; unter andern, daß er unmöglich glauben könne, daß ich eine Generalsfrau wäre, weil eine Frau von solchem Range ihrem Mann gewiß nicht gefolgt sehn würde; ich sollte also bei ihm bleiben, denn es wäre besser mit den Ueberwindern, als mit den Ueberwundenen zu seyn. – Ich war außer mir über seine Unverschämtheit, und durfte ihm doch nicht alle die Verachtung merken lassen, die er mir einföbte, weil es mir an Schutz fehlte. Als der Abend herankam, so erbot er sich seine Stube mit mir zu theilen; ich antwortete ihm aber, daß ich in dem Zimmer des verwundeten Officiers aufbleiben würde, worauf er mir noch allerhand dumme Schmeicheleien sagte, bis auf einmahl die Thür ausging, und mein Mann mit seinen Adjutanten hereintrat. Hier, mein Herr, ist mein Mann, sagte ich ihm, mit einem niederschmetternden Blick; worauf er sich beschämt entfernte. Doch war er nachher so höflich, uns seine Stube zu überlassen. Tages darauf kamen wir nach Albany, wo wir uns so oft hingesehnet hatten. Wir kamen aber nicht wie wir gedacht hatten, als Sieger dahin. Wir wurden vom guten General Skuyler und von seiner Frau und Töchtern, nicht als Feinde, sondern aufs freundschaftlichste empfangen, und sie erwiesen uns die ausgezeichnetesten Gefälligkeiten, so wie auch dem General Bourgoyne, der doch, und wie man sagte, ohne Noth, ihre prächtig meublirten Häuser hatte anstecken lassen. Sie handelten aber als Leute, die ihren eigenen Verlust bei dem Unglück anderer zu vergessen wissen. Auch war der General Bourgoyne tief über ihren Edelmuth gerührt, und sagte dem General Skuyler: „Mir, der ich Jhnen so viel Schaden gethan, erweisen Sie so viel Güte!“ „Das ist das Schicksal des Krieges,“ erwiderte der brave Mann, „lassen Sie uns davon nichts weiter reden.“ Wir blieben drei Tage bei ihnen, und sie bezeigten uns, daß sie es ungern sähen als wir fortgingen. Unser Koch war mit meines Mannes Equipage in der Stadt geblieben; die zweite

Nacht nach unserer Ankunft nahm man uns alles, ohnerachtet der amerikanischen Wache von 10 bis 20 Mann, die man uns zur Bewachung derselben gegeben hatte. Es blieb uns nichts übrig, als mein und der Kinder Bette, und das Weinige, welches ich zu meiner Wirthschaft bei mir behalten hatte; und daß in einem Lande, wo man nichts für Geld bekommen konnte, und zu einer Zeit, wo wir doch so viel brauchten; denn mein Mann mußte alle seine Adjudanten, Quartiermeister etc. beköstigen. Unsere Freunde, die Engländer, die ich mit Recht so nenne, da sie sich während meines ganzen Aufenthalts in Amerika stets als solche gegen uns bewiesen, überließen uns jeder etwas; einer ein paar Löffel, der andere einige Teller; lange mußten wir uns damit behelfen, da wir nur drei Jahre nachher, in New-York, Gelegenheit fanden, uns, obgleich mit großen Kosten, wieder ein wenig das Verlorne anzuschaffen. Glücklicherweise hatte ich mein kleines Fuhrwerk, welches meine Equipage fuhr, bei mir behalten. Da die Jahreszeit schon sehr spät und rauh war, so ließ ich meine Kalesche mit einer groben Leinwand, die mit Oelfarbe angestrichen war, bedecken; und wir setzten auf diese Weise unsere Reise nach Boston fort, welche sehr langwierig und beschwerlich war.

Ich weiß nicht, ob es mein Fuhrwerk war, welches die Neugierde der Leute auf sich zog; denn es sahe wirklich wie ein Wagen aus, in welchem man seltene Thiere herumführte; aber oft war ich genöthigt anzuhalten, weil das Volk die deutsche Generalinn mit ihren Kindern sehn wollte. Damit man mir nun nicht die leinewandene Bedeckung vom Wagen abreisen möchte, so entschloß ich mich öfters lieber auszusteigen, und kam auch so geschwinder weg. Inzwischen kann ich doch nicht anders sagen, als das; das Volk freundlich war, und besonders seine Freude bezeugte, das; ich ihre Landessprache, das Englische, sprechen konnte.

Bei allen meinen Leiden hatte mich Gott so unterstützt, das; ich weder meine Fröhlichkeit, noch den Muth verloren hatte;

aber mein armer Mann, den der Kummer ragte, wegen alles dessen was geschehen und wegen seiner Gefangenschaft, war bei den ebenerwähnten Auftritten immer höchst mißmüthig, und konnte sie kaum aushalten. Seine Gesundheit hatte, besonders durch die vielen in der freien Lust zugebrachten feuchten Nächte, sehr gelitten; und er war daher öfters genöthigt Arznei zu gebrauchen. Eines Tages, da ihn ein Brechmittel sehr angegriffen hatte, konnte er vor dem Lärmen nicht schlafen, den unsere amerikanische Wache machte, die uns gar nicht verließ, und draussen vor unserer Thüre sauste und schmauste; und wie er sie bitten ließ still zu seyn, ihren Lärmen noch verdoppelte. Ich entschloß mich selbst hinauszugehn, und sagte ihnen, daß mein Mann krank wäre, und ich sie daher sehr bäte weniger laut zu sehn. Gleich hörten sie auf, und alles ward stille. Ein Beweis, daß diese Nation auch Achtung für unser Geschlecht hat.

Ihre Generale, die uns begleiteten, waren zum Theil vom Schuster-Handwerk, und machten in den Rasttagen Stiefeln für unsere Officiere; besserten auch wohl die Schuhe unserer Soldaten aus. Sie setzten einen großen Werth auf das gemünzte Geld, welches bei ihnen selten war. Einem unserer Officiere waren seine Stiefeln ganz zerrissen. Er sahe, daß ein amerikanischer General ein gutes Paar anhatte, und sagte ihm zum Spaß: „Ich gäbe Ihnen gerne eine Guinee dafür.“ Gleich stieg der General vom Pferde, nahm die Guinee, gab seine Stiefeln, und setzte sich mit des Officiers zerrissenen Stiefeln wieder auf.

Endlich kamen wir bei Boston an, und unsere Truppen wurden nicht weit davon zu Winters-Hill in Baracken einquartirt. Uns brachte man bei einem Landmann unter, wo wir nur eine Stube unter dem Dache hatten. Meine Frauensleute schliefen auf dem Boden, und unsere Bedienten auf dem Flur. Eine Streu, auf welche ich alle unsere Betten vertheilte, diente uns eine geraume Zeit, weil ich noch weiter nichts als mein Feldbette hatte. Unser Wirth erlaubte uns unten in seiner Stube zu essen, wo die ganze Familie zusammen aß und schlief. Der

Mann war gut, die Frau aber, um sich zu rächen, daß wir ihr etwas lästig fielen, that uns den Possen, immer die Zeit wo wir zu Mittag aßen, dazu zu nehmen, ihre Kinder zu kämmen, die voller Ungeziefer saßen, welches uns oft ganz den Appetit benahm; und wenn wir sie baten, dieses draußen vorzunehmen, oder eine andere Zeit dazu zu wählen, so antwortete sie: „It is my room; I like to stay and to comb my children that time!“ (Es ist meine Stube, und es gefällt mir nun einmahl zu bleiben, und meine Kinder eben jetzt zu kämmen) und wir mußten schweigen, damit sie uns nicht gar aus dein Hause würfe.

Eines Tages feierten unsere Herren, ohnerachtet dieses Schmutzes, den Geburtstag, ich glaube der Königin von England, und tranken dabei viel Wein. Meine beiden ältesten kleinen Töchter Gustchen und Fritzchen, welche bemerkt hatten, daß der übriggebliebene Wein unter eine Treppe gesetzt worden, machten sich darüber, um ihrerseits auch die Gesundheit der Königin zu trinken. Sie setzten sich dazu vor die Thüre, und toasteten (tranken Gesundheit) so viel, daß ihre kleine Köpfe es nicht mehr ertragen konnten, und Fritzchen ein Fieber davon bekam, welches mich sehr ängstigte, weil sie Krämpfe dabei hatte, und ich gar nicht die Ursache davon ergründen konnte. Als sich endlich die Natur durch ein Erbrechen half, so sahe ich, daß es vom Wein war, und schalt die beiden kleinen Mädchen sehr, welche mir aber antworteten, daß sie auch den König und die Königin lieb hätten, und also nicht hätten unterlassen können, ihnen auch Glück zu wünschen.

Wir blieben 3 Wochen an diesem Ort, bis man uns nach Cambridge brachte, wo man uns in eines der schönsten Häuser einlogirte, welche vordem das Vermögen der Royalisten ausgemacht hatten. Nie ist mir eine angenehmere Lage vorgekommen. Sieben Familien, die mit einander theils verwandt, theils befreundet waren, hatten hier Pachtungen, Gärten und prächtige Häuser, und nicht weit davon ihre Obstplantagen. Alle diese Besitzungen waren kaum eitle halbe Viertelmeile

von einander entfernt. Die Eigenthümer derselben kamen täglich Nachmittags bald bei dem einen bald bei dem andern zusammen, und belustigten sich mit Musik und Tanz, lebten im Wohlstande einig und glücklich, bis leider der verderblich Krieg sie alle trennte, und alle diese Häuser bis auf zwei wüste ließ, deren Eigenthümer bald darauf auch flüchten mußten.

Von unsern Herren ward es keinem erlaubt nach Boston zu kommen. Mich trieb die Neugierde und das Verlangen die Tochter des Generals Skuyler, Madame Carter zu sehen, dahin; und ich aß einigemahl bei derselben. – Die Stadt ist ganz hübsch, war aber von heftigen Patrioten bewohnt, und voller bösen Leute, besonders waren die Frauen so böse, daß sie mich mit Unwillen ansahen, und sogar vor mir ausspuckten, wenn ich bei ihnen vorbeiging. Madame Carter war sanft und gut wie ihre Eltern, ihr Mann aber böse und falsch. Sie kamen uns oft zu besuchen, und aßen auch bei uns mit den sie besessen waren; sobald sie aber wieder auf ihre Stühle zurückgeführt sind, sitzen sie von neuem da, wie die Klötze. Von den Sitten der Leute in dortiger Gegend machte man uns keine vortheilhafte Schilderung. Zum Beweis erzählte man uns, daß zwei Mädchen von ihrem Vater schwanger geworden, wovon man zwar geredet hätte, es wäre aber ungestraft geblieben. Ein anderer, der seine Schwiegertochter hübscher gefunden, als seine Frau, hätte seinem Sohn einen Tausch angeboten, in welchen dieser auch gewilligt, doch unter der Bedingung, daß ihm jener mit der Mutter noch 2 Kühe und 2 Pferde gäbe, welches denn auch geschehen, wornach von der ganzen Sache nicht weiter gesprochen worden wäre.

Die Gutsbesitzer in Vrginien haben viele Negersklaven, und halten sie schlecht. Viele lassen sie bis ins 15. und 16. Jahr nackend gehn, und das Zeug, welches sie ihnen alsdann geben, ist kaum des Tragens werth. Die Sklaven haben Aufseher, welche sie bei Tagesanbruch auf das Feld hinaus führen, wo sie wie das Vieh arbeiten müssen, oder sie bekommen Schläge; und

wenn sie ganz ermüdet und von der Sonne verbrannt nach Hause kommen, so giebt man ihnen von einem indischen Mehl, Homan i genannt, um sich ein Gebäcknes daraus zu machen. Oft aber sind sie zu ermüdet, und schlafen lieber ein paar Stunden, da sie dann wieder zur Arbeit müssen. Sie sehen es als ein Unglück an, Kinder zu bekommen, weil diese wieder Sklaven, und folglich elende Menschen werden. Da sie nicht die Zeit haben, das wenige Land, das ihnen gegeben ist, zu bestellen, so haben sie nichts, und sammeln sich nur durch den Verkauf von Geflügel etwas Geld, wovon sie sich kleiden. Doch giebt es auch gute Herren, welches man gleich merken kann, wenn die Sklaven gut gekleidet sind, und gut wohnen. Alsdann sind auch die Neger gute Dienstboten, und ihrem Herrn sehr treu und zuthan. Daß böse Herrn übelgesinnte Sklaven haben, ist nicht zu verwundern. – Während unsers Aufenthalts in diesem Bade, erhielt mein Mann eine Nachricht, die uns viel Vergnügen machte, nämlich daß er, General Phillips, und ihre Adjutanten Erlaubniß hätten, nach New-York zu gehn, um dort ausgewechselt zu werden. Mein Mann ging daher nach Colle zurück, um Anordnungen zu machen, wie es während seiner Abwesenheit bei den Truppen gehalten werden sollte, deren Crommando er dem Obristen Specht übergab, und Vorkehrungen wegen des Verkaufs der uns nun überflüssigen Sachen besonders unseres neuen Hauses, welches wir noch nicht einmahl bewohnt hatten, in welchem Fall wir uns noch verschiedenemahl nachher befunden haben. Oefters waren wir schlecht, weint wir an einen Ort hinkamen, und kaum hatten wir uns mit Mühe daselbst eingerichtet, so bekamen wir fast immer den Befehl, wieder abzureisen, welches mich oft betrübte. Diesmahl aber war eine allgemeine Freude. Ich reiste im Monath August 1779 von diesem Bade ab, um zu York - Town in Pensylvanien wieder mit meinem Mann zusammenzutreffen. Madame Garel, die artige Frau, deren ich vorhin erwähnt, hatte mich gebeten, sie auf ihrem Gute in der Provinz Maryland zu besuchen, im Fall wir in der

Nähe desselben vorbeikommen sollten: ich entschloß mich, es jetzt zu thun. Der Capitän Freemann, einer der englischen Adjutanten meines Mannes, blieb bei uns. Capitän Etmonston war durch die Verwendung seines Vaters ausgewechselt worden. Er war meinem Manne so ergeben, und es machte ihm so viel Kummer, denselben zu verlassen, daß dieser ihm noch zu reden mußte, nach England zurückzugehn. Seine Abreise ging uns allen nahe, besonders da er uns sagte: Ich bin gewiß, daß ich Sie nie wiedersehn werde. —

Auf unserer Reise nach dem Gute der Madame Garel sahe Capitän Freemann eine schwarze Schlange, (deren Art aber nicht gefährlich sein soll) einen Frosch kauen und herunter schlucken. Er sagte scherzend: ich erkläre mich zum Ritter des Frosches, zog seinen Degen, spaltete die Schlange; und siehe da kam der Frosch ganz lebendig aus ihrem Leibe heraus; welches uns alle verwunderte. Ehe wir ankamen, ward ich mit dem Wagen umgeworfen, aber ohne den mindesten Schaden. Ich hatte Madame Garel von meiner Ankunft benachrichtigt, und sie schickte mir einen Menschen zu Pferde entgegen. Nachdem ich durch ein sehr hübsches Dorf gekommen war, welches lauter Neger bewohnten, von welchen jeder seinen Garten hatte, und ein jeglicher ein Handwerk verstand, gelangten wir durch einen großen Hof zu einem sehr schönen Hause, wo uns die ganze Familie mit Freuden empfing. Es bestand selbige aus dem alten 84jährigen Schwiegervater, einem Greise von der besten Gesundheit, von allerliebster munterer Laune und äußerster Reinlichkeit, auf dessen ehrwürdigen Gesichte man die glücklich-sie Zufriedenheit eingeprägt sahe; ferner aus vier allerliebsten Enkelkindern desselben, und deren guten lieben Mutter, unserer lebenswürdigen Wirthinn. Wir wurden auf Silber bedient, zwar ohne Pracht, aber mit Geschmack bewirthet, und es fehlte an nichts. Sie sagten mir, daß da sie hofften, daß ich lange bei ihnen bleiben würde, sie mich so empfangen hätten, als wenn ich mit zur Familie gehörte.

Der Garten war prächtig, und den folgenden Tag fuhren sie mit uns aus, um uns ihren Weinberg zu zeigen, der herrlich und sehr geschmackvoll war, und unsere Erwartung übertraf. Zuerst kamen wir durch einen großen Obstgarten; dann erstiegen wir den Weinberg auf einem sich schlängelnden Gang, der bis oben heraufführte. Es wechselte immer ein Weinstock mit einer Stockrose und mit Amaranthen ab. Dieses gab von beiden Seiten und oben vom Berge herunter einen herrlichen Anblick, dergleichen ich an Schönheit in dem ganzen Theil von Amerika, den ich gesehen, nicht gefunden habe. Der Madame Garel ihr Mann war auf Reisen gewesen, und hatte in England und Frankreich Ideen zu solchen Anlagen gesammelt. Im übrigen war er wenig liebenswürdig, sondern vielmehr brüske und geizig, und paßte sich gar nicht für seine Frau, die, ob sie gleich nichts davon merken lassen wollte, doch nicht glücklich zu seyn schien. Ihr Schwiegervater hatte sie sehr lieb.

Nicht weit von diesem Landgute lag eine Stadt, Rahmens Baltimore, die, wie man mir sagte, sehr hübsch seyn sollte, auch sollten verschiedene liebenswürdige Familien dort wohnen. Wir bekamen einen Besuch von einer vertrauten Freundin unserer Wirthinn, einer artigen und aufgeräumten Frau. Diese beiden Frauen kamen mir vor, wie Rousseau's Heloise und ihre Freundin, und der alte Vater wie der Mann der Heloise. Madame Garel war voll zärtlichen Gefühls wie diese, und hätte, glaube ich, gerne einen St. Preux zum Manne gehabt. Wir arrangirten für sie einen Tempel, mit Blumen ausgeschmückt, der Freundschaft und Dankbarkeit gewidmet, wozu der Capitän Freemann die Zeichnung machte. Sie schrieb mir einige Jahre nachher, daß die Familie noch immer die Blumen erneuerte. Die liebe artige Frau ist nun todt, und ihre Familie, besonders aber ihre Kinder, haben viel an ihr verloren. Wir blieben 8 oder 10 Tage da, und unsere Trennung war sehr traurig. Man versorgte uns auf lange Zeit mit den besten Provisionen, die wir inzwischen nicht sehr brauchten, indem uns die Royalisten aus

Freundschaft, und die andern aus Gewohnheit gut empfangen, und uns hinlänglich mit allem versorgten, was wir zu unserm Unterhalt brauchten. In diesem Lande würde man es für ein Verbrechen halten, einen Reisenden nicht aufzunehmen.

Als wir nicht mehr weit nach dem Orte hatten, wo wir meinen Mann antreffen sollten, überfiel uns in einem Walde ein starkes Gewitter. Ein Baumstamm, brach und fiel zwischen den Kutschbock und die Pferde. Da saßen wir fest, und konnten nicht von der Stelle, und keiner von unsern Leuten war stark genug, den Baum auf die Seite zu schaffen. Unterdessen donnerte es in einem fort, das Gewitter schlug verschiedenemahl rings um uns herum ein, und ein anderer starker Baum drohte uns zu zerquetschen. Ich drang nur immer darauf, uns aus der Klemme loszumachen; der Kutscher aber, der den Kopf verloren hatte, versicherte, es sey unmöglich; endlich sagte meine kleine Gustchen, die damals acht Jahr alt war: So spannet doch nur die Pferde ab, und hinter den Wagen, um ihn zurückzuziehn! Da gings denn gleich; und einer fragte den andern, warum ihnen das nicht gleich eingefallen wäre. So kamen wir denn endlich glücklich nach York-Town in Pensylvanien, wo wir meinen Mann fanden, der bei dem schweren Gewitter sehr um uns besorgt gewesen war. Wir fuhren durch herrliche Gegenden, und kamen unter andern durch eine sehr gut angebaute, die von mährischen Brüdern bewohnt war. Ein Ort daselbst hieß das heilige Grab; ein anderer Bezirk das heilige Land, und der Ort darin, Betlehem. Wir fanden ein recht gutes Wirthshaus, wo wir diejenigen von uns erwarteten, die noch zurück waren. Ich hatte prächtige Vögel aus Virginien mitgebracht, das Männchen war ponceau mit einer noch dunkler rothen Tolle, so groß als ein Dohmpfaffe, und sang herrlich. Das Weibchen grau mit einer rothen Brust, und auch einer Tolle. Sobald man sie fängt, sind sie zahm, und fressen einem aus der Hand. Der Vogel lebt lange, wenn man aber zwei Männchen in einem Zimmer hängt, so sind sie so aufeinander eifersüchtig,

daß eines bald crepiret. Ich sahe auch blaue Vögel in Virginien von eben der Größe, die immer willo! riefen, welches uns oft belustigte, weil der eine Adjutant meines Mannes so hieß. Einer von unsern Leuten hatte ein ganzes Nest von diesen rothen Vögeln gefunden, und sie aufgezogen; und da er wußte, daß ich sie sehr liebte, trug er mir zwei Bauer voll von Colle auf dem Rücken nach. Sie starben aber alle, noch ehe er ankam, welches uns sehr leid that. Ich hatte auch eine Sammlung von sehr schönen Schmetterlingen gemacht, und in einen Kasten recht sorgfältig eingepackt. Aber der Wagen, worauf sie waren, warf um, und der Kasten zerbrach. Dieses geschahe mir zweimahl, und benahm mir die Lust, wieder eine Sammlung anzufangen.

Nachdem wir alle beisammen und ausgeruhet waren, reisten wir weiter, und kamen bei einer Familie an, die uns sehr gut bewirthete, und sich vor royalistisch ausgab. Sie hieß Vanhorn, erzeugte uns alles Gutes und bat uns, sie dem englischen General Cornwallis zu empfehlen, welcher, wie auch General Clinton, Freunde des Generals Phillips waren, und unsere Zurückunft ans Virginien bewirkt hatten.

Wir kamen nach einem sehr hübschen Ort, Nahmens Elizabeth-Town, Staaten-Eyland gegenüber, wo wir viel Royalisten fanden, welche uns mit Freuden aufnahmen und bewirtheten. So nahe an New-York und der Auswechslung meines Mannes gewiß, hielten wir uns nun am Ziele unserer dormaligen nächsten Wünsche, und glaubten, als wir nun miteinander zu Mittage aßen, und gleich darauf nach Neu-York hinüberschiffen wollten, noch denselben Abend in Freiheit zu seyn. Aber auf einmal eröffnete sich die Thür, und ein vom General Washington abgesandter Officier trat herein und überreichte dem General Phillips ein Schreiben, mit der Ordre wieder zurückzugehn, weil der Congreß die Auswechslung nicht genehmigt habe. Den General Phillips, welcher von Natur sehr heftig war, funkelten die Augen vor Wuth er schlug mit der Faust auf den Tisch, und sagte: „This is pleasant! and we shou'd have

expected ist from this people, who are all rascals.“ (Allerliebste! Dieses konnten wir von diesen Menschen erwarten, die alle Schurken sind.) Ich war wie versteinert, und vermochte kein Wort zu sagen. Er ergriff mich bei der Hand, und sagte mir: Nun, meine Freundinn, lassen Sie den Muth nicht sinken, folgen Sie meinem Beispiel; sehn Sie, ich bin gefaßt! – Ein jeder, antwortete ich ihm, zeigt seine Traurigkeit nach seiner Weise. Ich behalte meine im Herzen, in die ihrige mit Heftigkeit. Ich halte aber dafür, Sie thäten besser, diesen Leuten nicht so ihren Zorn sehn zu lassen, denn sie spoteten nur darüber; und es kann Ihnen noch obendrein Ungelegenheiten zuziehn. Er gab mir Recht, dankte mir, und versicherte mich, das; er sein Leiden, wie ich, mit Resignation tragen werde, und bezeugte sich auch von nun an ganz ruhig.

Ich war schwanger, und immer leidend, also griff mich die Reise sehr an. Ich hatte gehofft nun in Ruhe und unter Leute zu kommen, von denen ich Pflege erwarten könnte; aber umsonst! Nach einem einzigen Ruhetag, der uns vergönnt wurde, mußten mir wieder umkehren, und kehrten wieder bei den Vanhorns ein. Diesmahl fanden wir einen Neveu von Washington da, mit noch vielen amerikanischen Officieren, die während der 3 Tage die Gesinnungen dieser Leute (die von denen waren, die den Mantel nach dem Winde hängen) so verändert hatten, daß wir nicht allein die Tochter dieser vorgegebenen Royalisten auf dem vertraulichsten Fuß mit diesen Antiroyalisten umgehen und ihn allerlei Freiheiten erlauben sahen; sondern auch, da sie uns nun nicht mehr schonen zu dürfen glaubten, die ganze Nacht durch singen hörten: God save great Washington! God dam the King! (Gott erhalte den großen Washington und verdamme den König.) Kaum konnte ich den andern Morgen bei unserer Abreise meinen Unmuth darüber verbergen. Wir kehrten nun zurück nach Bethlehem, wo meinem Mann und dem General Philips von den Amerikanern verstattet wurde, so lange zu bleiben, bis die in Stocken gerathene Auswechslung

vor sich gehn würde, und da uns unser voriger Wirth gut bewirthet hatte, so gaben wir uns alle bei ihm in die Kost; und zwar waren wir 16 herrschaftliche Personen und 4 Kammerleute: Die Bedienten bekamen ihr Kostgeld; wir hatten ohngefähr 20 Pferde. Er wollte keinen Accord machen, und da wir alle nicht bei Gelde waren, so war es uns sehr lieb, dass er so lange warten wollte, bis wir welches bekämen. Wir hielten ihn um desto mehr für einen ehrlichen und billigen Mann, da er von der mährischen Brüder-Gemeinde, und das Wirthshaus das sogenannte Gemeindelögis war. Wie groß war aber unser Schrecken, als wir nach 6 Wochen, da uns endlich erlaubt wurde, nach New-York zu gehen, eine Rechnung von 32000 Dollars, (doch wohl zu verstehen, in amerikanischen Papiergelde, welches ohngefähr die Summe von 400 Guineen in baarem Gelde machte;) vorgelegt erhielten. Ohne einen Normlisten, der eben durchkam, und für jeden Preis baares Geld einzuwechseln suchte, wären wir in die größte Verlegenheit gekommen, und hätten gar nicht fort gekonnt. Durch ihn waren wir noch so glücklich, für einen Piaster 80 Dollars Papiergeld zu bekommen.

Mein Mann litt während dieser ganzen Zeit noch immer sehr an Kopfschmerzen, und konnte des Nachts keine Luft bekommen. Bei dieser Gelegenheit gewöhnte er sich an den Schnupftaback, gegen welchen er bis dahin die größte Abneigung gehabt hatte. Ich beredete ihn erst zu einer Prise. Er glaubte, daß ich ihn zum Besten hätte, wie er aber einige Augenblicke darnach Linderung empfand, so vertauschte er die Rauchpfeife gegen die Schnupftabacksdose. Unsere kleine Caroline war sehr krank am Stickhusten, und ich kam immer weiter in meiner Schwangerschaft; also wünschten wir alle sehnlich, bald nach Neu-York zu kommen, um mehrerer Pflege und Bequemlichkeit und nöthiger Hülfe näher bei der Hand zu seyn.

Zu Bethlehem war, wie an jedem Brüder-Gemeinde-Ort ein Brüder- und Schwestern-Haus. In letzterem wurden herrliche

Stickereien und andere hübsche Handarbeiten gemacht, und wir kauften verschiedenes daselbst. Ein Fräulein von Gersdorff, eine Deutsche, welche nachher nach Herrnhuth gekommen, hatte den Schwestern alle diese Arbeiten gelehrt. Die Häuser dieser Gemeinde waren gut gebaut, und es waren Fabriken aller Art daselbst. Unter andern wurde daselbst Leder zubereitet, das so gut als das englische und um die Hälfte wohlfeiler war. Unsre Herren kauften viel davon. Es waren auch sehr geschickte Tischler, Stahlarbeiter und sehr gute Schmiede da. Wir hatten sehr gewünscht, Philadelphia zu sehn, daß nur 12 bis 15 Meilen davon ist, und wohin man lauter guten Weg haben soll. Da man es aber meinem Manne und den andern Herrn nicht erlauben wollte, und ich gerne Freude und Leid mit meinem lieben Mann theilte; so gab ich es lieber auf. – Wir gingen in Bethlehem oft in die Kirche, und freuten uns des herrlichen Gesanges. Die Frau des Predigers starb eben als wir da waren. Wir sahen sie bis zur Beerdigung an einen abgesonderten mit Gittern versehenen Ort ausgestellt; denn hier wird kein Todter im Hause behalten.

Endlich reisten wir, Ende Monats November 1779 wieder von Betlehem ab. Mein Mann, General Phillips und ihre beiderseitigen Adjutanten wurden zwar nicht ausgewechselt, aber sie bekamen die Erlaubniß, auf Parole nach New-York zu gehn. Ich wollte nicht wieder bei den Vanhorus entsprechen, weil ich die doppelzüngigen Menschen zu sehr verachtete; aber wir hatten die Fatalität, daß unser Wagen fast vor ihrer Thüre brach; so daß ich doch genöthigt ward, bei ihnen so lange zu verweilen bis dem Schaden abgeholfen war; aber ich blieb nicht die Nacht über, und da sie noch einmahl davon anfangen, das; wir sie empfehlen sollten, und uns ihrer Ergebenheit gegen den König versicherten, in dessen Dienst der Mann Obrist gewesen war; so antwortete ich diesem ganz trocken: daß ich glaube, er bedürfe unserer Empfehlung nicht; welches er nehmen konnte wie er wollte. Wir kamen auch abermahls durch Elisabeth-Town, wo

wir wiederum gut aufgenommen winden, schifften uns auf dem Hudsonsfluß ein, und langten des Abends sehr spät in New-York an; wo mein Mann, der vorausgereiset war, schon vor mir angekommen war. Ein Soldat, den man uns am Thore mitgab uns zurecht zu weisen, führte uns vor ein sehr großes und schönes Haus, wo wir alles zu unserm Empfange bereit fanden, und noch obendrein ein gutes Abendessen. – Ich war zu sehr mit dem zu Bettebringen meiner Kinder beschäftigt, und selbst zu müde, um mich erst zu erkundigen wo ich sey; und dachte es wäre ein Wirthhaus. Mein Mann, der beim General Cornwallis zu Abend gegessen hatte, kam spät nach Hause. Den andern Morgen kam man mich zu fragen, was ich zu essen beföhle? und wie viel Fremden ich täglich an meinem Tisch haben wollte? – Ich antwortete: daß da mein Mann nicht zu Hause äße, so bäte ich mir nicht mehr als drei Schüsseln zu geben, und für 6 Personen; nämlich für mich, meine Kinder, meine Frauensleute und für den Pastor Mylius, den Feldprediger von meines Mannes Regiment, den wir bei uns hatten, und der meinen Kindern in allem Nöthigen Unterricht gab. Er war ein Mann von Frömmigkeit und vortrefflichem Charakter, und dabei sehr guter Laune, den die Kinder und wir alle sehr lieb hatten. Man sagte mir, daß der Befehl gegeben worden, mir alle Tage 6 große und 4 kleine Schüsseln auszurichten. Immer noch in der Meinung daß ich mich in einem Gasthofe befände, verbat ich sehr diesen Ueberfluß, weil ich mich vor der Rechnung fürchtete. Da erfuhr ich aber, daß ich bei dem Gouverneur, General Thryon wohnte; der verboten hatte, nur zu sagen wo man mich hinbrächte, aus Besorgniß, daß ich sein Haus nicht annehmen würde. Dieser edeldenkende Mann war noch dazu, um allem Dank auszuweichen, nach Long-Island hinübergegangen, wo er ein Interims-Commando hatte. – Man kam allen meinen Wünschen zuvor, und ich war nur immer besorgt, so viele Güte zu mißbrauchen. Ich bekam auch einen Besuch vom General Patterson, Commandanten der Stadt, der mir sagte, daß man

noch mit der Einrichtung des Hauses beschäftigt wäre, welches wir zu unserer eigentlichen Wohnung bekommen sollten. Auch Lord Cornwallis und General Clinton kamen mich zu besuchen. Ersterer ging bald darnach auf eine Expedition; letzterer bot mir ein Landhaus an, worüber er disponiren konnte, um meinen Kindern daselbst die Blattern inoculiren zu lassen, welches in der Stadt zu thun gefährlich gewesen seyn würde, da eben diese Krankheit daselbst sehr grassirte. Ich nahm sein Anerbieten mit Vergnügen an, und wir machten alle nöthigen Vorbereitungen um dorthin zu ziehen. Ich gab unserm Koch 10 Guineen um allerhand Vorräthe dazu einzukaufen. Als er sehr bald wiederkam, und mehr Geld forderte, so erfuhr ich zu meinem Schrecken, daß dieses nur kaum für zwei Tage reichte; so theuer war dort alles, sogar die gemeinsten Dinge. – Zum Beispiel: 1 Pfund Fleisch, nach unserm Gelde gerechnet, kostete 12 Groschen. – 1 Pf. Buttr 18 Gr. – Ein Puter 4 Rthlr. – Ein Huhn 20 Gr. – Ein Ei 4 Gr. – Ein Quart Milch 6 Gr. – Ein Himten Kartoffeln 2 Rthlr. – Ein halber Himten Rüben 2 Gulden. – Zehn Austern 8 Gr. und 6 Zwiebeln 1 Rthlr. Was war aber dabei zu thun, als mich wieder in Geduld fassen! –

Eines Tages meldet man mir einen General; ich nehme ihn an, und er fragt mich unter andern, ob ich mit meinem Logis zufrieden sey. Mein Herz war zu voll von Dankbarkeit für alles mir erwiesene Gute, als das ich mich nicht weitläufig darüber ausgelassen hätte; und ich äusserte zuletzt den Wunsch, meinen edlen und mit so vieler Delicatesse verfahrenen Wohlthäter kennen zu lernen. Er lächelte, und indem tritt mein Mann herein, und sagt mir; – Das ist der Mann, der uns so viel Güte erweist! – Ich war so froh, ihn zu sehn, daß ich nicht Worte finden lernte, meine Empfindungen auszudrücken, worüber der Mann sehr gerührt war; ich habe unverändert von ihm die größten Beweise seiner Freundschaft erhalten. –

Das Landhaus des Generals Clinton, wo wir hingingen, war eine Stunde von der Stadt. Das Gut war hübsch, so wie das Haus

selbst; nur daß dieses letztere mehr für den Sommer eingerichtet war, und wir also, da wir im Monat December hinkamen, sehr von der Kälte litten. Die Inoculation ging jedoch ganz gut von statten. Wie sie vollendet war, und wir nunmehr keine Pocken-ansteckung mehr zu befürchten hatten, so schickten wir uns zur Rückkehr nach der Stadt an, und sandten unsern Koch und unsere übrigen Leute voraus, um zu unsrer Ankunft, welche den folgenden Tag sehn sollte, alles einzurichten. Aber die Nacht hatten wir einen so entsetzlichen Sturm, daß wir glaubten, das ganze Haus würde einstürzen, wie denn auch wirklich eine ganze Ballustrade mit einem gräulichen Geprassel herabfiel; und als wir den andern Morgen aufstanden, sahen wir daß es uns, wegen einen 4 bis 5 Fuß hoch liegenden Schnees, der die Nacht gefallen war, und den der Sturm an einigen Orten bis 8 Fuß tief zusammengewehet hatte, ganz ohnmöglich seyn würde, ohne Schlitten fortzukommen. Ich suchte also alles was ich nur austreiben konnte, zu unserm Mittagsessen zusammen. Ein altes Huhn, das vergessen worden war, diente uns zur Suppe, und einige Erdtoffeln, so der Gärtner uns überließ, machten mit gesalzenem Fleisch, welches noch von den Vorräthen übrig geblieben, für mehr als 14 Personen die wir noch da waren, das ganze übrige Mittagsessen aus.

Wie ich Nachmittags voller Kummer am Fenster stand, und nachdachte wie wir noch fortkommen würden, sahe ich unsern Koch angeritten kommen. Voller Freuden drehe ich mich um, der übrigen Gesellschaft dieses anzukündigen; wie ich wieder heraussehe, ist vom Koch nichts mehr zu sehn noch zu hören. Voller Schrecken, über sein Verschwinden, laufen die Herren gleich hinaus, und finden ihn mit sammt seinem Pferde ganz im Schnee versunken, wo er ohne ihre Hülfe nicht herausgekommen, und vielleicht gar umgekommen wäre. Unsere Leute waren unruhig geworden das; wir nicht ankamen; und da sie wußten, daß es uns an allem fehlte, so brachte uns der Koch einige

Lebensmittel, die unser Abendessen ausmachten; es war ohnmöglich im Wagen nach der Stadt zu kommen.

Am Morgen des andern Tages brachte uns der Capitän Willoe zwei große Schlitten, in die wir uns setzten, wobei ich nicht ohne Besorgniß wegen der Kinder war, denen die Pocken noch nicht ganz abgetrocknet waren, indem wir eine erschreckliche Kälte hatten. Es that innen aber gar nichts. – Während der Inoculation hatte Caroline ihren Stickhusten verloren; er fand sich aber gleich nachher wieder ein, und währte noch ein ganzes Jahr. –

Bei unserer Zurückkunft nach New-York fand ich zu meiner großen Verwunderung unsere neue Wohnung ganz mit Mahagoni-Meubeln versehen. Ich erschrak über die Unkosten die das verursachen würde; Capitän Willoe berichtete mir aber, daß alles auf Kosten des Gouverneurs angeschafft worden wäre; und der Commandant General Patterson sich glücklich geschätzt hätte, dadurch das Zutrauen zu erfüllen, welches ich in die englische Nation gesetzt habe. Ich hatte ihm nämlich, als er mit mir von der Einrichtung unsers Hauses sprach, versichert; daß ich mich hierin ganz auf die Engländer verliesse, von denen mir bisher lauter Güte und Höflichkeit erwiesen worden, und das feste Zutrauen zu denselben hätte, das da sie uns hätten kommen lassen, sie auch stets gut gegen uns seyn würden.

Man überhäufte uns mit Ehren- und Freundschaftsbezeugungen, welches wir größtentheils dem Generals Phillips zu verdanken hatten, der dort sehr beliebt, und so sehr unser Freund war, daß er erklärt hatte, daß das, was man für uns thun würde, ihm mehr schmeicheln würde als wenn man es ihm selbst thäte. Auch habe ich das Glück gehabt, in der Folge daselbst viele Freunde zu bekommen.

Als das Geburtsfest der Königin von England herannahete, (welches zwar eigentlich auf den Sommer falle, jedoch aber im Winter gefeiert wird, um, da des Königs Geburtstag auch im

Sommer ist, den Kaufleuten mehr Verdienst zu verschaffen; indem jeder an diesen Tagen in einem ganz neuen Galla-Kleide bei Hofe erscheint;) so wollte man, wie gewöhnlich, diesen Tag durch eine große Fete feyern; und da man mir, theils dem General Phillips zu gefallen, der es wünschte, theils auch um mir meine viele erlittenen Leiden vergessen zu machen, gerne eine Ehre erzeugen wollte; so wollte man, daß ich die Königin des Balls seyn sollte. Um dieses bewerkstelligen zu können, beredete man die Gemahlinn des Adjutanten des Generals Cornwallis, der man als Myladi den Rang über mich hätte geben müssen, zu Hause zu bleiben, weil sie ihrer Niederkunft nahe war. Als nun der große Tag da war, so versammelten sich alle Damen bei dem General Thryon, wo ich mit allem Pomp empfangen wurde. Der General stellte mich allen Damen vor, worunter einige waren, die mich wegen der Ehre, die man mir erwies, scheel ansahen. Ich erklärte aber gleich, daß ich diese Distinction nur für diesen Tag annähme, da man mir die Ehre hätte erweisen wollen, mich die Königin repräsentiren zu lassen, und daß ich künftig einer jeden Dame, die älter wäre als ich, im Range nachstehn würde. – Da es nun viele darunter gab, die älter waren, und manchen meine Erklärung schmeichelte, so erheiterten sich bald die Gesichter, und ich war bald auf einem guten Fuß mit ihnen.

Um 6 Uhr mußte ich mich mit den Generalen Thryon und Patterson in den Wagen setzen, um nach dem Ball zu fahren, wo wir mit Pauken und Trompeten empfangen wurden.

Ich wollte, da ich hoch schwanger war, nicht tanzen, mußte mich aber doch bequemen, den Ball, mit einem der Generale, durch eine Ehren-Menuett zu eröffnen. Sowohl meine Umstände als meine Schüchternheit verursachten, daß, wie ich selbst empfand, ich mich nichts weniger als gut dabei nahm; um mir aber Muth zu machen, fand man, daß es so gut ging, daß ich noch einmahl, und endlich sogar englische Tänze tanzen mußte.

—

Beim Abendessen mußte ich, da ich die Königin vorstellte, unter einem Thronhimmel sitzen und den ersten Toast (Gesundheit) ausbringen. Ich war zwar über alle Freundschaft die man mir erwies; sehr gerührt, dabei aber äußerst ermüdet; dennoch wollte ich gern, um meine Dankbarkeit zu bezeigen, so lange als möglich aushalten, und blieb bis um 2 Uhr Morgens. – So wurde ich nicht allein diesen Tag, sondern die ganze Zeit unsers dortigen Aufenthalts mit Güte überhäuft; und brachte den Nest des Winters sehr angenehm zu, nur daß wir viel von der Kälte auszustehn hatten; da der Commissär nicht Holz genug hatte hauen lassen, weil er, um die Kosten zu erübrigen, diese Arbeit von seinem Negersclaven hatten wollen verrichten lassen. Nun war der Winter früher als gewöhnlich gekommen, und man konnte, da der Fluß halb zugefroren war, weder auf Kähnen noch auf Schlitten Holz angefahren bekommen, so daß die Garnison Mangel an Feuerung litt. – Wir bekamen wohl unsere Zettel, was half's aber, denn es war kein Holz da; und wir mußten oft für den Sonnabend und Sonntag bei dem General Thryon Holz borgen, welches wir dann den Montag, wenn wir welches bekamen, wiedererstatteten. Die Kälte war so grimmig, daß ich öfters die Kinder sich zu Bette legen ließ, um sich zu erwärmen, und dass Holz oft nicht für Geld zu haben, und wenn etwas zu kaufen war, so kam die Klafter bis auf 10 Pf. zu stehen. Ich habe selbst eine Klobe mit 1 Piaster bezahlen sehn, welches so viel als ein Laubthaler bei uns ist; die Armen brannten daher Speck, um sich die Hände zu wärmen und dabei zu kochen.

Eines Tages war ich bei der Myladi, der Gemahlinn des Adjutanten des Generals Cornwallis, die niedergekommen war, und klagte bitterlich über diese Holznoth; worauf sie mir versprach Kohlen zu schicken, die ich ihr nach meiner Bequemlichkeit wiedergeben könnte. Ich zeigte solche Freude darüber, daß ein eben auch bei der Myladi befindlicher Major Namens Browns, der beim Commissariate war und mich schon

vorher mit sehr vieler Theilnehmung über unsere Holzverlegenheit befragt hatte, ganz gerührt fortging. —

Den andern Tag sahe ich als ich eben zum Fenster hinauskukte, vier Wagen voll großer abgehauener Baume, wovon jeder Wagen wohl an 2 Klafter Holz enthielt, in der Straße stille halten. Ich ging in die Stube wo der Pastor Mylius mit den Kindern vor dem Kamin saß, in welchem eben die letzte Klobe Holz brannten, und sagte ihm: Nie bin ich neidisch gewesen, aber jetzt möchte mich die Noth und der Kummer, die armen Kinder so leiden zu sehn, dazu bringen; denn da bekömmst einer just neben uns vier Wagen voll Holz. Wie glücklich würde ich seyn, wenn ich nur einen davon hätte! — Kaum hatte ich's ausgesprochen, so bringt mir ein Bedienter ein Compliment vom Major Browns, daß er uns dieses Holz schickte und uns ersuchen ließ, wenn es uns wiederum daran fehlen sollte, nur zu ihm zu schicken. Man denke sich meine Freude und meine Begierde diesem unserm Schutzengel zu danken. Ich hatte kaum sein Gesicht sehn können, da die Wochenstube der Myladi finster war. Eines Tages war ich auf einem Ball, wo er auch seyn sollte. Man hatte mir ihn als einen Mann mit einer sehr ausgezeichneten Stumpfnase beschrieben; nach einer solchen sahe ich mich also sehr um, mußte aber lange suchen, weil der brave Mann mir immer auswich, damit ich ihm nicht danken sollte. Endlich fand ich ihn aber doch, und dankte ihm recht herzlich. Er sagte mir, daß er bis dahin nichts von unserer Verlegenheit gewußt, als er sie aber aus meiner Erzählung erfahren, so hätte er die ganze Nacht für Ungeduld nicht ruhig schlafen können, ob auch seine deshalb gemachten Verfügungen geschwind genug ausgeführt werden mögten. Er hatte nämlich Befehl gegeben, daß man Bäume aus der großen Allee vor der Stadt hauen sollte; denn wenn man ihm auch hätte einwenden wollen, daß es schade wäre, so hätte er es doch für besser gehalten, einige Bäume zu entbehren, als die Familie eines Generals, der mit so vielem Eifer gedienet, Mangel leiden zu lassen; und wir sollten

uns nur in allen Stücken, wo es uns an etwas fehlen würde, was vom Commissariate abhinge, an ihn adressiren. Diese Bekanntschaft war uns von großem Nutzen. Mein Mann bekam viel Lebensmittel geliefert; Waitzenmehl, das wir theils zu Brode, theils zur Küche brauchten, und gesalzenes Fleisch, welches uns aber ganz unnütz war, weil wir mehr bekamen als wir verzehren konnten, und es oft ungenießbar war, so daß ich es verschenkte um es, nur los zu werden, besonders da unsere Leute auch dergleichen geliefert erhielten. Nun rieth uns der Major dasselbe, wie es die andern Generale auch machten, gegen Kisten voll Talglichter und Lichte, von Sperma-ceti (Wallrath) welche besser brennen und schöner sind als Wachslichter, und Butter zu vertauschen; welches sie gerne thaten, da sie die Soldaten mit Fleisch versorgen mußten, und wobei wir viel ersparten. Es fehlte uns nun nicht mehr an Holz, denn man schlug alte unbrauchbare Schiffe auseinander um uns mit Holz zu versehen, und wir bekamen seit der Zeit wöchentlich 2 Klafter Holz. —

Einige Zeit vor meiner Niederkunft hatte ich einen großen Schrecken. Einer unserer Leute brachte mir etwas, und ich bemerkte, daß er die Augen ganz verdrehet hatte und kaum sprechen konnte. Ich erschrak und wollte fortlaufen; er aber läuft mir vor, fällt, schlägt im Fallen die Thüre zu, und bekömmt darauf das schwere Gebrechen. Da er nun so vor der Thüre lag, und ich nicht hinaus konnte, so fange ich an zu rufen und zu schreien; man will herein, aber das Schloß war übergesprungen, und die Thüre muß erbrochen, und dann der arme Mensch erst etwas auf der Seite geschoben werden, um nur Platz zu bekommen; und endlich mußte ich gar über ihn hinwegsteigen um hinauszukommen, indem er fürchterlich die Zahne knirschte und um sich schlug. — Ich war aber seit geraumer Zeit an so viel traurige und schreckliche Anblicke gewöhnt, daß mir dieser glücklicherweise in meinen Umständen keinen Schaden that. —

Zu Anfang des Monaths März 1780, kam ein alter Bekannter von uns nach New-York, der hessische General L o o s , der mich noch in meiner Jugend gekannt hatte. „Ei, sagte er, wie er mich von oben bis unten betrachtet hatte, wo ist die schlanke Taille, der schöne Teint, und die hübsche weiße Hand geblieben? das ist fort, dagegen aber haben Sie viel Länder gesehn, und wenn Sie wieder nach Hause kommen, wird man sich dies und jenes von Ihnen erzählen lassen; und einen Augenblick darnach wird Ihre Erzählung, den Damen die Sie erst darnach gefragt, vielleicht aus Neid Langeweile machen; sie werden mit ihren Fächern spielen und sagen: Die Frau weiß von nichts als von Amerika zu sprechen“. – Da ich ihn schon dafür kannte, daß es sehr seine Sache war einem Wahrheiten im Spaß zu sagen; so erwiderte ich, daß ich ihm für die Warnung danke, und mich nun für die Schwachheit hüten würde, immer von dieser Reise zu sprechen, in welchen Fehler ich sonst leicht hätte fallen können, Dagegen riethe ich ihm meinerseits, sich auch dafür zu hüten, mit andern Frauen so über die Vergänglichkeit ihrer Reize zu sprechen, als er mit mir gethan, indem er manche finden möchte, die es nicht so gerne hören würden.

Den Tag darauf, welches der 7. März war, kam ich mit einer Tochter nieder. Mein Mann wünschte sehr einen Sohn, aber die Kleine war so hübsch, daß wir uns trösteten, daß es kein Junge war. Diesem hatten wir den Nahmen Americus bestimmt gehabt, welcher nun für die Kleine in America umgeändert ward. Mit der Taufe gings so eilig, weil General Phillips (welcher mit dem hessischen General Kuyphausen und dem Obersten Wurmb die einzigen Taufzeugen waren) auf eine kleine Expedition fort mußte, daß der Nahme America darüber vergessen wurde, und im Kirchenbuche nachgetragen werden mußte. Denselben Tag überfiel meine älteste Tochter eine gefährliche Krankheit, die den Nahmen hat Asthma infantile, und einige Tage darauf ward meine dritte Tochter auch sehr trank, und so lag ich im Wochenbette zwischen zweien meiner Kinder der die

fast sterbend waren; wenn aber auch gleich mein Herz alles Leiden, noch wie immer tief empfand, so war doch mein Körper nunmehr abgehärtet, und ich hielt alles gut aus, ob es gleich in den ersten Tagen meiner Wochen war. – Sechs Wochen hernach beredete mich mein Mann auf ein Diner zu gehn, welches General Tryon gab; dieses war unter ihnen verabredet, denn während der Zeit ließ mein Mann das Kind von einem englischen Doktor inoculiren, weil die Pocken so sehr in der Stadt grassirten. Er hatte es deshalb ohne mein Wissen gethan, um mir die Angst zu ersparen; und es wäre ihm auch geglückt, wenn ihn seine väterliche Unruhe nicht verrathen hätte. Denn er kam alle Augenblick nach dem Kinde zu sehn, und sagte bald: Ach wie blaß ist sie! oder: Sie ist gewiß krank; so daß ich endlich über alle diese Fragen verwundert, ihm sagte: er müsse gewiß Ursachen haben so unruhig zu seyn, und fragte ob er sie etwa hätte inoculiren lassen? zugleich streife ich die Ärmel zurück und sehe wirklich zwei Punkte an jedem Arm. Ich muß bekennen, daß es mir im Augenblick eine starke Alteration machte; doch billigte ich die gute Absicht meines Mannes. Die Kleine wurde so schlecht, daß wir fürchteten sie zu verlieren. Mein armer Mann war darüber untröstlich, weil er sich als Ursache davon anklagte, und ich hatte genug zu thun seinen Muth zu erhalten. Gottlob aber es ging alles gut. Einem Lord, der es uns nachmachen wollte, gelang es nicht, sondern er war so unglücklich sein Kind zu verlieren.

Den ganzen Winter hindurch waren die Generale Phillips, Tryon und Patterson unsere beständigen Freunde und Gäste gewesen, und alle Woche gaben wir ein Männer-Diner. Das war alles was wir leisten konnten, wegen der ungeheuren Theuerung die in der Stadt war. – Am Ende des Winters reiste General Tryon nach England, und schickte mir vor seiner Abreise, ohne mein Wissen, prächtige Meublen, Teppiche und Gardinen und eine seidene Tapete für ein ganzes Zimmer, in's Haus. Nie werde ich die vielen Beweise der Freundschaft vergessen, die

ich fast von einem jeden dieser vortreflichen Nation schalten habe, und stets wird es mir ein Vergnügen seyn, Engländern nützlich seyn zu können, da ich an mir selbst so sehr erfahren, wie wohl es einem thut, in der Fremde gut aufgenommen zu werden.

Zu dieser Zeit fing unsere Verbindung mit unserm vortreflichen Freund, dem General Clinton an, welcher General en Chef der englischen Armeen in den südlichen Provinzen von Nordamerika war. So wie mit jedem Engländer, hielt es erst schwer, mit ihm in genauere Bekanntschaft zu kommen. Sein erster Besuch bei uns war en Ceremonie, als General en Chef mit seinem ganzen Gefolge. Da sein Umgang und seine Unterhaltung angenehm war, so sagte ich seinem Freunde, dem General Philipps, daß ich bedauerte, daß er uns mit so viel Ceremonie begegnete, und ein freundschaftlicher Umgang unsern Gefühlen angemessener seyn würde. Hernachmahls bot er uns sein Landhaus an, um den Sommer da zuzubringen; welches wir mit vielem Vergnügen annahmen. Es war herrlich. Die schönste Lage, Obstgärten und Wiesen; der Hudsonsfluß floß unten am Hause vorbei. Alles war daselbst zu unserm Befehl: Früchte vom feinsten Geschmack, die wir nicht alle aufessen konnten. Unsere Leute aßen Pfirsichen in Ueberfluß, und unsere Pferde, die unter Obstbäumen weideten, fraßen sogar von den Bäumen, und verschmäheten das Obst so abgefallen war und unten lag; welches wir dann alle Abend auflesen ließen und Schweine damit mästeten. Es wird unglaublich scheinen, daß wir ganzer 6 Schweine bloß damit fett machten, deren Fleisch davon trefflich wurde, nur war das Fett etwas weich. – Die Pfirsich- und Aprikosenbäume werden dort wie andere, und niemahls an Spalieren gezogen, und haben dicke Stämme wie andere ganz gewöhnliche Bäume.

Nicht weit von uns war the Hell-Gates (die Höllenpforten), eine gefährliche Brandung für die Schiffe die dort auf dem

Flüsse fuhren. Wir sahen oft Schiffe in Gefahr, aber nur ein einziges scheiterte und wurde zertrümmert, während wir daselbst waren. —

General Clinton kam oft uns daselbst zu besuchen, aber im Jagdkleide, und nur von einem einzigen Adjudanten begleitet, und sagte uns: Ich weiß, Sie sehn mich lieber als Freund, und da ich eben so denke, so sollen Sie mich stets als einen solchen sehn. — Das letzte mahl da er zu uns kam, hatte er den unglücklichen, so bekannt gewordenen Major André bei sich, der den Tag darauf auf die fatale Expedition ging, wo er von den Amerikanern gefangen und hernach als Spion gehängt wurde. Es war sehr traurig, daß dieser vortreffliche junge Mann das Opfer seines Dienstefers und seines guten Herzens wurde, aus welchem er sich einem solchen mißlichen Auftrage, anstatt eines andern zu ältlichen und zu kenntlichen Officiers, unterzog, an den eigentlich die Reihe dazu war, und den er dadurch von der Lebensgefahr, welcher derselbe aus dem Grunde mehr ausgesetzt war, retten wollte.

Wir brachten unsere Zeit auf die angenehmste Art zu; unsere Ruhe ward aber durch die bösen Fieber unterbrochen, die in New-York grassirten, wovon in unserer Familie allein 20 befallen wurden, und 8 in Gefahr kamen; unter diesen Achten war mein Mann und meine Tochter Gustchen. Man stelle sich dabei meinen Kummer und meine Besorgnisse vor! Tag und Nacht that ich nichts als meine Pflege unter meinen Mann und meine Tochter zu theilen. Ersterer war so schlecht, daß wir oft glaubten, daß er den Tag nicht überleben würde, und Gustchen hatte solche heftige Fieberzufälle, daß sie mich, wenn sie den Fieberfrost bekam, bat, mich auf sie zu legen; da sie mich dann, ob sie gleich nur neun Jahr alt war, mit samt ihrem Bette, ganz durchschüttelte. In solchem Frost geschah es gewöhnlich, daß der Fieberkranke starb, und alle Tage kam man, mir zu erzählen, daß wiederum 50 bis 60 Personen begraben worden wären, welches mir freilich den Muth nicht heben konnte. Auch die Hitze

in diesen Fiebern war so erschrecklich, daß der Puls in einer Minute 135mahl schlug. Alle unsere Leute waren krank, mithin war ich genöthigt alles zu thun. Ich säugte meine kleine Amerika, und hatte weder Zeit noch Lust, wegen der Pflege meiner Kranken, mich anders zu Bette zu legen als während ich ihr die Brust gab. Dann legte ich mich aufs Bette und schlief dabei ein. Des Nachts war ich oft beschäftigt für meine Kranken Limonade, von Wermuthsalz mit Citronensaft und Zucker mit Wasser vermischt, zu machen; wobei ich in Zeit von 14 Tagen zwei Kisten voll Citronen, jede von 500 Stück verbrauchte; denn alle bekamen davon.

Wir waren eines Tages in der ungeduldigsten Erwartung des Arztes von New-York. Mein Mann bekam einen so starken Durchfall und ein so anhaltendes Erbrechen, und ward so schlecht, daß uns allen der Muth entfiel. Er schief immer, und wenn ich ihm Sagowasser geben wollte, weil mir empfohlen war, ihn viel trinken zu lassen, so bat er mich flehentlich daß ich ihn doch in Ruhe sterben lassen sollte; denn er könnte es nicht mehr aushalten. In diesem Augenblick kam der Arzt, und ich drang in ihn, mir aufrichtig zu sagen, ob er noch einige Hoffnung hätte; er versicherte mir: – Ja! – Auf diesen tröstlichen Ausspruch sprangen unsere drei ältesten Kinder, die wir gar nicht bemerkt hatten, weil sie sich vor Angst, daß das Urtheil des Doctors schlimm ausfallen mögte, unter den Tisch versteckt und die Ohren zugehalten, als sie die gute Nachricht auf meinem Gesichte lasen, plötzlich hervor, warfen sich zu seinen Füßen und küßten ihm die Hände, welches jeden der es mit ansahe innigst bewegte, und den Doctor, welcher ein sehr gefühlvoller Mann war, bis zu Thränen rührte. Er war vorher schon sehr pünktlich gekommen, aber nun verdoppelte er seine Bemühungen, und richtete es so ein, daß er alle Tage bei uns aß, um, da er so viele Patienten hatte, keine Zeit zu verlieren. Er empfahl mir sehr den Trank von Sagopulver. Erstlich blieb derselbe drei

Minuten, dann fünf, und endlich eine Viertelstunde bei ihm, zuletzt gar eine halbe Stunde. Ich hatte immer die Uhr in der Hand, und war außer mir vor Freuden, die auch jedermann mit mir theilte. Der Pastor Mylius und unser treuer Jäger Rockel, die gesund geblieben waren, wachten immer eine Nacht um die andere mit mir. Von 30 Personen die wir waren, blieben nur 10 gesund; Koch, Küchenmagd, und so weiter, wurden alle krank, und konnten nur abwechselnd an ihren guten Tagen Dienste thun; und dabei hatten wir die entsetzlichste Hitze. Es ist zu verwundern was der Mensch ertragen kann, und was ich alles ertragen habe; aber ich war gesund, und mit einer glücklichen heitern Gemüthsart begabt, die mich jeden Augenblick des Trostes mit Lebhaftigkeit, und der herzlichsten Freude empfinden ließ. Freilich, glaube ich, untergraben dergleichen Leidens-epochen nach und nach die Gesundheit, jedoch macht mich dabei der Gedanke froh, daß ich habe nützlich seyn können, und daß ich ohne meine Bemühungen vielleicht die mir so lieben Gegenstände nicht mehr haben würde, die mich jezt so sehr glücklich machen. —

Endlich ward alles wieder bei uns gesund, und nicht einer starb, welches mir meine Bemühungen reichlich lohnte. Wir blieben den ganzen Sommer 1780 auf diesem allerliebsten Landgute; zwei Miß Robinsons kamen unsere Einsamkeit zu theilen, und erheiterten unsere Gesellschaft. Sie blieben bei uns bis 14 Tage vor unserer Zurückkunft nach der Stadt, wo die Nachricht der Ankunft neuer Moden, mit den Schiffen aus England, sie alsdann wieder hinzog. Als wir wieder nach der Stadt kamen, so erkannte ich sie kaum in der besondern und wirklich lächerlichen Tracht, die eine sehr hübsche aus England kommende Frau, ihnen so wie den übrigen Neu-Yorker Damen, aufgeheftet hatte. —

Diese Dame war schwanger, und wollte noch nicht darnach aussehen hatte ihnen also weiß gemacht, daß man in England Schnürleiber trüge, die in der Mitte gebrochen wären, wodurch

die Spitze in die Höhe kam; und Fischbeinröcke als Tonnenreifen, und sehr kurze Röcke mit gebundenen Bändern; welches man ihr alles aufs Wort glaubte und nachtrug. –

Wir wurden bei unserer Zurückkunft nach New-York aufs freundschaftlichste empfangen, und man wetteiferte, uns den Winter auf die angenehmste Art zubringen zu lassen. Mein Mann, General Phillips und ihre beiderseitigen Adjutanten wurden endlich, im Herbst 1780 ausgewechselt, die übrigen bei Saratoga gefangenen Truppen aber nicht.

General Clinton, theils aus Freundschaft gegen meinen Mann, theils auch aus Ergebenheit gegen unsern jetzigen Herzog, wollte meinen Mann gerne und auch mit Avantage in Thätigkeit setzen; er ernannte ihn also, nach dem Recht welches englische Generale en Chef bei ihrer unterhabenden Armee haben, zum Generallieutenant bei seiner Armee, und gab ihm noch dazu das damit verbundene englische Traktement; welches uns bei der Theuerung, wobei wir kaum bestehen konnten, sehr zu statten kam. Zugleich gab er ihm das Commando auf Long-Island, welche Insel New-York gegenüber und nur durch eine Meerenge, die der Ost-River genannt wird, davon getrennt ist. Ich konnte ihm im Winter noch nicht gleich dahin folgen, da das Haus, in welchem er sein Quartier hatte, für mich nicht bewohnbar war, weil nur wenige Stuben darinn geheizt werden konnten. Mein Mann reisete also ab und zu, welches während des Winters gut anging, weil alles ruhig war. Er hatte den Herbst zuvor, ehe er diesen Posten erhalten hatte, wieder einen starken Rückfall seiner Krankheit gehabt, indem er sich in Seewasser gebadet, und dabei, da er erhitzt gewesen, vermuthlich verkältet hatte. Er ward auf einmal ganz steif und konnte nicht sprechen; und ohne seinen Freund, den Obristen Wurmb, der glücklicherweise in seiner Stube war, wäre es vielleicht mit ihm aus gewesen. Der Doktor ließ ihn gleich zur Ader und stark reiben, und Gott schenkte ihn mir abermahls wieder; aber seine Krämpfe, Beklemmungen, Kopfschmerzen und

Schlaflosigkeit nahmen zu; und alle Aerzte waren der Meinung, das ihm das Clima gänzlich zuwider wäre, und er nie Besserung hoffen dürfe, so lange er in diesen südlichen Provinzen von Nordamerika bliebe. Doch war nichts dabei zu thun, mein Mann konnte nicht daran denken Urlaub zu nehmen, und mußte auf seinem Posten bleiben.

Im Frühjahr 1781, ließ ich mich nun auch in Long-Island nieder, wo wir, obgleich ziemlich einsam, doch ganz gut gelebt haben würden, wenn wir daselbst hätten ruhig sehn können; aber als der Fluß nicht mehr zugefroren war; machten die Amerikaner allerhand Versuche Gefangene zu machen, holten den Major Maybaum aus seinem Bette heraus, und wir wußten, daß sie es auch auf meinen Mann gemünzt hatten, da unser Haus ganz isolirt und nahe am Ufer stand; so, daß wenn sie die Wache überrumpelten, sie ihn hätten wegführen können, ohne daß es sonst jemand gewahr worden wäre. Daher ward er alle Nächte, durch den geringsten Lärmen sogleich in Bewegung gesetzt, und verlor darüber den Schlaf. Auch ich hatte mich dadurch so sehr ans Wachen gewohnt, daß mich oft der Tag überraschte, und ich dann nur einige Stunden schlief; denn nur zu der Zeit, wenn mein Mann glaubte daß ich wach war, schlief er ein; so schrecklich war ihm der Gedanke, noch einmahl gefangen zu werden. Wir hatten aus unserm Hause eine prächtige Aussicht. Alle Abend sahe ich aus meinem Fenster die Stadt New-York ganz erleuchtet, und den Widerschein davon in dem Fluß, da die Stadt dicht am Ufer desselben erbauet ist. Auch hörten wir in derselben die Trommeln schlagen, und wenn alles recht stille war, sogar das Anrufen der Runde. Wir hatten unser eigenes Boot, und konnten damit in einer guten Viertelstunde in New-York seyn.

Eines Tages sahe ich aus einem Fenster meiner Stube eine Flotte von 35 Schiffen mit ausgespannten Segeln ankommen, und aus einer andern hernach diese Schiffe zwischen uns und

der Stadt sich vor Anker legen. – Mein Mann hatte viele Engländer unter seinem Befehl, unter andern die leichten Dragoner. Obgleich die englischen Truppen stolz, und wie man sagt, schwer zu regieren sind, so liebten sie doch meinen Mann, und waren mit ihm zufrieden. –

Als die englischen Officiere einstmahls bei uns zu Mittag aßen, sagte ihnen mein Mann, daß er sie nach ihrem Lager zurückbegleiten würde, worauf sie mich sehr höflich baten, mitzukommen.

Ich setzte mich also in den Wagen und kam noch vor ihnen an. Ich glaube aber, daß sie vorher davon hatten Nachricht geben lassen, denn ein Officier kam zu meiner großen Verlegenheit, und ersuchte mich auszusteigen, und die Linie mit ihm hinunter zu gehn; wo mir dann alle militärische Ehrenbezeugungen gemacht, und sogar das Spiel gerührt wurde, welches mich äußerst verlegen machte. Ich sagte dem Officier, daß mir dieses nicht zukäme und wir deutsche Frauen an so etwas nicht gewöhnt wären, er antwortete mir aber sehr höflich daß ihr ganzes Corps die Frau eines Generals, der sie so gut commandirte, nicht genug ehren könnte; und daß überdieß noch alle dessen stets eingedenk seyn würden, was ich für ihre Cameraden bei Saratoga gethan. – Ohnerachtet alles dieses sehr schmeichelhaft und mutheinflößend war; so ersahe ich mir doch den ersten günstigen Augenblick, um wieder fortzukommen.

Ich sahe während unsers Aufenthalts allda öfters Leute, die man bis an den Hals in die Erde gegraben hatte, und auf diese Art vom Scorbut kurirte.

Wir hatten das Hospital da, in welchem viele blessirte und invalide Matrosen lagen. Diese guten Leute antworteten, wenn man ihr Schicksal beklagte: „Wir haben für unsern König gestritten, und sind zufrieden, und wenn wir erst in Chelsea seyn werden, so sind wir belohnet genug!“ – Dieses ist ein vortreffliches Hospital für Seeleute, bei London; wo sie aufs Beste beköstigt, gekleidet und gepflegt werden. –

Um diese Zeit ward der General Phillips auf eine Expedition nach Carolina geschickt, welche Trennung aus beiden Seiten schmerzlich war. Wir sahen diesen vortrefflichen Freund nicht wieder, denn er starb daselbst an einem hitzigen Fieber, welches er sich durch eine Verkältung zugezogen hatte. Wir haben stets seinen Verlust bedauert. Er war ein sehr braver Mann, und ganz der Freund seiner Freunde.

Da es mit der Gesundheit meines Mannes sich gar nicht bessern wollte, und er überdies für den Theil seines Corps, welches in Canada zurückgeblieben war, seine Gegenwart nützlich und nöthig erachtete; so ließ sich endlich der General Clinton bewegen, ihn dahin zu schicken; ob er sich gleich ungern von einem Freunde trennte, den er so lieb hatte, welche Freundschaft sich hernach auch abwesend noch, bis zum Tode des gedachten Generals erhalten hat.

In der Ungewißheit, worin wir immer wegen unserer Abreise gewesen waren, hatte ich meine kleine Tochter Amerika nicht entwöhnen wollen, und sie ganzer 14 Monate gesäugt; endlich wurde sie so groß, daß ich befürchtete es nicht mehr aushalten zu können, und sie also Anfangs Mai entwöhnte. Ich bekam aber gleich darauf ein Uebel, welches mir viel mehr Beschwerlichkeit verursachte; nämlich einen Hautausschlag, den meist alle Leute, die einer guten Gesundheit genießen, in diesen warmen Clima bekommen. Man bekommt kleine Tüpfel über den ganzen Leib, die so jucken, daß man gar keine Ruhe dafür hat. Sie kommen mit der Hitze und vergehen mit der Kälte; übrigens befindet man sich wohl dabei.

Unsere Abreise ward auf den Monat Julii 1781 bestimmt. Ich hatte so lange immer meinen Holzzettel bekommen, und während unsers Aufenthalts auf Long-Island 30 Klafter erspart, die ich nun meinem vortrefflichen Major vom Commissariate wiedergeben wollte, der mir so treulich ausgeholfen hatte. Er wollte sie aber nicht annehmen, sondern bat mich, sie entweder zu verkaufen, oder unter die Armen zu vertheilen. „Ich kenne Sie,“

sagte der brave Mann, „Sie werden mehr Vergnügen finden, Elend damit zu lindern.“ Das war denn auch der Fall, und die Parthie, die mein Mann und ich dabei nahmen. Wir gaben 20 Klafter an eine sehr würdige royalistische Familie, die schon viel verloren hatte, und nachher noch auswandern mußte, und vertheilten die übrigen 10 Klafter unter andere Armen.

Als wir vor unserer Abreise unsere Meublen wieder abliefern wollten, wollte man sie nicht annehmen, und sagte uns, daß sie uns gehörten, und daß wir sie mit nach Canada nehmen sollten, wo es uns gewiß daran fehlen würde. Wir wollten aber von so vieler Güte keinen Mißbrauch machen, und schickten sie wieder zurück ins königliche Magazin, bis auf eine einzige englische Bettstelle, die wir zum Andenken behielten. Ich muß indessen aufrichtig bekennen, dass ich nachher ein wenig Reue darüber hatte, theils weil wir in Canada gar nicht das geringste fanden, und theils, weil dies schöne königliche Meuble-Magazin hernachmahls von den Amerikanern geplündert und verbrannt wurde. Endlich reisten wir ab, oder vielmehr schifften uns ein, denn wir blieben, noch länger als acht Tage, ohngefähr eine Stunde von New-York vor Anker liegen. Der General Clinton hatte dem Agent (Schifss-Agenten) den er sorgfältig zu unserer Begleitung ausgewählt, weil er ihn für einen thätigen und sachkundigen Mann hielt, ausdrücklich befohlen, unter den Schiffen, die abgehn sollten, ein recht bequemes auszusuchen, das zugleich ein guter Segler wäre, damit wir nicht Gefahr liefen, unterwegs aufgekapert zu werden. Hier gab es aber einen neuen Beweis, wie oft die Vorgesetzten betrogen werden; denn dieser Agent war ein fauler, grober und unwissender Mensch, der aus Faulheit sich gar nicht die Mühe gegeben hatte das Schiff zu besehen, oder der, wie oft geschah, sich durch den Schiffscapitän hatte bestechen lassen. Genug wir bekamen eins der kleinsten und schlechtesten Schiffe der ganzen Flotte, auf welchem wir oft Gefahr liefen, zurück zu bleiben, so daß uns der Capitän des zweiten convoyirenden Kriegs-Schiffes oft

bugsiren (das ist, am Tau schleppen) mußte. Zu diesem Behuf wurde vom bugsirenden Schiffe ein großes Tau heruntergelassen, und an das andere fest gemacht, und dieses so fortgeschleppt, welches sehr unangenehm und oft sogar gefährlich war, wenn eine Windstille eintrat, und dann die Schiffe aneinander stießen, oder wenn das Unglück gewollt hätte, daß wir einem feindlichen Schiffe begegnet, und wir dann das Gefecht hätten mit aushalten müssen. Ueberdem hatte unser Schiff zu wenig Leute, wobei wir Gefahr liefen, wenn ein plötzlicher Windstoß gekommen wäre, daß er uns umgeworfen, da wir wegen der wenigen Menschen nicht geschwind genug die Segel einziehn konnten, besonders da das Schiff leck war, und wir auch Leute bei den Pumpen anstellen mußten. Endlich war auch noch unser Schiff schlecht geladen, und lag zu sehr auf der einen Seite, so daß wir auf der See die leeren Tonnen mit Seewasser füllen mußten, um dem Schiffe das gehörige Gleichgewicht zu geben, da auch dieses eine sehr zu beobachtende Sache ist. Ueberdies alles war auch noch die Gesellschaft des vorerwähnten Agenten höchst unangenehm, welchen wir noch dazu frei halten und um uns haben mußten, wo er uns denn mit seinem Brummen und heulenden Gähnen (durch welches er alle Menschen aus dem Schlafe weckte, und uns selbst, ob wir gleich in einer andern Kammer waren;) sehr zur Last fiel. Im Augenblick unserer Abfahrt hatten wir noch einen großen Verdruß. Unsere guten Neger, Mann und Frau, und eine junge Verwandtin von ihnen, wurden von ihrem ersten Besitzer, dem sie als einem Rebellen genommen worden, unter dem Vorwande wiedergefordert, daß er wieder Royalist geworden; und derselbe brachte auch wirklich in demselben Augenblick, als das Signal zur Abfahrt gegeben wurde, einen Befehl, daß sie wieder ausgeliefert werden sollten. Da sie uns sehr zugethan waren, und der Mann überdies ein böser Herr gewesen, und sie schlecht gehalten hatte: so war der Schrecken und das Lamentiren dieser

armen Leute äußerst groß. Das junge Mädchen, Phillis genannt, fiel in Ohnmacht, und wollte, als sie wieder zu sich kam, gar nichts davon hören uns zu verlassen. Sie warf sich nieder vor meine Füße, hielt sie nun klammert, und man mußte sie mit Gewalt wegreißen. Mein Mann bot ihrem Herrn Geld; da er aber merkte, daß wir sie so gerne behalten wollten, so verlangte er für jeden 30 Guineen, welches mein Mann nicht geben wollte. Wenn es nicht im Augenblick der Abreise gewesen wäre, so glaube ich, daß wir sie noch erhalten hätten. Wir schenkten ihnen alle ihr Zeug, und auch noch die Matratzen die wir zur Reise für sie hatten machen lassen. Dadurch wurden sie noch mehr bewegt, und Phillis rief aus: „Wenn ich nicht sterbe, so komme ich wieder zu Ihnen, und sollte es am andern Ende der Welt sehn!“ Das gute Mädchen hat auch wirklich nachher 2 oder 3 Personen gebeten, sie mitzunehmen, und zu mir zu bringen, wobei sie immer hinzugesetzt; „Mylady will be very glad to pay my passage“ (Die gnädige Frau wird mit vielem Vergnügen die Kosten meiner Ueberfahrt bezahlen.) Sie hatte ganz recht, aber da keiner dessen versichert war, so wollte man sich nicht mit ihr beladen. Mein Mann hätte das Geld für diese bezahlt, aber ihr gewinnsüchtiger Herr wollte sie nicht vereinzeln, um uns dahin zu bringen, sie alle zu nehmen: dieses war aber für unsern Beutel zu stark. Es hat uns jedoch nachher gereuet, weil die weiblichen Dienstbothen in Canada schlecht und besonders schwer zu haben sind.

Den ersten Tag unserer Seereise verlor ich meinen Auschlag, welches mich sehr freuete; es hatte dieses aber leider einen bösen Einfluß auf meine folgende Lebenszeit; denn drei Tage darnach bekam ich solche heftige Kopf- und Zahnschmerzen, daß ich ausser Stande war, weder zu essen noch zu schlafen, und Tag und Nacht ausstand. Die Schärfe hatte sich auf die innern Theile geworfen, und meine Füße waren so kalt, daß man sie mit heißem Wasser nicht erwärmen konnte. Man gab mir Opium, welches mich zwar etwas schlummern, aber nicht

schlafen machte, weil meine Schmerzen zu heftig waren, und so litt ich während der ganzen Reise.

Wir hatten allerlei Zufälle auf dieser Reise; unter andern kam uns einmahl bei einer Windstille ein Schiff zu nahe, und gab uns starke Stöße, und wir mußten uns dasselbe mit Stangen abhalten. Ein andermal riß uns ein Schiff mit seinem Hintertheil unsern kleinen Abtritt weg, und es war ein Glück, daß eben niemand darauf war.

Eines Tages, als ein dicker Nebel fiel, glaubten wir Land zu sehn. Glücklicherweise wurde in diesem Augenblick der Nebel durch einen Windstoß plötzlich zertheilt, und dadurch wie ein Vorhang aufgezo- gen; da dann unser Schiffs-Capitän mit Schrecken bemerkte, daß wir an einem Ort, Nahmens Duskey-Bay, und dicht bei einem daselbst befindlichen gefährlichen Felsen waren, welcher nach seiner Gestalt Old Woman (alte Frau) genannt ist, und auch wirklich wie eine alte Frau aussieht die mit gebogenem Rücken und gebücktem Kopf da sitzt. Er rief sogleich dem Capitän des uns bugsirenden Kriegs-Schiffes zu, der diese Reise zum erstenmale machte, und die Gefahr also nicht kannte; und da sich zu gleicher Zeit glücklicherweise ein günstiger Wind erhob, so benutzte man denselben so gut, daß wir in weniger als einer Stunde aus dieser Bay herauskamen, welche ganz voller Felsen ist, und wo daher oft Schiffe scheiterten. Auf dieser Reise kamen wir nach Halifax in Neu-Schotland, und landeten daselbst. Wir wurden dort aufs Beste aufgenommen; der Gouverneur und seine Frau, beides lebenswürdige Leute, baten uns gleich zum Mittagsessen, und wir fanden bei ihnen recht artige Gesellschaft von 7 oder 8 Familien, die immer wechselsweise, eine bei der andern war. Sie zeigten uns den andern Tag sowohl die umliegende Gegend, als auch die Stadt, die mir sehr gut gefiel. Man lebt da ganz wohlfeil, und besonders ist der Seefisch dort sehr gut. Als eine Seltenheit wurde bemerkt, daß man damahls viel Hummers oder große Seekrebse fing, die vor der Revolution nicht da waren, und daß

diese zu der Zeit das feste Land von Nord-Amerika verließen und sich nach Neu-Schottland zogen; da man denn zum Scherz sagte, daß es gute Royalisten wären, und deshalb auch die englische Uniform (roth) trügen. Da ich die ganze Zeit her so sehr an meinen Zahnschmerzen gelitten, so entschloß ich mich, mir einen Zahn ausziehn zu lassen. Um aber meinem Mann und meinen Kindern alle Besorgniß und Unruhe zu ersparen, stand ich um 5 Uhr des Morgens auf, ließ unsern Chirurgus kommen, der für einen geschickten Mann in dergleichen Operationen galt, und ging in eine etwas entfernte Kammer, wo er mich auf die Erde setzen ließ, und mir mit einem garstigen groben Instrumente einen solchen Ruck gab, daß ich nun die Sache gethan glaubte, und meinen Zahn von ihm forderte. „Nur noch einen Augenblick Geduld,“ sagte er, und setzte wieder an und zog noch einmahl. Nun dachte ich doch endlich davon befreit zu seyn; aber keinesweges, sondern er hatte vielmehr einen gesunden Zahn gefaßt und angesetzt, ohne ihn herauszubringen. Ich war äusserst darüber entrüstet, und ob er mir gleich vorschlug, diesen und den kranken vollends auszuziehn: so konnte und wollte ich mich nicht ferner entschließen mich ihm anzuvertrauen, und habe lange Ursache gehabt, diesen Versuch zu bereuen; denn dieser ausgesetzte auf die Seite gerückte Zahn hat mich länger als 2 Jahre verhindert, die Zähne an einander zu bringen; und obendrein hat mich diese Geschichte so furchtsam gemacht, daß ich mich hernachmahls nie wieder zu solchen Operationen habe entschließen können.

Auf unserer noch übrigen Seefahrt hatten wir noch einige Stürme, und als wir schon im Fluß St. Laurent waren, den unangenehmen Zufall, zwei Anker zu verlieren. Man ankert in diesem Flusse alle Abend wegen der Ebbe. Unglücklicherweise war unser Anker auf einen Riff gekommen, welches, da wir Wind hatten, durch die beständige Bewegung des Schiffs, das Tau zerschnitten hatte. Man warf also einen zweiten Anker aus,

welcher aber gleiches Schicksal hatte. Wir hatten nur noch einen kleinen, und wenn wir den verloren hätten, so waren wir ein Spiel der Winde, so daß wir alle eine sehr üble Nacht zubetrachten. Dabei fehlte es uns an Lebensmitteln; ein Boot, welches wir ans Ufer schickten, brachte uns nur einige Hühner und Eier. Alles dieses bewog meinen Mann zu dem Entschluß, daß wir keine Nacht mehr auf dem Schiffe blieben; und demzufolge befahl er, den Abend, als man wieder ankerte, das große Boot herunterzulassen, und wir, nämlich mein Mann und ich, unsere Kinder, die beiden Adjutanten, meine Frauensleute und 2 Bedienten setzten uns hinein und fuhren ans Land. Wir kamen in ein hübsches Bauerhaus, wo man uns sehr freundschaftlich aufnahm. Der Schiffscapitän brachte uns selbst dahin mit unsern Lootsen. Einen solchen Lootsen bekommt man sogleich, wenn man eine Strecke im Fluß St. Laurent hinein ist; diese Leute werden gut bezahlt, und erhalten oft an 20 Guineen. Da die Schiffe alle assecurirt sind, so ist jeder Schiffscapitän auf seine Verantwortung verbunden, einen zu nehmen: dagegen ist aber auch der Capitän von aller Verantwortung frei, sobald der Lootse an Bord ist, und dieser, der alsdann die ganze Fahrt dirigirt, muß mit seinem Kopf für alle Gefahr stehn.

Mein Mann reiste mit einem Adjutanten schon denselben Abend weiter nach Quebec, und ich folgte ihm den andern Tag darauf, kam aber erst am dritten Tage daselbst an. Die Gegenden, die ich passirte, waren in der That mahlerisch. Jeder Einwohner hat ein gutes Haus, welches er Sorge trägt alle Jahr ab-zuputzen; dieses giebt ihnen ein sehr reinliches Ansehn, und macht sie weit in die Ferne scheinen. Da ihre Söhne, so bald sie heirathen, und auch die Schwiegersöhne sich neben den Eltern anbauen, so entstehen daraus sehr hübsche Ansiedelungen, weshalb sich diese Leute Habitans (Einsassen) und nicht Bauern nennen. Diese Wohnungen, wovon jede ihre dazu gehörigen Ställe, Baumgärten und Viehweiden um sich herum hat, liegen längs dem Flusse St. Laurent, und formiren eine sehr

mahlerische Ansicht; besonders wenn man zu Schiffe den Fluß herauf und herunter fährt. Bei jedem Hause ist auch eine Eisgrube, die man mit wenig Umständen macht; man gräbt nämlich ein Loch in die Erde, füttert es rund herum mit Brettern aus, und füllet es mit Eis und dann mit Wasser an, welches im Gefrieren alle Lücken ausfüllt, und alles so glatt wie eine Spiegelfläche macht. Ueber dasselbe legen die Einwohner ein recht reines Brett, auf welchen die zu erhaltende Sachen sind, wobei sie die größte Reinlichkeit beobachten, und besonders dafür sorgen, daß kein Stroh oder Heu hinein komme, welches, wie sie sagen, das Eis geschwinder schmelzen macht. Diese Eisgruben sind dort um desto unentbehrlicher, da ein jeder sein Vieh einschlachtet, welches er sonst, bei der großen Hitze, die daselbst im Sommer ist, nicht würde frisch erhalten können. Gewöhnlich sind gedachte Eisgruben in den Scheunen.

Die vorerwähnten Leute halten im Sommer viel Vieh, welches sie zu Anfang des Winters schlachten, und nach der Stadt zum Verkauf bringen. Das wenige Vieh, welches sie behalten, an Rindern, Hämmeln und Schweinen, jagen sie des Morgens in die Wälder, um sich Nahrung zu suchen, und geben ihnen nur des Abends ein Futter im Stall. Sie haben auch dort kleine Fische, welche kleine Stockfische genannt und unter dem Eise gefangen werden. Hierzu werden auf dem Eise große Löcher in einer Entfernung von 3 bis 400 Schritten von einander gemacht. In diese stecken sie die Netze, die mit starken Stricken an großen Balken festgemacht sind. Auf diese Art fangen sie zuweilen 5 bis 6 Schlitten voll; die Fische werfen sie aufs Eis, wo sie augenblicklich einfrieren, und so lange liegen bleiben, bis man ihrer benöthigt ist. Alsdann holen sie dieselben, thauen sie auf, thun sie gleich in den Kessel, und verzehren sie. Diese Fische schmecken besonders in Butter gebraten sehr gut.

Die Wohnungen sind sehr bequem, und man findet darin vornehmlich gute und reinliche Betten. Alle Eigenthümer haben Gardinen-Betten, und da ihre Wohnstuben sehr groß sind,

so haben sie ihre Betten darin stehen. Sie haben große Ofen, in welchen sie auch kochen. Ihre Suppen sind sehr kräftig, und meistens von Speck, frischem Fleisch und Gemüse, welches alles in einem Topf zusammen gekocht ist, und ihnen zugleich mit zum Zwischengericht dienet. Die Canadier bereiten sich ihren Zucker selbst aus dem Ahorn, der auch davon den Namen Zucker-Ahorn hat. Sie gehn im Frühjahr hinaus in den Wald, mit Kesseln und Töpfen, in welchen sie den Saft aufsammeln, den sie durch Einschnitte in die Baume erhalten. Diesen kochen sie ein, und nehmen dann das oberste davon ab, welches das feinste ist, und von ihnen besonders gebraucht wird. Der Ahornzucker hat nur den Fehler, daß er zu braun ist; sonst ist er recht gut, besonders für die Brust.

Die Eingebornen sind gastfrei und fröhlich, und singen und rauchen in einem weg. Die Frauen haben häufig Kröpfe. Sonst sind die Leute gesund und werden alt; und man sieht nicht selten steinalte Leute bei ihren Urenkeln wohnen, die die größte Sorge für sie tragen.

Es war in der Mitte des Monaths September 1781, als wir nach einer achtwöchentlichen Reise in Quebee ankamen, wo wir sehr freundschaftlich aufgenommen wurden. Mein Mann erwarb sich bald die Zuneigung des englischen General-Lieutenants Haldimand, welcher Gouverneur der Provinz und oberster Befehlshaber der Truppen in Canada war; ob man gleich denselben als einen Mann beschrieb, mit welchem schwer umzugehn, und dem niemand recht sey. Ich hatte das Vergnügen, nicht allein von ihm gut empfangen zu werden, sondern auch seine Freundschaft zu gewinnen, die sich auch erhielt, so lange er gelebt hat. Man wollte uns Mißtrauen gegen ihn einflößen, wir hörten aber keinen an, und gingen offenhertzig mit ihm um, welches er uns desto mehr Dank wußte, da er ein solches Benehmen dort wenig gewohnt war. Es waren große Veränderungen im Gouvernements-Hause gemacht worden, das vorher einer Barake ähnlich sah. Er hatte es auf englischen

Fuß meublirt und eingerichtet, und ob er gleich nur erst 5 Jahr da war, so waren doch seine Gärten schon voller trefflichen Früchte und fremder Gewächse, von welchen man nicht geglaubt hätte, daß sie in diesem Clima fortkommen könnten. Er hatte aber die Lage gegen die Sonne gut benutzt. Das Hans lag auf einer Anhöhe, und fast ganz zu oberst. Wir blieben vier Wochen in Quebec, während welcher Zeit der General Haldimand mit meinem Mann nach Sorell reiste, und ihm dort seinen Posten anwies. Er sagte ihm dabei sehr freundschaftlich, er beklage, daß wir dort schlecht wohnen würden, daß er aber, da es ein Posten wäre; worauf viel ankäme, keinen bessern als ihn dazu zu wählen wüßte. Da er nicht gleich ein Haus für uns dort bauen konnte, so kaufte er eins, das eben gebaut wurde, und von welchem nur erst die Mauern standen. Er gab aber Befehl, daß zu Weihnachten alles fertig seyn sollte, und bat uns, die Eintheilung der Stuben selbst anzugeben. Wir wohnten nach unserer Dahinkunft so lange bei einem beengten Einwohner. Unser Plan ward eingegeben, und zu unserer größten Verwunderung konnten wir in unserm neuen Hause schon den Christ-maß-pie essen, womit sich die Engländer immer den Weihnachtstag traktiren; obgleich die Bäume zum Hausbau erst nach unserer Ankunft gefällt, und die Bretter auch nicht eher geschnitten worden waren. Auf die Wände wurden hübsche Papiertapeten geklebt, und wir waren wirklich sehr artig logirt. Wir hatten einen großen Eßsaal, und dabei eine hübsche Stube für meinen Mann, neben dieser unserer Schlafstube, dann eine hübsche Kinderstube, wobei noch ein besonderes Cabinet für unsere älteste Tochter war, und endlich noch einen zweiten großen und hübschen Salon, wo wir uns alle versammelten. Der Flur war wie eine hübsche Stube, rund herum mit Bänken, und auf demselben stand ein großer Ofen mit starken Röhren, die hinauf bis an die Decke gingen, und das ganze Haus heizten. Oben waren

noch 4 große Stuben, eine für unsere weiblichen, und eine andere für unsere männlichen Domestiken, und noch zwei um Freunde zu logiren.

Im Frühling des Jahr 1782 wurden neben dem Hause noch zwei bedeckte Gänge gebaut, von welchen einer nach der Küche und der andere nach unserm Waschhaus führte, und über welchen die Wasch-Stube war. Wir wohnten nicht im Orte Sorrell selbst, sondern ohngefähr ein Viertel Weges davon, und so nahe an den Vorposten, daß, damit mein Mann nicht aufgehoben würde, sechs Leute alle Nacht auf unserm Hausflur auf den Bänken schliefen; und der große Ofen, der daselbst stand und da er in einem fort geheizt wurde, erhielt unser Haus stets so warm, daß uns, ungeachtet der strengen Kälte, die in Canada ist, im Hause nie gefroren hat. Ein unangenehmer Umstand widerfuhr uns, nämlich unsere Wände warfen sich den Winter über, welches Risse in unsern hübschen Papiertapeten, und uns selbst Zugwind verursachte.

Im Sommer 1782 machte mein Mann eine Reise von drei Wochen, während welcher ich die englischen Handwerksleute, die zufolge der Befehle des Gouverneurs uns alle zu Gebote standen, bat, mir zu helfen, alles bis zu seiner Zurückkunft zu Stande zu bringen. Tischler, Mahler und Tapezier, alle wurden in Bewegung gesetzt; die Wände wurden wieder zusammengefügt; Thüren, Fenster, Stühle und Tische mit Oelfarben gemahlt, und die Risse in den Tapeten mit neuen Papieren, die ich hatte kommen lassen, ausgebessert. Mein Mann fand bei seiner Zurückkunft zu seiner großen Verwunderung alles fertig und eingerichtet, und gleichsam ein ganz nettes Haus, und alles dieses mit wenigen Kosten, weil wir den Handwerksleuten weiter nichts als zu essen und zu trinken geben durften, wobei sie mit dem besten Willen arbeiteten. Unsere Gesellschaft bestand blos aus Männern. Was uns hier abging, wurde uns aber dadurch wieder ersetzt, daß wir die beiden Winter, die wir in Canada zubrachten, vom General Haldimand nach Quebec eingeladen

wurden, wo wir denn jedesmahl 6 Wochen zubrachten, bei dem Doctor Mabine, einem vertrauten Freunde des Generals, wohnten, und alle Mittage beim General aßen, der sogar meinen Kindern Mittags zu Essen schickte. Abends kam derselbe bei unserm Wirth, seine Spielpartie zu machen und zum Essen, und sagte uns, daß er dies thäte, um mich nicht abzuhalten, bei meinen Kindern zu bleiben. Er spielte oftmahls bis Mitternacht, auch wohl ein Uhr; er war aber so gefällig mich dabei gar nicht zu geniren, und ich konnte mich wegbegeben, wenn ich Lust hatte. Ich habe fast nie einen Mann gesehen, der lebenswürdiger und freundschaftlicher gegen die gewesen, denen er einmahl seine Freundschaft gewidmet hatte; und wir konnten uns schmeicheln, unter dieser Zahl zu seyn.

Im Frühjahr 1782 hatte er uns gebeten, nach Montreal zu kommen, wo er Geschäfte hatte, wobei er uns versicherte, daß das seine liebsten Augenblicke wären, die er mit uns zubrächte. Ich fuhr auf dem zugefrorenen St. Laurent-Fluß auf Schlitten dahin. Wir blieben 8 Tage da, und ich reiste auf dieselbe Weise wieder nach Hause, welches aber nicht allein unvorsichtig sondern höchst gewagt war, weil es während der Zeit angefangen hatte zu thauen; und auf dem ganzen Wege, welcher durchaus mit Bäumen bezeichnet war, (so dort alle Winter geschieht, damit durch die vielen Schlitten eine gute feste Bahn wird) schon überall das Wasser über dem Eise stand. Unsern canadischen Führern schien selbst bange zu seyn; sie wollten aber doch nicht daran, nebenbei einen festern Weg zu suchen, weil sie sagten, daß man im gebahnten immer noch am wenigsten Gefahr liefe. Endlich kamen wir gegen 5 Uhr Nachmittags glücklich wieder nach Sorell, doch fast zu Wasser, welches auf allen Seiten in unsern Schlitten drang. Den andern Morgen sahe ich, als ich aufstand, da, wo wir die gefährliche Schlittenfahrt gemacht hatten, zu meinem Schrecken ein Schiff mit vollem Seegeln den Fluß hinunterfahren.

Die Winter sind dort sehr gesund, obgleich strenge; denn da das Wetter beständig ist, und man sich vor der Kälte gut schützen kann, so erkältet man sich dort weniger als bei uns. Anfangs Novembers macht man seine hauswirthschaftlichen Wintervorräthe. Ich war sehr verwundert, als man mich fragte, wie viel Geflügel und besonders wie viel Fische ich haben wollte, und fragte, wo ich denn letztere lassen sollte, da ich keinen Teich hätte. Auf den Boden antwortete man mir, wo sie sich besser halten, als in den Kellern. Ich nahm also drei bis vierhundert, die den Winter über recht gut blieben. Man hat dabei weiter nichts zu beobachten, als daß man alles, was man zu Mittag braucht, Fleisch, Fische, Eier, Aepfel und Citronen, Tages vorher in kalt Wasser legt, wo denn aller Frost ausschlägt, und sich rund herum setzt, und solches Fleisch oder Fisch eben so saftreich und zarter wird, als es bei uns ist. Das Geflügel packt man noch überdies in Schnee, der eine Eisrinde darum macht, aus welcher man es mit Beilen heraushauen muß.

Man hat eine Frucht in Canada, die dort Ottokas genannt wird. Sie wächst am Wasser, ist roth und von der Größe einer kleinen Kirsche, aber ohne Stein. Man kauft sie ohne Stengel, und sie wird, besonders von den Wilden, sorgfältig aufgelesen. Sie giebt ein sehr gutes Compott, besonders wenn sie einen starken Frost bekommen hat. Alle andern Früchte sind dort sehr selten, und nur in Montreal findet man gute, ja vortreffliche Aepfel, aber nur Reinetten und eine Art großer rother und sehr wohlschmeckender Aepfel, die dort Bourrassas genannt wird. Man packt sie in Tonnen, die sorgfältig zugemacht und mit Papier verklebt seyn müssen, da sie sich dann bis auf den allerletzten gut erhalten. Man nimmt aber kleine Tonnen, denn wenn sie einmahl angebrochen sind, so halten sich die Aepfel nicht mehr lange. Das Obst ist sehr theuer, besonders die Birnen, die dort weit seltner als die Aepfel sind, und sich auch weniger lange erhalten. Ich hatte mir 6 Tonnen Aepfel und eine halbe Tonne Birnen bestellt, man stelle sich mein Schrecken

vor, als ich 21 Guineen dafür bezahlen mußte. Ich hatte zwar zuvor gefragt, was sie kosten würden; man hatte mir aber den Preis nicht vorher bestimmen können. Mein Mann ließ hinter unserm Hause einen großen Fleck zu einem Garten urbar machen, und 1200 Obstbäume darin pflanzen; welches einen sehr angenehmen, aber auch zugleich einen sehr nützlichen Garten gab, besonders da man dort wenig Gemüse bekommen konnte. Alles wuchs in unserm Garten vortrefflich, und alle Abend gingen wir hinein und pflückten 150 bis 200 Gurken, von welchen ich Salzgurken machte, die man dort nicht kannte, und wovon ich allen Leuten Geschenke machte, besonders unserm guten General Haldimand, der sie vortrefflich fand.

Ich war da wie auf einer stattlichen Meierei, hatte meine Kühe, Geflügel die Menge, virginische Schweine, die schwarz, und kleiner als die unsrigen, besonders sehr kurzbeinigt sind; ich machte mir auch meine Butter selbst. Für die Soldaten war es ein wahres gelobtes Land, denn sie hatten ihre Baracken hübsch eingerichtet und neben jeder waren Gärten. Mein Mann gab ihnen die Sämereien, und es war ein Vergnügen, ihre Wirthschaft, besonders ihre Kocherei mit anzusehn, welchen Spaß wir uns oft machten, wenn wir spazieren gingen. Sie vertauschten die Hälfte ihres gesalzenen Fleisches, welches sie geliefert bekamen, gegen frisches, thaten nachher von beiden zusammen in einen großen Kessel mit allerhand Gemüse und Klöschen, und dann war ein Wetteifer unter ihnen, wer es am besten zubereiten würde. Sie theilten alle Arbeiten regelmäßig unter sich. Einige bearbeiteten die Gärten, andere besorgten die Küche noch andere machten die Baracken rein, und wieder andere gingen Holz fällen, welches sie nachher selbst mit kleinen Karren anführen, die besonders zu diesem Behuf gemacht waren. Mein Mann hatte Fischernetze machen lassen, und jede Compagnie fischte nach der Reihe, und hatte dann jedesmahl die Attention, uns von ihrem Fischfang etwas zuzuschicken. Sie hatten ans diese Art wöchentlich zwei bis dreimahl Fische zu essen; und

bekamen noch alle 6 Tage eine Bouteille Rum, Reis, Butter, 12 Pfund: Weizenmehl zu Brot, und alle Tage ein Pfund gesalzenes Schweinefleisch, oder anderthalb Pfund Rindfleisch. Demungeachtet sehnten sich doch die meisten wieder nach ihrer Heimath. Mein Mann hatte in Canada auch Wilde unter seinen Befehlen, und wurde sehr von ihnen geliebt. Sein biedres Wesen hatte ihm ihre Herzen gewonnen. Schon vor meiner ersten Ankunft in Canada hörte einstmahls einer seiner Wilden, Namens Hansel, daß er krank wäre, eine Frau hätte, und sehr unruhig wäre, daß sie noch nicht angekommen sey. Er kömmt also mit seiner Frau zu meinem Manne, und sagt ihm: „Höre! ich liebe meine Frau, aber ich liebe Dich auch, und zum Beweis gebe ich sie Dir.“ Mein Mann antwortete ihm: Ich danke Dir und erkenne Deine Liebe, aber ich habe schon eine Frau, die ich lieb habe, und bitte Dich als die Deinige zu behalten. Er schien über diese abschlägige Antwort traurig und fast beleidigt, und konnte nur mit Mühe bewogen werden, seine Frau zurückzunehmen, die ganz hübsch war und die ich nachher öfters gesehen habe. Dieser Hansel war zwar von Geburt kein Wilder, sondern ein Deutscher, aber schon in seinem 15. Jahre in einer Schlacht mit den Wilden nebst andern zum Gefangenen gemacht worden. Alle übrigen waren umgebracht worden, aber seine Gestalt und seine tapfere Vertheidigung hatten den Wilden so sehr gefallen, daß sie ihm das Leben gelassen hatten, mit der Bedingung, daß er sich unter ihnen verheirathen und ihre Sitten und Einrichtungen annehmen solle, welches er denn auch gethan. Die Lebensart der Wilden muß etwas sehr anziehendes haben, denn ein Neffe des Generals Carleton lebte lange unter ihnen, heirathete sogar eine Wilde, und hatte sich so sehr an dieses unstäte aber freie und lustige Leben gewöhnt, daß er nur erst viele Jahre nachher und nur auf wiederholte Bitten wieder zu seinem Oheim kam, wo er seine Schwägerinn, eine hübsche und liebenswürdige Person, heirathete, aber, wie man versicherte, noch immer an seinem vorigen Leben hing und sich

nach der ersten Frau sehnte, die er unter den Wilden gehabt hatte, welche Heirath nachher annulliret worden war. Er war im Militäre, ich glaube Major, und ein sehr artiger Mann.

Zu eben dieser Zeit sahe ich auch das berühmte Oberhaupt der Wilden, den Capitän Brand, dessen Bildniß in Kupfer gestochen worden. Da man, als er noch sehr jung war, viel Verstand und Talente an ihn bemerkte, so schickte ihn General Carleton nach England an den König, dem er so sehr gefiel, daß er ihn erziehn ließ und für ihn zu sorgen versprach. Er zog auch Nutzen von dem Unterricht, den er erhielt; als er aber 20 bis 24 Jahr alt war, so bat er sehr, daß man ihn wieder zu den Seinigen zurückschicken möchte. Damahls wie wir da waren, war er der Anführer der Wilden. Er sprach gut und war sehe manierlich, und wurde auch von General Haldimand sehr geachtet. Ich habe mit ihm bei gedachtem Generale gegessen. Er war halb als Militäre, und halb als Wilder gekleidet, und hatte eine männliche und kluge Gesichtsbildung. Sein Charakter war sehr sanft. Mein Mann wurde auch einesmahls zu einer Versammlung der Wilden eingeladen, wo man erstlich eine Rede an ihn hielt, und ihn dann bat, sich unter ihnen niederzusetzen. Alsdann boten sie ihm eine Tabackspfeife an, welches ihre größte Ehrenbezeugung und ein Beweis ihrer Hochachtung und Freundschaft ist. Sie gaben ihm auch einen Nahmen in ihrer Sprache, welcher die Sonne bedeutete. Er lud sie nun auch wieder ein, und bewirthete sie nach ihrer Landessitte, nämlich mit Tabak und Rum.

Es war einer unter ihnen besonders mit vielen Medaillen geziert, welches Zeichen der Tapferkeit sind. Wir baten ihn zum Essen, und nöthigten ihn zu trinken; er trank aber sehr wenig, und sagte uns in gebrochenem französisch: „Bon enfant le sauvage, lorsque sonre, mais tro bu, animal féroce!“ Meine Tochter Fitzchen hatte seine Freundschaft gewonnen; er bat sie um ein neues Band, seine Medaillen daran zu hängen, ihr versichernd, daß sie ihm alsdann noch lieber sehn würden. Es war überhaupt

ein sehr guter Mann, und von der gutherzigsten Höflichkeit. Die Wilden halten sehr viel auf Träume. Ein gewisser Johnson war, noch vor unserer Hinkunft, dadurch zum reichen Mann geworden. Es waren nämlich die Wilden öfters zu ihm gekommen, und hatten ihm gesagt: Bruder Johnson, wir haben geträumet, daß wir zu Dir gekommen, und Du uns viel Rum und Taback gegeben. Er sagte ihnen: In dem Fall muß ich den Traum wohl wahr machen, und gab ihnen soviel sie wünschten. Dieses gefiel ihnen, und sie kamen öfters wieder und wiederholten ihre Traumerzählung. Darauf gieng er aber einmahl zu ihnen, und sagte ihnen: Meine Brüder, mich hat geträumet, ich käme zu euch, und ihr waret so zufrieden mit meiner euch bewiesenen Freundschaft und öftern guten Bewirthung gewesen, daß ihr mit ein sehr großes Stück Land, geschenkt habt; welches er ihnen zugleich nannte. Wie? sagten sie ganz erschrocken, das hat Dich geträumet? gingen gleich darauf heraus, und hielten darüber eine Berathschlagung, deren Erfolg war, daß sie ihm bei ihrer Zurückkunft sagten: „Bruder Johnson, wir geben Dir das Stück Land aber – träume nicht wieder. Die Wilden sind gewöhnlich mit ihrem Körper sehr hart, machen sich Einschnitte und Zeichen ins Gesicht, die sie hierauf mit verschiedenen Farben bemahlen, um martialische auszusehn.

Eines Tages wurde ein Jüngling zum Oberhaupte eines Stammes erwählt. Dieses verursachte ein Murren bei und bei einer allgemeinen Versammlung wurde ihm von einem andern Oberhaupt so viel anzügliches darüber gesagt, daß nach vielem Wortwechsel, seine Galle dergestalt gereizt wurde, daß er aufstand, und seinen Widersacher den Kopf mit seiner Streitaxt spaltete. Als er aber hernachmahls die Folgen seines raschen Schrittes überlegte, welche bei den Wilden die Blutrache und Fehde zwischen dem Stamm des Mörders und Ermordeten auf beständige Zeit verursacht; so gieng er nach dem Hause des daselbst kommandirenden englischen Officiers, forderte ein schwarzes Band, stach sich Löcher in beide Arme, wo er denn

das schwarze Band durchziehen, und mit demselben die Arme aus den Rücken festbinden ließ, und begab sich so zu dem Stamm desjenigen, den er getödtet hatte; er rief ihnen zu: daß er sich schuldig erkennete, weil er vom Zorne hingerissen, einen von den ihrigen getödtet habe. Um das Blutvergießen zu verhüten, welches zwischen beiden Stämmen daraus entstehen könnte, hatte er sich selbst wehrlos gemacht, und überliefere sich ihnen nun in diesem Zustande. Ueber dieses edelmüthige Betragen, und seine bewiesene Reue und Muth, wurden die Wilden des beleidigten Stammes so bewegt und gerührt, daß sie ihm nicht allein verziehen, sondern ihn auch anstatt des Getödteten unter sich aufnahmen; und ihn sogar nachher zu ihrem Oberhaupt erwählten.

Die Wilden bewiesen sich in Schlachten tapfer so lange als der Sieg auf ihrer Seite war.

Aber bei Rückzügen, z. B. vor unserer Gefangennehmung bei Saratoga, sahe ich sie zuerst laufen und sich verstecken; wozu aber auch freilich wohl die Furcht gefangen und dann erschlagen zu werden, etwas beitragen mochte.

Wir brachten im Sommer 1782 noch einige Wochen sehr angenehm in Quebec zu. General Haldimand hatte ein Haus auf einem Berge bauen lassen, welches er Montmorenci, nach dem dicht dabei befindlichen berühmten Wasserfall dieses Namens nannte. Da nahm er uns mit hin. Es war seine Puppe, und es ist wahr, daß nichts der Lage desselben gleich kömmt. Der berühmte Wasserfall von Montmorenci stürzt sich daselbst in einer Höhe von 163 Fuß mit einem schrecklichen Getöse, durch eine Kluft zwischen zwey Bergen herab. Als uns der General dieses prächtige Schauspiel zeigte, machte ich zufällig die Bemerkung, das; es schön seyn müßte, ein Häuschen gerade über dem Wasserfall zu haben. Drei Wochen darauf führte er uns wieder dahin, und ließ uns durch steile Stege, und über Felsenstücke hinaufsteigen, die durch kleine Brücken verbunden wa-

ren, recht auf die Art wie man die chinesischen Gärten beschreibt. Als wir endlich ganz oben waren bot er mir seine Hand, um mich in ein kleines Häuschen zu führen, das gerade über dem Wasserfall hing. Er wunderte sich über meinen Muth, daß ich gleich ohne mich zu bedenken hineinging. Ich versicherte ihm aber, daß ich mit einem so bedachtsamen Mann als er wäre, mich nie fürchten würde. Er zeigte uns hierauf wie das Häuschen dort befestigt worden. Er hatte nämlich acht starke Balken quer über die Berge legen lassen, zwischen welchen der Wasserfall sich herabstürzt; diese lagen mit einem Drittel ihrer Länge auf dem Felsen, und auf diesen Balken stand das Häuschen. Es war fürchterlich aber majestätisch anzusehn. Lange konnte man es nicht da aushalten, denn das Getöse war abscheulich. Oberhalb dieses Wasserfalles fängt man zwischen den Felsen trefliche Forellen; welche aber einem englischen Officier einst das Leben kosteten. Er wollte von einem Stein auf den andern springen, um sie zu erhaschen; der Fuß glitt ihm aber ab, und er ward von der Gewalt des Wassers fortgerissen, sodaß man nichts als einige zerschmetterte Glieder von ihm wiederfand.

Wir sind auch einmahl im Winter dort gewesen, wo die verschiedenen und seltsamen Figuren der Eisstücke ein prächtiges Schauspiel geben, dem aber alsdann das Getöse fehlt. Die Kälte war damahls daselbst so heftig, daß sogar der Maderawein des Generals in den Bouteillen eingefroren war, welcher aber dadurch nicht verdorben wird, und von der nämlichen Güte bleibt, wenn er wieder aufgethauet ist. Den Tag gab er uns nur die Quintessenz davon zu trinken, die nicht gefroren war; und sie wurde außerordentlich gut gefunden. –

Im Herbst 1782, als ich eben hoch schwanger war, bekam mein Mann den Auftrag, nach Isle aux Noix zu reisen, um daselbst ein Fort anlegen zu lassen, welches vor Ueberfällen decken sollte. Ich fand mich während der Zeit sehr verlassen, und mein einziger Trost war, daß er alle oder 4 Wochen mich

zu besuchen kam. Er, seiner Seits, brachte auch seine Zeit daselbst sehr unangenehm zu. Er machte von da eine kleine Reise nach einem Ort *Pointe de Fer* genannt, der am Einfluß des Flusses *Sorell* im *Lac Champlaine* lag, um die Vorposten zu visitiren. Es fehlte nicht viel, so wäre er daselbst in einer Baracke verbrannt, die man ihm zum Nachtquartier eingeräumt hatte. Mitten in der Nacht hörte er ein Lärmen, und da es ein avancirter Posten war, so glaubte er, daß die Amerikaner in Erfahrung gebracht hätten, daß er da wäre, und ihn aufheben wollten. Indem kömmt ein englischer Unterofficier herein, und fragt: ob der General da sey. Auf seine Antwort: Ja! ruft er ihm zu: Um Gotteswillen, General, retten Sie Sich, oder wir sind beide verloren, denn die Baracke steht in vollem Feuer! – Der Unterofficier ließ ihm nicht einmahl die Zeit seine Sachen zusammen zu suchen, so daß er unangekleidet fort, und mitten durch die Flammen auf dem Eise, barfuß sich retten mußte. Freilich war die Gefahr groß, wegen der in der Baracke befindlichen Pulvertonnen, und den mit Kartätschen geladenen Kanonen, die leicht durch das Feuer hätten losgehni können. Doch kehrte mein Mann wieder um, wie er bemerkte, daß die Soldaten geblieben, und mit dem Löschen beschäftigt waren; und kleidete sich beim Wachtfeuer an.

Inzwischen ward ich den 1. November krank. Ich hatte mich während der Abwesenheit meines Mannes zerstreuen, und mir meine Grillen und Unruhe vertreiben wollen, und machte daher eine Spatzierfahrt. Aber die Schmerzen die ich schon vorher empfunden, wurden stärker, und nöthigten mich umzukehren. Man wollte mich zwar bereden, mich zu Tische zu setzen, allein ich fühlte, daß ich eine wichtigere Expedition vor mir hatte. Ich hatte gehofft, da mein Mann den 5. wiederkommen sollte, meine Niederkunft noch so lange hinauszuhalten, aber ich wurde in meiner Erwartung getäuscht, und ward glücklich von einem hübschen Mägdlein entbunden. Ich war so wohl, daß ich es meinem Manne selbst schreiben konnte. Da er sich aber so sehr

einen Sohn gewünscht, so glaubte er, daß ich nur spaßte; und als man ihm bei Tische die Gesundheit der neugebohrnen Tochter zubrachte, so suchte er noch immer in meinem Briefe die Entdeckung, daß es ein Sohn wäre. Endlich mußte er sich's doch gefallen lassen; fand aber bei seiner Zurückkunft am fünften das kleine Mädchen so hübsch, daß er sich darüber tröstete, und sie unsere beiderseitige Freude machte, welche aber leider nicht lange währte, denn wir behielten sie nur 5 Monate. Ich säugte sie selbst, litt aber dabei so sehr an den Brüsten, daß ich mir sogar eine Operation daran mußte machen lassen. Man rieth mir also sehr ab, das Kind länger zu säugen; und ich gab endlich, obgleich mit dem äussersten Widerwillen, nach, da es mir gleichsam ahnete, daß es nicht gut ablaufen würde; und gleich in der ersten Nacht, nachdem ich die Kleine entwöhnt hatte, war meine Einbildungskraft so sehr davon angegriffen, daß ich glaubte eine Stimme zu hören, die mir zurief: – „Du hast Unrecht sie entwöhnt zu haben; sie wird sterben!“ Ich war halb im Schlaf, erschrak heftig, sprang aus meinem Bette, wollte die Sachen wegwerfen, die man mir auf die Brust gelegt hatte, mir die Milch zu vertreiben, und meine liebe kleine Canada (so hatten wir sie genannt) wieder anlegen. Man ließ es aber nicht zu, und sagte mir, daß es dem Kinde schaden würde, da es bereits entwöhnt wäre. Drei Tage nachher bekam sie die Ruhr, und war den fünften Tag schon schlecht. Man ließ mich nicht zu ihr, da ich selbst am Milchfieber sehr krank war. Ich kann es mir aber noch nicht verzeihen, daß ich mich habe abhalten lassen, weil Ich nachher hörte, daß man ihr gar keine Nahrung geben wollen; ich drang zwar endlich damit durch, daß unsere Köchinn, welche glücklicherweise Amme war, ihr die Brust auf's neue gab, die sie auch begierig nahm; aber vermuthlich war es schon zu spät. Wir ließen von Trois-Rivieres einen berühmten englischen Arzt, Namens Kennedy kommen; der, als er das Kind sah, gleich sagte daß es an Entkräftung stürbe, er ließ alte Hühner schlachten, und nahm die Eingeweide heraus, die ohne reine

gemacht zu werden, gekocht wurden. Hiervon gab er ihr alle halbe Stunden Klistiere, wodurch sie auch wieder aufzuleben schien, aber sie war schon zu sehr von Kräften, und wir hatten das Unglück sie zu verlieren. Meine älteste Tochter Auguste, die sie sehr liebte, ward vor Betrübniß darüber krank; und auch meine jüngste Tochter Amerika, die bald gestorben wäre, ehe noch die andere begraben war. Da aber der Arzt noch da war, so wandte er seine Mittel bei ihr so gut an, daß sie uns noch erhalten wurde. –

Mein Mann war über alles dieses so ausser sich, daß er gar nicht wieder in's Haus kommen wollte; bis ihm endlich der Docter versicherte, daß mit den Kranken keine Gefahr mehr wäre.

Unsere liebe verstorbene Kleine ward in Sorell begraben; und die Officiere versprachen mir, ihr einen Leichenstein mit einer Inschrift setzen zu lassen, damit die Einwohner, welches blindeifrige Catholiken waren, abgehalten würden, sie als ein Ketzerkind aus der geweihten Erde wieder auszugraben.

Um mich zu zerstreuen, bat uns der General Haldimand den Sommer 1783 zu sich nach Quebec – Wir erhielten damahls die Nachricht vom Tode meines Schwiegervaters, und meinen Mann verlangte mehr als jemahls nach Europa zurückzugehn; denn seine Gesundheit war noch immer sehr schwankend, und obgleich das Clima von Canada ihm besser behagte, als das von Neu-York, so war er doch niemahls ohne unangenehmes Sausen vor den Ohren, und heftige Kopfschmerzen. Ich meinerseits wünschte auch sehr, meine Mutter und Geschwister wiederzusehn. – Ohne dieses Verlangen wäre ich dort ganz zufrieden gewesen, denn das Clima bekam meinen Kindern wohl, und wir waren geliebt, und auf einen ganz angenehmen Fuß. – Man hatte einige Nachrichten , daß unsere Truppen vielleicht noch dasselbige Jahr nach Europa zurückgehn würden, da die Friedenspräliminarien bereits unterzeichnet wären. – Der General

Haldimand wünschte auch sehr nach England zurückzukommen, und hatte sogar darum angehalten. Wir machten oft Plane mit einander, auf dem nämlichen Schiffe die Reise zusammen zu machen. Als wir eines Tages bei ihm waren, und mit einander im Garten spazieren gingen, sahen wir eine Menge Schiffe ankommen, und unter andern ein recht schönes am Fuß des Berges ankern. Der General sagte: Das sind gewiß Schiffe, die Ihre Truppen abhohlen und zurückbringen sollen. Vielleicht reisen wir zusammen. Meine kleine Tochter Friederike, die neben mir stand, sagte ihm: „Nun wohlan, wenn wir reisen, so geben Sie uns dieses Schiff. Es ist so schön!“ – Mein Kind, antwortete er, – wenn es ein Transportschiff ist, recht gern; was würde aber der König von England sagen, wenn ich eins dazu miethete? denn dieses kömmt sehr hoch! – „O,“ erwiederte sie, – „der König liebt seine Frau und Kinder, es wird ihm also gewiß sehr lieb seyn, wenn Papa die Seinigen glücklich zurückbringt; und Sie, werden Sie nicht erfreut seyn, daß Ihre kleine Frau nicht umkömmt?“ (Der gute General nannte immer meine älteste Tochter Anguste seine kleine Frau.) Er lächelte über diesen Einfall, und sagte: Nun wir wollen sehn.

Zwei Tage nachher ließ er sich des Morgens melden, und sagte mir mit thränenden Augen: – Wir müssen uns trennen! – Sie reisen ab, ich aber muß bleiben! Ich werde Sie sehr vermissen. Ich hatte in Ihrem Gemahl einen Mann, auf den ich mich verlassen konnte, und in Ihrer ganzen Familie, Freunde, die hier selten sind. Ich hatte gehofft, daß wir zusammen zurückkehren würden, aber der König hat es anders beschlossen, und ich muß gehorchen. Inzwischen habe ich darüber nachgedacht, was Ihre Tochter mir gesagt hat; und da mir sehr am Herzen liegt, daß Sie glücklich nach Europa hinüberkommen, so habe ich selbst zugesehn ob sie auf dem Schiffe das Ihnen bestimmt war, gut sehn würden, es aber schlecht befunden; das hingegen, welches Ihrer Tochter so gefiel, ist so wie ich es für Sie wünsche; und also, ob es gleich keines von denen ist, die zum Transport der

Soldaten bestimmt sind, nehme ich es doch auf mich, es für sie zu bedingen und einrichten zu lassen. Nun gehn Sie es zu besehen, und befehlen Sie wie Sie es zu haben wünschen. Ich habe bereits verordnet, daß alles so gemacht werden soll, wie Sie es verlangen werden. Ihr Mann geht nach Sorell, und es wird gut seyn, daß auch Sie hingehen, um Ihre Einrichtungen zu Ihrer Abreise zu machen. Kommen Sie aber bald wieder, und schenken mir noch die Augenblicke, die Ihnen bis zu Ihrer Abreise übrig bleiben werden. –

Hierauf verließ er mich ganz bewegt. – Wie hatte man nicht einem solchen Manne seine ganze Freundschaft schenken sollen! Eine Stunde hernach kam der Majer Thwist mich abzuholen um nach dem Schiff zu gehen. Es war ein Dreidecker von Westindien, der groß und in gutem Stande war; auch rühmte man den Capitän als einen vortreflichen Schiffsmann und höflichen und rechtschaffenen Mann. Man zeigte mir alle Plätze, und befragte mich was ich davon brauchen würde; denn ich würde einen Speisesaal nöthig haben, und ein Versammlungszimmer. Ich lächelte und sagte: wo sollten die hieraus zu schaffen seyn? Dafür lassen Sie mich sorgen, antwortete der Major, und gab Befehl, die Kanonen wegzunehmen, die im Kanonenraum waren; ließ oben drüber ein großes Fenster machen, und von jeder Seite Cabinetter für die Herren, wo sie ihr Bette, Tisch und Stuhl, alles festgemacht hatten. – Wir behielten für uns die große Kajüte, und mein Mann und ich ein Cabinet mit zwei Betten, und daneben noch eins für unsere Kinder. Kurz, alles war so gut als man es nur in einem solchen beweglichen Gefängniß haben konnte. –

Den Tag darauf reiste ich nach Sorell. Um geschwinder fortzukommen schlug man mir vor, die Reise in einem Boote zu machen; ich that's, aber wir fanden am Ende das Wasser zu seicht; man sagte uns daher, daß wir wieder an's Land gehn müßten. Wie sollen wir aber dieses anfangen, sagte ich; denn hier ist nichts als Morast und Steine? – Man that den Vorschlag

uns zu tragen, welches eine erschreckliche Expedition war; denn unsere Träger glitten alle Augenblick aus. – Wie wir endlich ans Land angelangt waren, fand sich eine neue Schwierigkeit; wir mußten nämlich einen hohen ganz steilen Berg hinaufklimmen. Ich betheuerte, daß ich nie hinaufkommen würde, aber die Kanadier, die daran gewohnt find, und wie die Gemen klettern, versicherten, daß dieses Kleinigkeit für sie wäre, und überdies bliebe nichts weiter zu thun, als da hinaufzugehn. Man trug also meine Kinder, und mich schleppten zwei Leute unter den Armen hinauf. Der Berg war so steil, daß die so vor mir gingen, auf mich fallen zu wollen schienen; dabei hatten wir eine unerträgliche Hitze; endlich kamen wir nach vieler Mühe und Noth herauf, und es war Zeit, denn ich war so abgemattet, daß ich mich niedersetzen mußte, und alle meine Adern schlugen so von der heftigen Erhitzung, daß meine arme Kinder darüber ganz unruhig wurden. Wir mußten die Nacht unterwegs bleiben. Ich fand aber ein gutes Bette und einige Erfrischungen, die mich wieder zu Kräften brachten, und am andern Morgen setzten wir unsere Reise fort.

Bei unserer Ankunft in Sorell fand ich meinen Mann schon sehr beschäftigt; und ich meinerseits ließ mirs auch so angelegen seyn, daß ich in 8 Tagen schon wieder nach Quebec zurückkehren konnte, wohin mir auch mein Mann bald folgte. Vorher trug ich noch Sorge mit dem Pfarrer des Kirchspiels, der ein sehr guter Mann war, wegen des Grabes meines dort gestorbenen Töchterchens zu sprechen, und ihm meine oben erwähnte Bedenklichkeit zu äußern, daß sich einer von den dort sehr bigotten Leuten, aus blindem Religionseifer, weil es kein katholisches Kind gewesen, daran vergreifen möchte. Er versicherte mir aber, daß, da das Kind bloß getauft, und noch nicht confirmirt worden, man es als einen Engel ansahe, und seine Asche nicht stöhren würde; und gab mir dabei sein Wort, daß er auch seinerseits darüber halten würde. –

Wie wir nach Quebec zurückkamen, hörte ich, daß es mit der neuen Einrichtung unsers Schisses schon weit gekommen sey, und dasselbe scholl eine ganz andere Gestalt gewonnen hätte; und daß der General selbst schon einigemahl da gewesen, um es zu besehen, und eine Kuh mit ihrem Kalbe, damit wir immer mit frischer Milch versehen seyn möchten, auf das Schiff hätte bringen lassen. Ganz oben auf dem Verdeck hatte er befohlen einen Platz mit Erde zu bedecken, worauf er Salat pflanzen lassen, welches nicht allein sehr angenehm, sondern auch sehr gesund auf einer Seereise ist. Wir kauften auch noch viel Geflügel, Hämmel und ein Haufen Gemüse; so besorgt war ich, daß es uns an etwas fehlen würde, da unserer so viel, und alle Tage 22 an unserm Tisch waren. –

Unser Arzt, Doctor Kennedy bat uns bei unserer Durchreise durch Trois-Rivieres, sehr dringend, es zu vermitteln, daß er mit seiner Familie, nämlich seiner Frau und drei Töchtern, und noch 2 Mägden und einem Bedienten, mit uns nach Europa reisen könne. Wir versprachen ihm, dieserhalb mit dem General zu sprechen, denn da er sehr geschickt war, so war es uns lieb einen solchen Mann bei uns zu haben. Der General antwortete mir, als ich ihn darum bat: Das Schiff ist Ihre; disponiren Sie darüber nach Gefallen; aber Sie kennen die Prätensionen dieser Leute nicht, die Ihnen viel zu schaffen machen werden. Ich lernte nachher ans Erfahrung, da er seine Leute gut kannte.

Man machte noch eine Kajüte für Madame Kennedy und 2 ihrer Töchter mit einer Magd, neben der unsrigen zurechte, und meine Kinder nahmen die dritte, die 10 Jahr alt war, in die ihrige. Der Doctor bekam eine der Kajüten im großen Raum neben dem Saal.

Bei unserer Abreise schenkte mein Mann dem guten General sein Favoritpferd mit einem hübschen Fohlen; und dieser schenkte mir einen prächtigen Muff und Palatin von Zobel, zum Andenken des Landes wo wir so lange gewesen waren, und von welchem das Pelzwerk mancherlei Art eines der vornehmsten

Producte ist. Englische Kaufleute bereichern sich dadurch, daß sie ganz gemeine Waaren dahinschicken, die sie für einen guten Preis gegen Pelzwerk vertauschen, welches sie dann in England zubereiten lassen.

Meine Tochter Auguste beschenkte der General auch mit einem schönen Hund; und er war überhaupt bei aller Gelegenheit so sehr darauf bedacht, uns Beweise seiner Freundschaft zu geben, und so bewegt über unsere Abreise, daß wir selbst ganz gerührt waren. Die englischen Officiere hatten, noch 2 Tage vor unserer Abreise die Attention, in einer Comödie, die sie zweimal die Woche aufführten, und deren Einnahme sie jedesmahl nach Abzug der Erleuchtungskosten den Armen zufließen ließen, am Ende des Stücker einen wahrhaft rührenden Gesang über die Abreise unserer Truppen hinzuzufügen, welcher sich mit einer Danksagung an meinen Mann für sein gutes Betragen gegen einen jeden von ihnen, und mit Wünschen, daß unsere Reise glücklich seyn möchte, beschloß.

Nachdem nun mein Mann die Truppen-Einschiffung besorgt hatte, aßen wir noch bei dem General zu Mittag und Abend; da er uns denn selbst auf das Schiff brachte, wo wir, sowohl von ihm, als auch noch von verschiedenen andern Personen, die uns Freundschaft erwiesen hatten, einen recht herzlichen und traurigen Abschied nahmen. —

Bericht der Generalin Riedesel, von
ihrer Abreise aus America mit ih-
rem Mann und ihren Kindern, bis
zu ihrer Zurückkunft nach Braun-
schweig.

Es war ohngefähr in der Mitte des Monats August, als wir unsere Rückreise nach Europa antraten. Wir fuhren, wie ich schon gesagt habe, zusammen in dem nämlichen Schiffe, mein Mann und ich und unsere Kinder. Den Morgen nachdem wir uns eingeschifft hatten, wurde das Zeichen zur Abfahrt gegeben. Jedermann machte sich noch so viel Vorrath an frischem Fleisch als er konnte, und eine Stunde darauf ging unsere ganze Flotte unter Segel, und so fuhren wir bis l'Isle de Bie, an der Mündung des Flusses Saint Laurent, wo wir ganzer 14 Tage, immer auf günstigen Wind wartend, liegen bleiben mußten, welches uns allen destomehr Langeweile machte, da wir unsere Vorräthe von frischem Fleisch und Gemüse dabei verzehrten, und, weil die Gegend nicht sonderlich damit versehen war, dieselben nicht gut, oder doch nicht so reichlich wieder ansehen konnten, als es die Bedürfnisse einer ganzen Flotte erforderten. Auch erfuhren wir, daß wir nicht vor dem Aequinoxio nach Europa kommen würden, wo man wegen der Stürme an der englischen Küste viel Gefahr läuft. —

Als in dieser unserer Stimmung, der Feldprediger Mylius von meines Mannes Regiment, einmahl den gewöhnlichen sonntäglichen Gottesdienst hielt, und eben recht inbrünstig betete, das; Gott uns doch bald günstigen Wind zur Reise, und eine glückliche Zurückkunft in unser Vaterland verleihen wolle; so fing das Schiff, welches während der Windstille unbeweglich gelegen hatte, auf einmahl an sich zu bewegen, und wie der Prediger eben Amen gesagt hatte, erscholl auch schon der Ruf, daß der englische Commodore, der die Flotte führte, eben das Zeichen zur Abfahrt gegeben habe; eine halbe Stunde

drauf fuhr er vor unserm Schiffe vorbei, und die ganze Flotte segelte ab.

Mein Mann wünschte sehr, da die Fahrt mit einer Flotte immer etwas langsam geht, und öfters Aufenthalt giebt, noch vor der Flotte ankommen zu können, um die Briefe, welche ihm der General Haldimand an den König mitgegeben hatte, eher abzugeben; eben so war es auch der Wunsch unsers Schiffscapitäns, um geschwinder fortzukommen, Gelegenheit zu finden, sich von der Flotte zu trennen, welches er aber ohne Erlaubniß des Commodore, der die Flotte führte, nicht thun durfte. Zwei Tage nachher gab eines der Schiffe das Zeichen, daß es mit dem Commodore etwas zu sprechen habe, worauf alle Schiffe Halt machten. Der Commodore aber war so höflich meinem Mann durch ein Sprachrohr zuzurufen General, go on! (fahren Sie zu). Dieses benutzte unser Schiffseapitån, that, als nähme er dieses für den Befehl überhaupt die andern Schiffe nicht abzuwarten, spannte alle seine Segel auf, und in kurzer Zeit sahen wir nichts mehr von unserer Flotte; welches uns im ersten Augenblick wohl Vergnügen machte, nachher aber ward mir bange, uns so isolirt zu sehn, auf den Fall, daß uns was widriges begegnen möchte.

Bei dieser Trennung von der Flotte ereignete sich noch ein seltsamer Umstand, der jedoch nur in der Rücksicht hier bemerkt zu werden verdient, daß er unserm Schiffscapitäne eine unfehlbare günstige Vorbedeutung des glücklichen Ausgangs unserer Seereise zu seyn schien. Es waren nämlich zwei Tauben, die zu dem Schiffe des Commodore gehörten, von demselben fort und auf unser Schiff geflogen, von wo sie auch gar nicht wieder wegzubringen waren. Dieses hielt, wie gesagt, der Capitån unsers Schiffes für eine vielbedeutende glückliche Vorbedeutung, die Schiffsequipe des Commodore aber für ein unglückliches Zeichen für sie; worin sie hernachmahls zufälligerweise bestätigt wurde, da der arme Commodore noch aus derselben Reise das Unglück hatte wahnsinnig zu werden. Nie

habe ich so viel Aberglauben gesehen, als unter dem Schiffsvolk noch herrschet. Die Leute geben auf den allergeringsten Umstand Acht, und ziehen Folgerungen und Vorbedeutungen daraus.

Bald nach unserer Abfahrt bemerkten wir, daß sich eine große Menge schwarzer Vögel, und eine erstaunende Menge Meerschweine um unser Schiff sammelten, und der Horizont eine sehr fahle gelbliche Farbe bekam. Unser Capitän prophezeiete hieraus starken Sturm, der sich auch noch denselben Abend einstellte, und, bis auf einen einzigen Tag Windstille, die wir auf den Bänken von Neu-Foundland hatten, an drei Wochen lang Tag und Nacht, ununterbrochen mit gleicher Heftigkeit fort dauerte, so daß, da wir glücklicherweise vor dem Minde segelten, wir die Reise von Isle de Bie bis zur Bay St. Helen's in 18 Tagen machten, welches eine unerhörte Geschwindigkeit ist, indem man nur ein Beispiel von einer französischen Fregatte wußte, die in 19 Tagen den Weg zurückgelegt, also doch noch einen Tag länger als wir, darauf zugebracht hatte. —

Einen Abend wurde eines unserer Segel vom Sturme losgerissen, und da es sehr finster war, so machte dieses eine beschwerliche Arbeit, und unser Schiff bekam entsetzliche Stöße, und wurde ganz auf die eine Seite geworfen; doch wurde der Schaden noch vor Nachts wieder repariret.

Einige Tage darnach spürten wir einen brandigen Geruch und waren desto mehr bemühet zu entdecken woher er käme, weil unter unserer Kajüte die Pulverkammer war. Nach langem vergeblichen Suchen fand ich endlich in der Kajüte der Madame Kennedy, daß ein Strick, an welchem eine Laterne hing, Feuer gefangen hatte, und schon dicht an einem Balken brannte, welcher, wie gewöhnlich auf den Schiffen, mit Theer bestrichen war, und folglich desto leichter anbrennen konnte. Ich eilte es anzuzeigen, und dem Capitän war diese Entdeckung sehr lieb. Er bewies der Madame Kennedy die Gefahr, in welche sie uns alle gesetzt hatte, und bat sie, künftig vorsichtiger zu seyn. Sie

aber, anstatt es mit Dank zu erkennen, daß sie selbst der Gefahr entronnen war, fand sich beleidigt, und schmolte länger als 8 Tage mit mir; und fuhr nichts destoweniger fort eine Nachtlampe auf ihren Fußboden zu stellen, die, da sie von der Bewegung des Schiffes hin und her rutschte, uns viel Besorgnisse gab.

Mein Mann und ich konnten wegen des heftigen Sturm's wenig schlafen, und mein Mann brachte den größten Theil der Nächte oben auf dem Verdeck zu. Einst sagte ich zu unserm Capitän, daß das was ich am meisten fürchtete die sogenannten dead—lights (Todtenfenster) wären, welches hölzerne Fenster sind, die bei heftigen Stürmen in die Fenster des Schiffs gesetzt werden, damit das Wasser nicht hereindringe. Er, der ein guter und lebenswürdiger Mann war, suchte mich zu trösten, und sagte mir: da unser Schiff sehr hoch wäre, so müßte der Sturm äußerst gefährlich seyn, wenn wir diese Fenster nöthig hätten, und besonders hätte man im Sommer fast noch kein Beispiel, daß er so heftig würde.

Es war 8 Uhr Abends als er mir dieses sagte, und um 10 Uhr war der Sturm schon so stark, daß sich niemand zu Bette legte. Gegen Mitternacht klopfte man an unsere Thüre; ich fragte, wer da sey, und bekam zu meinem großen Schrecken die Antwort, daß der Capitän die so gefürchteten Todtenfenster schickte. Es ist unmöglich! rief ich aus, bittet den Capitän zu uns zu kommen. — Er kam sogleich und sagte uns, daß der Sturm so heftig wäre, daß er zu diesem Mittel schreiten müßte, um zu verhüten, daß die Wellen nicht unsere Fenster zertrümmerten; versicherte uns aber, daß sonst noch keine dringende Gefahr vorhanden sey, weil das Schiff so gut wäre, daß es alles aushalten könnte. Der Sturm währte die ganze Nacht durch mit gleicher Heftigkeit, bis zum Aufgang der Sonne, und zerbrach noch gegen Morgen einen unserer Masten. Madame Kennedy weinte die ganze Nacht, und lamentirte besonders, daß ihre Söhne nun

schon glücklich in England angekommen seyn, und sie überleben würden. –

Früh Morgens um 5 Uhr ging ich in die Kammer wo meine Töchter schliefen. Ich war unentschlossen, ob ich sie wecken, oder nicht lieber in der ruhigen Unwissenheit unserer gefährlichen Lage schlafen lassen sollte. Ich konnte mich aber doch nicht enthalten, in der bangen Ahndung, daß wir alle umkommen würden, sie noch einmahl alle nach der Reihe sachte zu umarmen. Als ich zu meiner ältesten Tochter Auguste kam, fand ich diese wach; sie hatte aber keinen Laut von sich hören lassen, um mich nicht noch mehr zu beunruhigen. Ach, welcher Sturm! Sagte ich; – ist Dir dabei nicht angst? „O ja“, erwiderte sie, „aber mein Trost ist, daß wir Sie zum wenigsten nicht überleben werden“. Diese wenigen Worte, welche mir so ganz ihre zärtliche Liebe, und dabei ihre Resignation zeigten, rührten mich ins Innerste meines Herzens.

Zu Zeiten bekam das Schiff solche heftige Stöße, und legte sich so stark auf eine Seite, daß ich mir sagte: – Noch Ein solcher Stoß und es ist aus mit uns; – bis endlich der Tag unsern Leiden ein Ende machte, denn obgleich der Wind noch heftig genug blieb, so legte er sich doch etwas. Inzwischen war er uns immer günstig gewesen, und da er uns mit solcher Gewalt forttrieb, so hatten wir jede Stunde 14 Seemeilen gemacht, welches unsere Reise sehr förderte.

Eines Tages sagte uns der Capitän: wenn der Wind fortfährt, uns so günstig zu seyn, so können wir in drei Tagen in England seyn; dieses verursachte uns die lebhafteste Freude, denn ob wir gleich fast alles zur Genüge hatten, frisches Brod und andere Lebensmittel, Milch (welche sonst auf dem Schiffe selten zu haben ist) und sogar Musik, da die Hautboisten von meines Mannes Regiment bei uns waren; so waren wir bei alle dem doch schlechter als in der elendesten Hütte; und eine Nacht sagte mir mein Mann, der für uns alle mit litt: ein Schweinekoiben wäre besser. – Er konnte sich gar nicht zu Bette legen, und

die ganze Zeit, die wir auf dieser Reise zugebracht, hat er, glaube ich, nicht 5 oder 6 Nächte im Bette geschlafen. –

Eine unserer Kühe wurde von einem der heftigen Stöße, die das Schiff bekam, aus dem Hamac in welchem sie aufgehangen war, herausgeworfen, und davon so zugerichtet, daß wir sie abschlachten lassen mußten; da wir denn den Schiffsleuten ein Geschenk damit machten.

Gegen das Ende unserer Reise hatte ein anhaltender starker Nebel den Capitän gehindert sich zu orientiren, und seine Rechnung stimmte mit der meines Mannes, welcher behauptete, daß wir die Scilly-Inseln, vor deren Felsen dem Capitän bange war, schon passiret, und dicht an der englischen Küste seyn müßten, nicht überein. In dieser Ungewißheit hatte am 18ten Tage unserer Seefahrt der Capitän beschlossen, gegen Abend zuzulegen, damit das Schiff liegen bliebe, und nicht Gefahr liefe, in der Nacht auf die Felsen getrieben zu werden.

In dieser unangenehmen Erwartung (da das Schiff durchs Zulegen eine sehr unangenehme Bewegung durch die Windstöße bekömmt) saßen wir in unserer Kajüte, und die Herren noch an der Tafel nach dem Mittagessen, traurig und gedankenvoll, und der Capitän war bereits aufgestanden und aufs Verdeck gegangen, um daselbst seine vorläufigen Anordnungen zum Zulegen zu machen, als mein Mann unten den Ruf: – Land! Land! von oben erschallen hörte, und auch kurz darauf vom Capitän auf's Verdeck gerufen wurde, der ihm einen kleinen weißen Fleck, welcher durch den Nebel durchschimmerte, zeigte, welchen mein Mann gar nicht für Land anerkennen wollte; der Capitän aber versicherte, daß es die ihm, durch seine öfteren Reisen wohl bekannte kreidigte, und daher so weiß schimmernde Küste von England wäre.

Bald darauf auch, wurde der Nebel durch einen Windstoß zerstreut, und gleichsam dadurch wie ein großer Vorhang aufgezo- gen, da wir denn zu unserer unbeschreiblichen Freude die Insel Wight und die ganze englische Küste deutlich und nahe

vor uns liegen sahen. – Nun, sagte der Schiffscapitän, muß ich alle Segel aufspannen, denn wir müssen diesen Abend noch um die Insel Wight herumkommen, weil ich sonst keinen Platz zum Ankern finde, und vom Sturm, den Kanal durch, bis in die Nordsee getrieben werden könnte. Dieses war kein kleines Unternehmen, denn es war schon 4 Uhr Nachmittags, und die Insel Wight ist an dreißig Stunden (lieues) lang. Auch kostete es, bei dem so sehr heftigen Winde viel Mühe, die Segel aufzuspannen, und es zerbrachen dem Capitän dabei wohl an 20 Segelstangen, die alle wie Glas zerknickten; doch kam man endlich damit zu Stande, und dann fuhr das Schiff mit solcher unbeschreiblichen Schnelligkeit fort, daß wir schon um 8 Uhr desselben Abends glücklich in der Bay St. Helen's ankamen.

Es fehlte nicht viel, daß ich mir an diesem Tage den Fuß zerbrochen hätte. Ich war wie die andern auf das Verdeck gegangen, um meine Augen an dem Anblick der nahen Küste zu weiden. Der Capitän Okenell, einer von den englischen Officieren, die mit uns waren, sprang vor Freuden, glitschte aus, und stieß im Fallen an einen Block, der mir auf den Fuß rollete, und ihn gegen das Schiff quetschte. Ich mußte vor Schmerz laut aufschreien, und konnte mich nicht mehr stehend erhalten. Man schleppte mich nach meiner Kajüte, und wusch und verband mir daselbst den Fuß. Es war an jeder Seite der Kajüte ein Sofa fest gemacht; ich saß auf dem einen, und meine kleine 7jährige Tochter auf dem andern; auf einmahl bekam das Schiff einen so heftigen Stoß, daß das Kind von dem gegenüberstehenden Sofa auf den meinigen flog; das war noch ein Glück, denn sie hätte Arm und Bein dabei brechen können. Meine Fußquetschung, ob sie gleich sehr schmerzhaft war, hatte doch glücklicherweise keine weitere übele Folgen.

Wir blieben die Nacht in der Bay St. Helen's liegen, und gedachten den folgenden Tag in Portsmouth zu seyn; unser Schiff kam aber im Hafen auf das daselbst versunkene Kriegsschiff The Royal George fest zu sitzen, oder, wie sie es in der

Schiffssprache nennen zu reiten; mußte daher noch die folgende Nacht in dieser unangenehmen Lage bleiben, und konnte erst den Tag darauf einlaufen. Diese Nacht war wegen der heftigen Stöße, so unser Schiff davon bekam, daß es auf dem andern fest saß, sehr unangenehm. Auch war der Anblick der um uns herum schwimmenden Trümmer der Schiffe, die von dem entsetzlichen Sturm, den wir auch auf der See gehabt, vor Portsmouth von ihren Ankern abgerissen worden und gescheitert waren, sehr traurig.

Noch als einen besondern Umstand muß ich anmerken, daß wir im Hafen von Portsmouth gerade zwischen das Schiff, welches mich von England nach Canada gebracht, und das, welches wir von Neu-York nach Quebec gehabt hatten, vor Anker zu liegen kamen.

Da die Ebbe unser Schiff verhinderte, an's Land zu kommen, und es zu lange gedauert haben würde, erst die Fluth abzuwarten; so nahm mein Mann einen Lugger, welches ein leichtes Fahrzeug ist, um eher zu landen; mußte aber für denselben, ob die Fahrt gleich nicht weiter als eine halbe Stunde Weges war, 15 Guinee bezahlen.

So kamen wir denn, ohngefähr in der Mitte Septembers 1783, in Portsmouth an; unsere Herzen fanden sich sehr erleichtert, als wir ans Land stiegen, und ich dankte Gott für unser aller glückliche Zurückkunft, und besonders dafür, daß er mir meinen Mann erhalten hatte. Wir ließen uns nach dem besten Wirthshause führen, und die Mittagsmahlzeit, die wir dort entnahmen, schien uns nach dem, was wir ausgestanden hatten, eine der wohlschmeckendsten in unserm ganzen Leben zu seyn; besonders schmeckte uns das weiße Brot ausnehmend gut, welches auch wirklich daselbst vortrefflich ist, uns aber freilich noch besser vorkam, weil wegen des schlechten Wetters oder aus Mangel am Nothwendigen, das, was wir unterwegs gehabt, fast immer schlecht gebacken war. Abends ließen wir uns Austern geben, und uns solche sehr gut schmecken; welches uns

aber bald theuer zu stehn gekommen wäre; denn in der Nacht bekam meine Tochter Auguste eine schreckliche Colik mit un-
aufhörlichem Erbrechen, welche der Doctor Kennedy, der glücklicherweise noch bei uns war, und den ich gleich herbeiholte, für eine Cholera-Morbus erklärte, so eine der gefährlichsten Coliken seyn soll. Er gab ihr Mittel, die auch gleich gute Wirkung thaten. Den andern Morgen war unser Feldprediger Mylius auch sehr krank, ja sogar noch schlechter; und man entdeckte endlich, daß der Grund davon in den Austern lag, die zunächst bei Portsmouth an einem Orte gefischt worden, wo Kupfer seyn soll, oder wie einige behaupten, mit Kupfer beschlagene Schiffe vor Anker liegen, von welchen die Austern den Grünspan einsaugen. Auch ist verboten, auf dem Fleck Austern zu fischen, und wenn man die Leute dabei ertappt, werden sie streng bestraft. Dieses hindert aber nicht, daß einige es doch wagen, weil sie sie da mit weniger Mühe und Kosten bekommen.

Tages darauf reiste mein Mann mit seinem Adjutanten den Vormittag voraus nach London, und ich folgte Nachmittags nach. Ich hatte ihn sehr gebeten, unterwegs die Nacht in dem Gasthof zu bleiben, wo der rechtschaffene Wirth war, der mich aus meiner ersten Reise so gut aufgenommen hatte; die Postillions fuhren ihn aber einen andern Weg. Die meinigen wollten es auch so machen, aber ich behauptete meinen Willen, und wurde von dem braven Mann mit wahren Freudens-bezeugungen empfangen. Er gab mir ein Familien-Concert, in welchem eine Schwester von ihm, die seit 7 Jahren blind war, sehr gut das Clavier spielte und dazu sang. Sie wollte es die Fremden nicht gerne wissen lassen, daß sie blind war, setzte sich also vors Clavier, ehe jemand hereinkam, und hatte ihr Buch vor sich liegen, und da man nichts an ihren Augen sahe, so hätte man nichts gemerkt, aber der Bruder sagte es, damit man, wenn man es ja entdeckte, nicht davon spräche, und sie dadurch be-

trübte. Es ging ihm sehr nahe, daß mein Mann ihn vorbeigereiset war; ich fragte nach der Ursach, warum die Postillions einen verhinderten, bei ihm einzukehren. Er antwortete, daß es daher käme, weil er es niederträchtig fände, sie zu bestechen, 2 Meilen von ihm aber ein Gastwirth wäre, der ihnen viel gäbe, und dieses nachher auf die Rechnung schlüge, die er den Fremden machte. Die Fremden aber, die mich einmahl kennen, sagte er, kommen doch wieder zu mir, weil sie wissen, daß ich mich äusserst bemühe, sie gut zu empfangen. Sein Haus war hübscher als jemahls. Der ganze Flur und der innere Hof war mit Blumentöpfen und rankenden Staudengewächsen ausgeziert, die sich an dem Hause hinaufschlangen, und und dazwischen waren große Glaskugeln, worin Goldfische schwammen; welches allerliebste aussahe. Er gab mir wieder die besten Stuben, und ich bekam die beste Kost, die man nur verlangen konnte, und doch spottwohlfeil; wogegen mein Mann in seinem Gasthof erstaunlich hatte bezahlen müssen. Zwei Tage darnach kam ich in London an, wo wir in einem großen Gasthof, welcher, wenn ich mich recht erinnere, King-George hieß, prächtig logirt waren. Ich hatte nichts eiliger, als gleich den Morgen nach meiner Ankunft zu den braven Ruffels zu gehn, die während meines ersten Aufenthalts in London vor meiner Reise nach America, so viel Liebe und Sorgfalt für mich gehabt hatten. Ich nahm einen Miethswagen, setzte mich mit meinen 4 Kindern hinein, und ließ die guten Leute nichts von meinem Besuch vorher wissen. Da der Mann noch in seiner Kammer bei seinem Anzuge war, so gingen wir in den Laden und stellten uns der Mistris Russels, die beschäftigt war Zucker zu verkaufen, gerade gegenüber. Wie sie mich so vor sich stehn sah, blickte sie mir scharf in's Gesicht, und sagte: „Soll ich meinen Augen trauen? Sind Sie es wirklich? – Aber Sie hatten nur drei Kinder, und da sind ihrer viere!“ Ich konnte mich nicht länger halten; meine Freuden-thränen verriethen mich; ich fiel ihr um den Hals. – Indem umfaßte mich einer von hinten, und rief: „Pardon

Mylady, I must embrace You!“ (Um Verzeihung, gnädige Frau, ich muß Sie umarmen.) Es war der würdige brave Mann. Die guten Leute weinten sehr, wie ich sie wieder verließ, ich versprach Jhnen aber, noch einmahl wiederzukommen, und ihnen dann meinen Mann mitzubringen.

Wir waren alle Tage zu Gaste; und aßen auch unter andern bei unserm New-Yorker guten Freund, dem General Thryon. Eines Tages, wie wir noch bei Tische waren, ließ uns die Oberhofmeisterinn der Königin, Myladh Howard sagen, daß wir uns um 6 Uhr Nachmittags bei der Königin einfinden sollten. Da mein Hofkleid noch nicht fertig war, und ich nichts weiter, als eine ganz einfache Angloise hatte, so ließ ich gleich zum voraus hierüber meine Entschuldigungen machen, welche ich noch selbst wiederholte, als wir die Ehre hatten, Jhro Majestäten, die beide zusammen waren, vorgestellt zu werden. Die Königin aber, die uns, so wie auch der König, äußerst gnädig empfing, antwortete mir sehr freundliche „Wir sehen nicht auf die Kleider, wenn wir die Leute gerne sehen.“, Sie waren von allen ihren Prinzessinnen Töchtern umgeben. Man setzte sich vors Kaminfeuer, die Königin, die Prinzzessinnen, die Oberhofmeisterinn und ich saßen in einem halben Kreise, und mein Mann blieb mit dem Könige am Feuer stehen. Es wurde Thee und Kuchen herumpräsentirt. Ich saß zwischen der Königin und einer der Prinzessinnen, und mußte viel erzählen. Die Königin sagte mir sehr gnädig: „Ich bitt Ihnen allent-halben gefolgt, und habe mich öfters nach Jhnen erkundigt, und immer mit Vergnügen gehört, daß Sie Sich wohlbefänden, vergnügt und von einem jeden geliebt wären.“ Ich hatte einen abscheulichen Husten. Die Prinzessinn Sophie ging selbst, mir Gelee von schwarzen Corinthen zu hohlen, die sie mir als ein besonderes gutes Mittel empfahl, und nöthigte mich, einen Topf voll davon anzunehmen.

Um 9 Uhr Abends kam auch der Prinz von Wallis. Seine jüngsten Schwestern liefen auf ihn zu, und er umarmte sie und

ließ si tanzen. Ueberhaupt hatte die königl. Familie so sehr die Gabe einem allen Zwang zu benehmen, daß man in einer glücklichen Familie von seinesgleichen zu seyn glaubte. Wir blieben bis um 10 Uhr Abends da, und der König sprach mit meinem Mann viel von America, und zwar in einem weg deutsch, welches er vollkommen gut spricht. Mein Mann wunderte sich auch über sein vortreffliches Gedächtniß. Als wir Abschied nahmen, hatte die Königin die Gnade, mir zu sagen: sie hoffe, daß wir nicht sobald wieder abreisen würden, und wünsche mich noch einmahl zu sehn; aber da wir nachher die Nachricht erhielten, daß die Flotte, die uns mit unsern Truppen wieder nach Deutschland bringen sollte, schon auf uns wartete: so mußten wir unsere Abreise so sehr beschleunigen, daß wir der königlichen Familie nicht mehr aufwarten konnten.

Ich lernte während unsers damaligen Aufenthalts zu London auch den Lord North und Herrn Fox kennen. Beide machten uns einen Besuch. Uebrigens machte ich einige Fahrten aufs Land, theils um London kennen zu lernen, theils um hin und wieder merkwürdige Sachen zu sehn. Ich hätte gerne unsern Aufenthalt noch mehr benutzt, aber die Nachricht, daß die Flotte, die uns nach Deutschland bringen sollte, segelfertig wäre, änderte alle unsere Plane, und nöthigte uns, so eilig als möglich abzureisen. Wir gingen nach Deal, wo wir uns einschiffen sollten. Es war gerade im Aequinorio, welches wir so sehr gefürchtet hatten, und unser Capitän selbst hätte gewünscht, daß es schon vorüber gewesen wäre, ehe wir uns einschiffen, weil der Sturm so heftig war, und die Einfahrt in die Elbe, besonders bei widrigem Wetter, ziemlich schwierig seyn soll. Als wir einen Tag in Deal gewartet hatten, und das Wetter immer gleich ungünstig blieb, so wollte mein Mann nicht, daß um seinetwillen die Abfahrt der Transport-Flotte aufgehalten würde, und beschloß also abzureisen, das Wetter möchte sehn, wie es wollte. Das Werft daselbst ist sehr schlecht, und besonders ist man bei großem Sturm da übel dran. Die Schiffsboote

liegen auf dem Strand, wo man steh auch einschiff, und dann den Augenblick abwartet, wo die Fluth kömmt, und die Matrosen alsdann das Boot ins Wasser ziehen und werfen. Es ward uns allen dabei bange, weil uns dieses so besonders und gefährlich dünkte. Ich hatte meine jüngste dreijährige Tochter America auf dem Schooß, und um unser Boot standen eine Menge Leute; auf einmahl fing das erschrockene Kind auf englisch an zurufen: „Is no budy there, who will take me!“ (Ist den kein Mensch hier, der mich nehmen will!), und streckte dabei seine beiden kleinen Arme aus. Eine ganz gut angekleidete Frau kömmt hierauf hergelaufen, und will sie mir wegreißen in demselben Augenblick, wo man das Boot abstößt: ich hatte alle Mühe, die Kleine noch zurückzuhalten. Nun waren wir in unserm Boote, wo wir aber von den Wellen hin und her geworfen wurden. Da ich bei unserer Ankunft in England alle Gefahr überstanden zu haben glaubte: so brachte mich diese unvermuthete neue Gefahr ganz aus meiner Fassung. Endlich kamen wir doch glücklich zu den Schiffen, wo aber neue Schwierigkeiten uns erwarteten. Unser Boot ward nemlich, da die Wellen so hoch gingen, hin und her geworfen, so daß wir nicht wußten, wie wir auf das Schiff hinaufsteigen sollten. Ich erklärte gleich, daß ich die Letzte sehn würde, und erst die andern vor mir einsteigen lassen wollte, um erst alle die Meinigen in Sicherheit zu wissen. –Mein Mann machte also den Anfang, und dann nahmen die Matrosen meine Kinder auf den Arm, und stiegen mir ihnen die kleine Leiter nach dem Schiffe hinauf; wobei mir angst und bange war, denn wenn sie ausgegleitet wären, so waren sie zwischen dem Schiffe und dein Boote gequetscht, und ohne Rettung verloren. Ich wurde auf einem Stuhl hinaufgezogen. Wie ich am Bord anlangte, kam der Capitän an mich heran, und sagte mir: „Ich wünsche Jhnen Glück, denn Sie haben heute mehr Gefahr gelaufen, als auf ihrer ganzen Reise“.

Am andern Morgen lichteten wir die Anker, und brachten drei Tage auf unserer Ueberfahrt nach Stade zu. Wir mußten

immer hin und herfahren, da wir nicht über die Tonnen kommen konnten, die dort auf der Elbe liegen, zur Bezeichnung der Oerter, wo keine große Schiffe anders als mit der Fluth durchkommen können. Endlich ward mein Mann ungeduldig, ließ sich ans Land fahren, und setzte seine Reise in einer Kalesche nach Stade fort. Ich blieb aber mit den Kindern zurück, weil dieses zu viel Umstände gemacht haben würde.

Tages darauf bot mir der Capitän, der zufälliger, und ich kann sagen glücklicher Weise derselbe war, der uns von Quebec nach England gebracht hatte, mit seiner gewöhnlichen zuvorkommenden Höflichkeit an, im Fall unser Schiff noch vor Anker liegen bleiben müßte, mich selbst nach Stade zu bringen. Demzufolge verließen wir das Schiff um 4 Uhr Nachmittags im großen Boote, nachdem ich noch dem guten Capitän auf Geheiß meines Mannes ein Geschenk von unsern sammtlichen Vorräthen gemacht hatte, die in 2 Kühen, 15 Hämmelu, 6 Schweinen und vielem Federvieh bestanden; denn wir hatten uns gut vorgesehen. Er zeigte sich darüber sehr erkenntlich. – Wir hatten 6 Matrosen die uns fuhren, da es aber gegen den Strom ging, so waren die armen Leute ganz erschöpft, und ich fürchtete, daß wir die Nacht auf der Elbe würden bleiben müssen, welches sehr unangenehm gewesen wäre. Endlich langten wir nach vieler Mühe Abends um 11 Uhr in Stade an, konnten aber wegen der vielen Schiffe die da lagen, nicht ans Ufer kommen, besonders da es sehr finster war. Wir mußten uns also entschließen, über 3 oder 4 Schiffe, über welche man Bretter legte, wegzu-steigen.

Wie wir nun endlich in der Stadt waren, so wußte ich nicht, wo ich meinen Mann finden sollte, denn alle Menschen schliefen schon, und die, welchen wir noch begegneten, waren entweder betrunken, oder wußten uns doch nicht die mindeste Auskunft zu geben. Ich dachte, daß jeder den neuangekommenen deutschen General kennen müßte, weil er mich so interessirte; aber die einen sagten: – Ach wir kennen keinen! und die

andern: – Was geht uns der an! – so daß ich mich vor dem Capitän schämte, und vor unseren Matrosen, die meinem treuen Jäger Rockel meine Kinder tragen halfen. Endlich fanden wir eine gute Seele, die uns nach dem Wirthshause brachte, wo mein Mann wohnte, aber durch so viel kleine Straßen, daß uns bange war, daß man uns auf Abwege führe um uns zu bestehlen. Wir nahmen uns also vor, in kein Haus hineinzugehn, welches uns verdächtig scheinen könnte. Wie wir aber endlich an das Wirthshaus kamen, sahe ich zu meiner großen Freude eine Schildwacht von unsern Dragonern vor der Thüre, und noch dazu einen alten Soldaten, der fast immer mit meinem Mann gewesen war. Dieser gute Alte nahm mich und meine Kinder bei der Hand, und sagte: – „Was freue ich mich, Sie glücklich wieder in Deutschland zu sehn!“ und dieses sagte er mit einem so treuherzigen Ton, daß wir daraus ganz sein gutes und gefühlvolles Herz ansehen konnten. Mein Mann war schon zu Bette, und freute sich sehr über unsere glückliche Ankunft. Ich wollte unsern guten Capitän mit Thee bewirthen, aber die Wirthsleute waren brummig, und ich bekam schlechten Thee, schlechte Milch, schlecht Brodt und schlechte Butter, und alles war so schmutzig, daß ich mich recht vor dem Capitän meiner Landsleute wegen schämte, und ihn bat, doch ja nicht von diesem aufs Uebrige in meinem Vaterlande zu schließen. Den andern Tag reiste er wieder ab, und wir nahmen gerührt Abschied von diesem braven Mann, der uns jederzeit so viel Höflichkeit, Gefälligkeit und Aufmerksamkeit bewiesen hatte.

Wir blieben noch einen Tag in Stade. Mein Mann erwartete daselbst noch die übrigen Truppen, ich aber reiste den folgenden Tag ab, und blieb die Nacht in Zelle, in der fröhlichen Erwartung den andern Tag in Braunschweig zu seyn. Mitten in der Nacht aber sahe ich auf einmahl einen Soldaten mit einem großen Schnurrbart, ein Licht in der Hand, vor meinem Bette stehen. Es war der Hausknecht. Ich erschrak sehr, und noch mehr, da er mir einen durch eine Estafette gekommenen Brief von

meinem Mann überreichte, weil ich fürchtete, daß ihm etwas zugestoßen wäre; es war aber nichts weiter, als daß er mir schrieb, daß ich meinen Reiseplan ändern, und erst nach Wolfenbüttel gehn sollte.

Ich fand daselbst unser ganzes Haus in derselben Ordnung wieder, als ich es bei meiner Abreise nach America gelassen hatte; meine guten Freundinnen, Madame Paasch und ihre Tochter, waren erpreß von Braunschweig hingekommen um mir alles so einzurichten. Sie hatten mir auch ein gutes Abendessen bereit gehalten, und wie ich mich damit erquickt hatte, begab ich mich zur Ruhe mit der Empfindung des herzlichsten und gerührtesten Danks gegen Gott, daß er mich in so mannigfaltigen Gefahren bewahret, besonders aber, daß er mir alle die Meinigen so gnädig erhalten, ja noch eines dazu geschenkt, nämlich meine Tochter America.

Gleich den andern Tag hatte ich den Besuch unserer vortreflichen Herzoginn und verschiedener mir lieben alten Freunde. – Ohngefähr acht Tage darauf hatte ich das große Vergnügen, meinen Mann mit seinen unterhabenden Truppen durchpassiren zu sehn. Ebendieselbe Straße in welcher ich achtehalb Jahre vorher mein Glück und Zufriedenheit verlohren hatte, war es, wo ich jetzt diesen schönen und rührenden Auftritt sahe, den ich nicht zu beschreiben vermag; meinen lieben redlichen Mann, der die ganze Zeit über so einzig für seine Pflicht gelebt hatte, und stets bemüht gewesen war, die so ihm anvertrauet waren, nach Möglichkeit zu unterstützen und ihnen zu helfen, (öfters auf Unkosten seines Geldbeutels, der sich dabei nicht füllte) so mit Freudenthränen in den Augen, in der Mitte seiner Soldaten, im theils frohen theils rührenden Getümmel von Vätern, Müttern, Frauen, Kindern, Geschwistern und Freunden, welche sich alle hinzudrängten um die Ihrigen wiederzusehn. Die Freude der Wiederfindenden und Wiedergefundenen, und das Trauern derjenigen, die die Ihrigen verlohren hatten und vermißten; alles dieses läßt sich nicht beschreiben, sondern nur

fühlen. Den folgenden Tag gingen wir beide nach Braunschweig. Es war an einem Sonntag, wie ich mich noch erinnere, im Herbst des Jahres 1783, als wir dort ankamen; wir speisten bei Hofe, und den Abend sahe ich auf der Cour die meisten meiner dortigen Freunde nach dieser langen Trennung wieder, welches eine große Freude, aber zugleich eine Gemüthsbewegung in mir erregte, die mich bis ins Innerste erschütterte.

Nähere Nachrichten von dem Anführer der Wilden, Brandt, dessen in den Briefen der Frau von Riedesel (Seite 302) gedacht wird.

„Brandt wurde (wie Frau von Riedesel anmerkt, auf Kosten des Königs von England) in seiner frühen Jugend auf eine Schule nach Neu-England geschickt; er hatte viel Fähigkeit, und machte ansehnliche Fortschritte im Lateinischen und Griechischen. Man gab sich ungemein viel Mühe ihm die Wahrheiten der Religion einzuprägen; er zeigte sich auch als einen warmen Verehrer und Anhänger des Christenthums, und in der Hoffnung seine Nation einst zu bekehren; übersetzte er das Evangelium Matthäi und die Liturgie der englischen Kirche ins Mohawksche. Ehe aber Brandt seine Studien beendet hatte, brach der Amerikanische Krieg aus, entflammt von Ruhmbegierde, die den Gemüthern der Indianer so tief eingepflanzt ist, verließ er augenblicklich seine Schule, eilte nach seinem Dorfe, und stieß bald mit einem ansehnlichen Trupp von seiner Nation zu dem brittischen Korps, unter dem Kommando des Sir John Johnston. Hier zeichnete er sich in mehreren Affären durch Tapferkeit aus, ward bald Anführer seiner Nation und Kapitän in königlichen Dinsten.

Sehr bald aber befleckte Brandt seinen Ruhm in der englischen Armee. Es fiel ein Scharmützel vor; das Gefecht ward

hitzig, und Brandt bekam einen Flintenschuß in die Ferse; die Amerikaner wurden indeß geschlagen, und ein Offizier nebst 60 Mann gefangen genommen. Dieser Offizier war, nachdem er seinen Degen übergeben hatte, in einer ganz freundschaftlichen Unterredung mit dem Oberst Johnston, der die brittischen Truppen kommandirte, begriffen; als Brandt unbemerkt hinter ihn schlich und ihn mit einem Schlag seines Tomahawks todt zu Boden streckte. Sir John war, wie man leicht denken kann, über eine solche Verrätherei sehr aufgebracht, und äußerte sich darüber in den heftigsten Ausdrücken. Brandt aber hörte ihn ruhig an, und antwortete ihm ganz kaltblütig; es sey ihm leid, daß er ihm mißfallen habe, allein seine Wunde habe ihn in dem Augenblicke so heftig geschmerzt, daß er sich nicht hätte enthalten können, an diesem einzigen gefangenen Anführer seine Rache zu nehmen; auch hatten in der That seitdem seine Schmerzen nachgelassen.

Beim Ausbruch des Kriege wohnten die Mohawks an dem Mohawk-Fluß im Neu-Yorkischen Staate; nach dem Frieden zogen sie nach Ober-Kanada, und ihr größtes Dorf liegt jezt an dem Grand-River, der sich von Norden her in den Erie ergießt, etwa 60 Meilen von Newark oder Niagara; da wohnt Brandt jezt. Er hat sich ein bequemes Haus gebaut, und jeder Fremde, der ihn besucht, ist sicher gut aufgenommen zu werden, und einen wohlbesetzten Tisch zu finden. Er hat nicht weniger als so bis 40 Sieger, die ihm seine Pferde besorgen und sein Land bauen. Diese armen Menschen werden in dem härtesten Druck gehalten, und wagen es doch nicht den geringsten Versuch zur Flucht zu machen, denn er hat sie versichert, daß, wenn sie entliefen, er ihnen selbst, sollte es auch bis an die äußerste Grenze von Georgien seyn, nachsetzen, und sie tomahawken würde, wo er sie immer fände. Sie kennen ihn zu gut, und wissen daß er Wort hält.

Brandt erhält von der Regierung halben Kapitäns-Sold, der, mit Inbegriff der Geschenke, jährlich an 500 Pfund Sterling beträgt. Sie können denken, daß wir nicht wenig neugierig waren diesen Brandt zu sehen, auch verschafften wir uns Empfehlungsschreiben an ihn vom Sekretär des Gouverneurs, von Offizieren und andern die mit ihm bekannt waren, in der Idee von Newark aus nach seinem Dorfe zu gehn; wir hörten aber zu unserm Leidwesen, daß er sich gerade den Tag vor unserer Ankunft in Newark nach Kingston am andern Ende des Sees eingeschifft habe. Ein Advokat aus Niagara, der von Kingston aus, wo ihn widrige Winde aufgehalten hatten, mit uns über den Ontario fuhr, versicherte uns den Tag nach unserer Ankunft in Niagara, er verliere wenigstens 100 Pfund Sterling, weil er nicht zeitig genug gekommen wäre, um ein Geschäft für Brandt zu machen, welches dieser nun einem andern übertragen, habe. Sie können daraus abnehmen, was für eine wichtige Person dieser Brandt hier ist.

Brandt wurde bald gewahr wie die Indianer von allen Mächten, die Fuß in Amerika gefaßt haben, hintergangen würden; und hätte er noch einige Zweifel darüber gehabt, so hätten sie verschwinden müssen, als er sah, wie die Engländer, nachdem sie die Indianer um Beistand gegen die Amerikaner gebeten, und diese ihn auch treulich geleistet hatten, so ungerecht und ungroßmüthig waren, das ganze ostwärts vom Mississippi und südwärts von den Seen liegende Indianer- Gebiet den vereinigten Staaten zu übergeben, und sie so einem Volke in die Hände zu liefern, das sie sich bloß um der Engländer willen zum Feinde gemacht hatten. Er sah mit Bekümmerniß wie die Indianer sich schwächten, indem sie sich in die Streitigkeiten der Weißen mischten, und sich ein Stamm zu dieser, der andere zu jener Partei, schlug, da sie im Gegentheil, wenn siezusammengehalten hätten, bald furchtbar geworden wären, und sich mehr Achtung verschafft hätten. Er entwarf daher den kühnen Plan, alle Indianer zu Einer großen Konföderation zu vereinigen, und

brachte eine Hauptver-sammlung der Anführer aller Stämme in Vorschlag, um diese Sache in Ueberlegung zu ziehn; viele Stämme aber trauten ihm nicht, sie besorgten er wolle nur sich selbst eine große Macht verschaffen, und widersetzten sich der Ausführung des Plans aus allen Kräften Brandt ist dadurch wieder den kriegeri-schesten Stämmen verdächtig geworden, und sie sehen ihn mit so neidischen Augen an, daß er sich nicht mit Sicherheit in das Oberland wagen kann.

Er hat die Geschäfte seiner Nation mit vielem Verstande verwaltet, und sehr weislich ihr überflüssiges Land für sie auf viele Jahre hinaus verpachtet, wodurch der Nation wahrscheinlich, so lange sie bestehen wird, eine jährliche Einnahme gesichert ist: Dagegen wenn die Mohawks, wie die andern Stämme, ihr Land an Einzelne verkauft hatten, die dafür erhaltenen Summen jedesmal bald verschwendet gewesen wären.

Sobald die öffentlichen Geschäfte es ihm erlauben, will Brandt sich wieder recht ernstlich dem Studium der griechischen Sprache, die er vorzüglich liebt, widmen, und noch mehr vom neuen Testament ins Mohawksche übersetzen; dieser nemliche Mensch aber hat kurz zuvor ehe wir nach Niagara kamen, seinen einzigen Sohn mit eigener Hand ermordet. Der Sohn war, wie es heißt, ein dem Trunk ergebener Taugenichts, der schon oft den Vorsatz geäußert hatte, seinen Vater zu tödten. Eines Abends drang er mit Gewalt in des Vaters Zimmer, und fing Streit mit ihm an, wahrscheinlich um seine unnatürlichen Drohungen in Ausführung zu bringen. Brand aber zog seinen Degen und streckte ihn zu Boden. Er spricht freilich nicht ohne Schmerz von dieser Begebenheit, aber doch nicht mit der Empfindung, die ein Indianer dabei haben würde. Er tröstet sich darüber mit dem Gedanken, er habe seiner Nation einen Dienst geleistet, indem er sie von einem Schurken befreiet habe.

Er geht ganz nach indianischer Weise gekleidet, trägt aber statt der Decke ein so kurzes Hemde, wie ich oben beschrieben habe.¹

¹ Vorstehende Nachrichten sind aus Welds Beschreibung seiner nach Nord-Amerika unternommenen Reise entlehnt. Da Wild sich vom Ende des Jahres 1785 bis zu Anfang des Jahres 1797 in Nord-Amerika aufhielt, und in alle die Gegenden kam, welche Frau von Riedesel in ihren Briefen beschreibt; so wird das, was Sie davon erzählt, durch Welds Nachrichten nicht nur erläutert, sondern, weil er vierzehn Jahre nach Jhr dort war, bis auf die neuesten Zeiten fortgeführt. Auf welche Art dies geschieht, läßt sich aus der eben mitgetheilten Probe (den Anekdoten von Brandt) hinlänglich beurtheilen, um den Leser zu bestimmen, ob, nächst den Briefen der Frau von Riedesel, nicht auch Welds Reise nach Amerika für ihn eine nützliche und unterhaltende Lektüre seyn dürfte. Welds Reise, mit sechs Kupfern geziert, kostet geheftet einen Thaler und zwölf Groschen.